<36622287520013

F

Litteratur

und

Völkerkunde,

Ein periodisches Werk.

Siebender Band.

Dessau und Leipzig,
bey G. J. Göschen. 1785.

Litteratur und Völkerkunde.

I.

Julius 1785.

I.

Ueber den Ursprung und die Fortschritte des Mönchslebens.

Da unter den ersten christlichen Kaysern die christliche Religion ihr Haupt emporhob, und keine Verfolgungen mehr zu befürchten hatte, so wurde bey derselben bald ein Unterschied zwischen gemeinen und ascetischen Christen gemacht. Die denklose unvollkommene Ausübung der Religion war hinreichend das Gewissen bey dem großen Haufen zu befriedigen. Fürsten und obrigkeitliche Personen, Soldaten und Kaufleute, wußten ihren andächtigen Eifer und Köhlerglauben mit den Pflichten ihres Standes, mit ihrem Interesse, und mit ihren Leidenschaften zu vereinigen; die Asceten hingegen, die den strengen Vorschriften des Evangeliums gehorchen wollten, sie aber falsch erklärten und mißbrauchten, waren von dem wilden Fanatismus eingenommen, der sich den Menschen als einen Verbrecher und Gott als einen Tyrannen vorstellt. Sie entsagten ernstlich allen Beschäftigungen

und Ergötzlichkeiten ihres Zeitalters, verschworen den Gebrauch des Weins, des Fleisches und die Ehe, marterten ihren Körper, thaten ihren Neigungen Einhalt, und sahen ein höchst elendes Leben als den Preiß der ewigen Glückseligkeit an. Unter der Regierung Konstantins des Großen flohen die Asceten von der ausgearteten sündlichen Welt in einsame Oerter, wo sie entweder als Einsiedler, oder in geistlicher Gesellschaft lebten. So wie die ersten Christen zu Jerusalem entsagten sie dem Gebrauch oder dem Eigenthumsrecht ihres zeitlichen Vermögens, gründeten regelmäßige Societäten von Personen einerley Geschlechts und ähnlicher Denkungsart, und nahmen, um ihre Wohnungen in natürlichen und künstlichen Wüsten zu bezeichnen, die Namen Eremiten, Mönche oder Anachoreten an. Sie erlangten bald die Ehrfurcht der Welt, die sie verachteten, und der lauteste Beyfall wurde diesem Religionsenthusiasmus gegeben, den man in der damaligen Zeit mit der Benennung: Göttliche Philosophie beehrte, da hiedurch ohne Vernunft und Wissenschaft die arbeitsamen Tugenden der griechischen Schulen übertroffen wurden. Die Mönche konnten es in der That mit den Stoikern aufnehmen, so wohl in Verachtung der Glücksgüter, als des Schmerzens und des Todes. Das pythagorische Stillschweigen und die Unterwürfigkeit, die in dieser Schule herrschte, wurden in ihrer Disciplin erneuert; und sie setzten eben so wohl wie die Cyniker alle Anständigkeiten der bürgerlichen Gesellschaft hintan. Es war indessen für diese Fanatiker nicht genug es den griechischen Philosophen gleichzuthun, sondern sie suchten vielmehr ein vollkommner Muster auf. Sie traten

in

in die Fußstapfen der Propheten, die sich in die Wüsten begeben hatten, und brachten das andächtige kontemplative Leben wieder in Ansehn, das von den Esseniern in Palestina und Egypten eingeführt worden war. Das philosophische Auge des Plinius betrachtete mit Erstaunen ein einsames Volk, das unter den Palmbäumen nahe am todten Meer wohnte, das ohne Geld lebte, ohne Weiber fortgepflanzt wurde, und von dem Widerwillen und der Reue des Menschengeschlechts einen beständigen Zufluß freywilliger Gesellschafter erhielt.

Egypten, die fruchtbare Mutter des Aberglaubens, gab das erste Beyspiel vom Mönchsleben. Antonius, ein ungelehrter Jüngling aus der Gegend von Theben, vertheilte sein väterliches Erbe, verließ seine Familie und Heimath, und führte seine mönchische Buße mit einem originellen Fanatismus aus. Nach einem langen martervollen Noviziat unter den Gräbern und in einem verfallenen Thurm, begab er sich in eine Wüste drey Tagereisen vom östlichen Ufer des Nils und entdeckte einen Erdraum, wo er Schatten und Wasser fand, und woselbst er einige Zeit lebte, bis er endlich seinen letzten Wohnsitz auf dem Berg Colzim, nahe am rothen Meer, aufschlug, wo noch jetzo ein altes Kloster den Namen und das Andenken des Heiligen aufbehält. Die neugierige Andacht der Christen verfolgte ihn in die Wüste, wo er seinen Ruf mit Bescheidenheit und Würde unterstützte. Ein gleiches that er, als er genöthigt war in Alexandria vor den Augen des ganzen Volks aufzutreten. Er genoß die Freundschaft des Athanasius,

dessen Lehre er genehmigte, und schlug ehrerbietig die Einladung aus zum Kayser Konstantin zu kommen. Der egyptische Bauer gelangte endlich zur Würde eines Patriarchen, und wurde 105 Jahr alt, da er denn noch vor seinem Tode eine zahlreiche Nachkommenschaft sah, die er durch sein Beyspiel und seine Lehren gebildet hatte. Die Mönchskolonien vermehrten sich erstaunlich in dem Sandmeer von Lybien, auf den Felsen von Thebais und in den Städten am Nil. Der Berg und die daranliegende Wüste von Nitria, ohnweit Alexandria, war von 5000 Anachoreten bewohnt, und Reisende haben noch jetzo Ruinen von mehr als 50 Klöstern gefunden, die von den Schülern des Antonius in diesem öden Lande errichtet worden waren. Nach d'Anville sind hier noch vier Klöster vorhanden, woselbst 20 oder 30 Mönche eingenistet sind.

Tabenna, eine kleine Insel im Nil, zwischen der neuen Stadt Girge und den Ruinen des alten Theben, war von Pachomius und 1400 seiner Brüder bewohnt. Dieser heilige Mann stiftete nach und nach neun Klöster für Mönche und eins für Nonnen. Das Osterfest brachte hier bisweilen an 50,000 religiöse Personen zusammen, die seiner so verehrten Disciplin folgten. Die prächtige und volkreiche Stadt Oxyrinchus, der Sitz der christlichen Orthodoxie, hatte die Tempel, die öffentlichen Gebäude, ja selbst die Wälle zu frommen und barmherzigen Anstalten hergegeben. Der Bischof, der in zwölf Kirchen predigen konnte, hatte 20,000 vom männlichen und 10,000 vom weiblichen Geschlechte unter sich, die alle zu Mönchsorden gehör-

gehörten. In eben dieser Stadt Oxyrinchus, die vom Strabo und Ammianus so sehr erhoben wird, war vordem ein prächtiger Tempel, woselbst ein kleiner Fisch angebetet wurde. Diese ungeheure Menge Mönche überstieg fast die Zahl des ganzen übrigen Volks, so daß man das Sprüchwort, das ehedem auf die heiligen Thiere dieses Landes gemacht werden war, auch hier anwenden konnte. Man sagte nemlich, es sey in Egypten leichter einen Gott, als einen Menschen zu finden.

Athanasius führte das Mönchsleben in Rom ein. Die Schüler des Antonius, die ihren Patriarchen begleiteten, öfneten hier eine Schule für diese neue Philosophie an dem heiligen Dreyfuß des Vatikans. Der sonderbare, wilde Anblick dieser Egypter erregte anfänglich Verachtung und Abscheu, endlich aber Beyfall und eifrige Nachahmung. Die Senatoren, allein noch mehr die Matronen, verwandelten ihre Palläste und Landhäuser in geistliche Versammlungsörter, und das kleine, aber ehrwürdige und einzige Institut von sechs Vestalen wurde durch zahlreiche Klöster verdunkelt, die auf die Ruinen der alten Tempel und mitten auf dem Foro Romano erbaut wurden. Ein syrischer Jüngling, dessen Name Hilarion war, durch das Beyspiel des Antonius gereizt, schlug seinen melancholischen Wohnsitz auf einem Sandhügel auf, zwischen der See und einem Morast nahe bey Gaza. Die strenge Lebensart, die er 48 Jahre führte, verbreitete einen ähnlichen Enthusiasmus, und jedesmal, wenn dieser heilige Mann die zahllosen Klöster von Palestina besuchte,

suchte, hatte er ein Gefolge von 2000 oder 3000 Anachoreten.

Der Ruhm des Basilius ist unsterblich in der Mönchsgeschichte des Orients. Mit einem Geist der durch Wissenschaften und die Beredsamkeit von Athen genährt worden war, mit einem Ehrgeiz den kaum das Erzbisthum von Cäsarea befriedigen konnte, begab sich Basilius in eine wilde Einöde in Pontus, und ließ sich herab, blos den geistlichen Kolonien Gesetze zu geben, die er in großer Menge längst der Küste des schwarzen Meeres hinpflanzte. In den Abendländern stand Martin von Tours auf, der Soldat, Einsiedler, Bischof, und endlich gar ein Heiliger war, und stiftete Klöster in Gallien. Da er starb folgten ihm 2000 seiner Schüler zu Grabe. Die Fortschritte des Mönchswesens waren eben so schleunig und allgemein, als die des Christenthums. Jede Provinz, und zuletzt jede Stadt des Reichs war mit Schwärmen von Mönchen angefüllt, und die wüsten öden Inseln bey Lipari von vielen derselben zu ihren Wohnörtern erkohren. Eine leichte und ununterbrochene Gemeinschaft zu Wasser und zu Lande verband damals die Provinzen des römischen Reichs. Das Leben des Hilarion beweiset die Leichtigkeit mit welcher ein dürftiger Einsiedler Egypten durchwandern, sich nach Sicilien einschiffen, von da nach Epirus flüchten, und sich endlich in Cypern niederlassen konnte. Als Hilarion von Parätonium nach dem Vorgebürge Pachynus seegelte, erboth er sich die Fracht mit einem Evangelienbuch zu bezahlen. Die lateinischen Christen im Orient nahmen

die gottesdienstlichen Stiftungen von Rom an, und die Pilger, die Jerusalem besuchten, brachten in den entferntesten Ländern der Erde das Muster des Mönchslebens und ahmten es eifrig nach. Die Schüler des Antonius breiteten sich allenthalben aus, und drangen bis Aethiopien und Abyßinien, in welchem letztern Reiche die Mönche noch jetzo sehr genau ihrer ursprünglichen Regel folgen. In England in der Grafschaft Flintshire war das Kloster Banchor, das über 2000 Mönche enthielt, die man Truppweise zu den barbarischen Einwohnern in Irland schickte. Die Insel Jona, in der Nachbarschaft, wurde bald darauf von irländischen Mönchen besetzt, die über die nordischen Regionen einen zweifelhaften Strahl von Wissenschaft und Aberglauben verbreiteten. Diese Insel, nicht völlig eine halbe deutsche Meile lang, und eine viertel Meile breit, hatte viel Auszeichnendes. Hier war das Kloster von St. Kolumba, gestiftet im Jahr 566, dessen Abt eine ausserordentliche Gewalt über die kaledonischen Bischöfe ausübte. Man fand hier eine klaßische Bibliothek, die die Hofnung erzeugte, den ganzen Livius zu erhalten. Auch waren hier 60 Könige, schottländische, irrländische und norwegische begraben, weil die Erde für heilig gehalten wurde.

Die unglücklichen Fanatiker, die das gesellschaftliche Leben flohen, waren durch den schwarzen und unerbittlichen Genius des Aberglaubens dazu genöthigt. Ihr Entschluß wurde durch das Beyspiel von Millionen unterstützt, von jedem Geschlecht, Alter und Rang. Ein jeder Proselyt,

selbt, der die Klosterschwelle betrat, war überzeugt, auf dem steilen und dornigten Pfad der ewigen Glückseligkeit zu wandern. Diese religiöse Bewegungsgründe wurden aber auf mannigfaltige Weise durch die Gemüthsart und Lage der Menschen bestimmt. Die Vernunft konnte ihren Einfluß zwar unterjochen, oder Leidenschaften sie hintansetzen, aber dennoch war die Wirkung nie so groß, als bey den schwachen Köpfen von Kindern und Frauenspersonen. Der Entschluß wurde durch geheime Gewissensbisse oder Unglücksfälle bestärkt, wozu auch noch Betrachtungen von Eitelkeit und Interesse kamen. Man setzte natürlich voraus, daß die gottesfürchtigen und demüthigen Mönche, die der Welt entsagt hatten, um an dem Werk ihrer Seligkeit zu arbeiten, auch am geschicktesten wären, die geistliche Regierung der Christen zu übernehmen. Man zog den widerstrebenden Einsiedler aus seiner Zelle hervor, und setzte ihn unter dem lauten Beyfall des Volks auf den bischöflichen Thron. Die Klöster in Egypten, im Orient und in Gallien verschaften eine reguläre Folge von Heiligen und Bischöfen, daher der Ehrgeiz bald den geheimen Weg entdeckte, der zum Besitz von Reichthümern und Ehrenstellen führte.

Die Mönche, deren eignes Ansehn mit dem Ruhm und der Ausbreitung ihres Ordens verbunden war, arbeiteten mit großem Eifer, die Anzahl ihrer Mitgefangenen zu vermehren. Sie schlichen sich in reiche und vornehme Familien ein, und alle Künste der Schmeicheley und Verführung wurden angewandt, um solche Proselyten zu machen, die dem Mönchsstande Ehre und Reichthümer verschaffen

konnten. Nun kam es dahin, daß der betrogene Vater den Verlust seines Sohnes, vielleicht seines Einzigen, beweinte; das leichtgläubige Mädchen wurde aus Eitelkeit verführt, die Gesetze der Natur zu verspotten, und die Matrone träumte von eingebildeten Vollkommenheiten, wenn sie auf die Tugenden des häuslichen Lebens Verzicht that. Paula ließ sich durch die Beredsamkeit des Hieronymus hinreissen, und um den unsinnigen Titel Gottes Schwiegermutter zu erlangen (ein Ausdruck, dessen sich Hieronymus selbst bedient) wurde diese vornehme Wittwe bewogen, den jungfräulichen Stand ihrer Tochter Eustochium aufzuopfern. Paula verließ Rom und einen unerzogenen Sohn, und begab sich in Gesellschaft ihres geistlichen Führers nach dem heiligen Dorf Bethlehem. Hier stiftete sie ein Hospital und vier Klöster, und gelangte durch Allmosen und Buße zu einem hohen Posten in der katholischen Kirche. Solche seltene und vornehme Büßende wurden als der Ruhm und das Muster ihres Zeitalters aufgestellt, da die Zellen bloß durch Haufen von Menschen angefüllt wurden, die zur Hefe des Pöbels gehörten, und im Kloster mehr gewannen, als sie in der Welt verlohren hatten. Es war natürlich, daß Handwerksleute, Bauern und Sklaven der Armuth und der Verachtung entrannen, und einen ehrenvollen Stand ergriffen, dessen anscheinende Unannehmlichkeiten durch die Gewohnheit, durch den Beyfall des Volks, und durch geheime Uebertretungen der Disciplin gemildert wurden. *) Die römischen Unterthanen, deren Person und Ver-

*) Man findet in den Reisen des Pater Labat, daß ein fremder Dominikanermönch, der in Kadix in einem Kloster seiner

Vermögen für den ungleich aufgelegten und unterdrückenden Tribut haften mußten, entzogen sich dadurch dem Joch der kayserlichen Regierung, und der feige Jüngling zog die Mönchsbuße den Gefahren eines kriegerischen Lebens vor. Die Bewohner entlegener Provinzen von jedem Range flohen vor den einfallenden Barbaren, und fanden hier Zufluchtsörter und Unterhalt; ganze Legionen wurden in diesen religiösen Wohnungen begraben, so daß man sagen kann, daß dieselbe Ursache, die einzelnen Menschen Hülfe verschafte, die Macht des Reichs schwächte.

Die Kayser wandten alle Bemühungen an, den nachtheiligen Folgen abzuhelfen, allein die schwachen politischen Dämme wurden durch den Strom des Aberglaubens fortgerissen, und Justinian übertraf sogar die größten Wünsche der Mönche. Chrysostomus schrieb drey Bücher zum Lobe und zur Vertheidigung des Mönchslebens. Das Beyspiel der Arche Noä veranlaßte ihn zu glauben, daß niemand als die Auserwählten, das heißt die Mönche, selig werden könnten. An einem andern Ort aber wird er barmherziger, und nimmt verschiedene Grade der himmlischen Glorie an. Er macht einen Vergleich zwischen einem König und einem Mönch, und ist der Meynung, daß der König in jenem Leben sparsamer belohnt, aber strenger als der Mönch bestraft werden wird. Um die Heiligkeit dieses

seiner Ordensbrüder übernachtete, zu seiner Verwunderung hörte, daß ihr Schlaf nie durch nächtliche Andachtsübungen unterbrochen würde, ob man gleich zur Erbauung des Volks nie zu läuten unterließ.

ses Standes durch das Alter zu erhöhen, behauptete man, daß der Prophet Elias auch ein Mönch gewesen sey, wie denn noch jetzo die Karmeliter vorgeben, von ihm in gerader Linie abzustammen.

Dieser Mönchsstand war bey den Alten eine freywillige Andachtshandlung. Der unbeständige Fanatiker wurde mit der ewigen Rache desjenigen Gottes bedroht, den er verließ; aber die Thore des Klosters waren dennoch immer der Reue offen. Diejenigen Mönche, deren Gewissen durch Vernunft oder Leidenschaft gestärkt war, hatten die Freyheit, den Karakter als Menschen und Bürger wieder anzunehmen, und selbst die Bräute Christi konnten die gesetzmäßigen Umarmungen eines irdischen Liebhabers geniessen. Die häufigen Beyspiele eines solchen Aergernisses und die Fortschritte des Aberglaubens erzeugten die Idee eines grössern Zwangs. Nach einer hinreichenden Probe wurde die Treue des Novizen durch ein feyerliches und immerwährendes Gelübde gesichert, und diese unwiderrufliche Verbindung wurde durch die Gesetze der Kirche und des Staats bestätigt. Ein Flüchtling wurde nunmehr verfolgt, in Verhaft genommen, und in sein Gefängniß wieder zurück gebracht. Dadurch, daß sich die Obrigkeit in diese kirchliche Angelegenheiten mischte, wurde die Freyheit und das dabey seyn sollende Verdienst unterdrückt, die noch einigermaßen die niedrige Sklaverey der Mönchsdisciplin erhoben hatten. Die Handlungen eines Mönchs, seine Worte, sogar seine Gedanken, waren durch ein unverbrüchliches Gesetz oder einen eigensinnigen Prior bestimmt; die geringsten Vergehungen

wur-

wurden durch ausserordentliche Fasten, Kerker und blutige Geisselungen bestraft, und Verzug, Murren oder Ungehorsam wurden in das Verzeichniß der abscheulichsten Sünden gesetzt.

Eine blinde Unterwürfigkeit bey den Befehlen des Abts, so abgeschmackt oder strafbar sie auch immer seyn mochten, war der herrschende Grundsatz und die erste Tugend bey den egyptischen Mönchen, deren Geduld oft durch die ausschweifendsten Proben geübt wurde. Man befahl ihnen ein großes Felsenstück zu bewegen; einen bloßen Stock in die Erde zu stecken, und ihn wie eine Pflanze täglich zu begiessen, bis er gleich einem Baum grünen und blühen würde; in einen brennenden Ofen zu kriechen; Kinder in tiefen Teichen zu stürzen, u. s. w. Verschiedene Heilige, oder vielmehr Rasende, haben sich in den Mönchschroniken durch solche unsinnige Handlungen, die ein gedankenloser Gehorsam erzeugte, unsterblich gemacht. Die Freyheit des Geistes, die Quelle aller großmüthigen und vernünftigen Empfindungen wurde durch die Gewohnheit des blinden Gehorsams und der Leichtgläubigkeit ganz vernichtet, und der Mönch, der die Laster eines Sklaven annahm, folgte andächtig dem Glauben und den Leidenschaften seines geistlichen Tyrannen. Der Friede der morgenländischen Kirche wurde durch einen Schwarm Fanatiker gestört, die weder Furcht, Vernunft, noch Menschlichkeit kannten, und die kayserlichen Truppen gestanden ohne Schaam, daß sie diese mehr als die wildesten Barbaren fürchteten.

Benediktus Anianinus war der Reformator der Mönche im Anfange des 9ten Jahrhunderts; sein mönchisches Gesetzbuch,

buch, das Lukas Holstenius im 17ten bekannt machte, enthält 30 verschiedene Disciplinen für Mönche und Nonnen. Von diesen waren sieben in Egypten entworfen, eine in Indien, eine in Kappadocien, eine in Italien, eine in Afrika, vier in Spanien, acht in Gallien, und eine in England. In den Abendländern ward die Disciplin des Columbanus mehr als irgend eine andre befolgt. Nach derselben wurden sehr geringe Vergehungen mit 100 Geisselstreichen bestraft. Vor den Zeiten Karls des Großen trieben die Aebte ihre Greuel so weit, daß sie die Mönche eigenmächtig verstümmelten, oder ihnen die Augen ausstechen ließen; eine Strafe, die doch bey weitem nicht so grausam war, als das schreckliche: Vade in pace, worunter ein unterirrdischer Kerker, oder lebendiges Begräbniß verstanden wurde.

Der Aberglaube hat zwar oft die fantastischen Kleidungen der Mönche gemodelt und geheiligt, allein dennoch rührt dieses Sonderbare manchmal von ihrer unwandelbaren Anhänglichkeit an ihrem ersten einfachen Muster her, das seitdem durch die Revolutionen der Mode in den Augen der Menschen lächerlich geworden ist. Der Vater der Benediktiner entfernt ausdrücklich alle Ideen von Wahl oder Verdienst, und ermahnt seine Ordensschüler die grobe und bequeme Kleidung der Länder anzunehmen, worin sie wohnen. Die Mönchsgebräuche der Alten waren nach dem Klima und nach ihrer Lebensart verschieden, daher sie mit der nehmlichen Gleichgültigkeit das Schafsfell der egyptischen Bauern, und den Mantel der griechischen Philosophen annahmen. Sie bedienten sich der Leinwand in Egypten,

wo sie wohlfeil und jedermanns Arbeit war, aber in den Abendländern verwarfen sie solche als einen kostbaren ausländischen Luxus. Die Mönche schnitten ihre Haare entweder kurz ab, oder liessen sie abscheeren. Sie wickelten ihre Köpfe in ein grobes Tuch, um dem Anblick profaner Gegenstände zu entgehn; ihre Beine und Füsse waren nackend, ausgenommen im stärksten Winter, und ihre langsamen, schwachen Schritte, wurden durch einen langen Stab unterstützt. Die Figur eines ursprünglichen Anachoreten war ekelhaft und scheuslich. Jede Empfindung, die Menschen unangenehm war, wurde als Gott gefällig betrachtet; ja die sogenannte Engelgleiche Disciplin von Tabenna verboth den so heilsamen Gebrauch, die Glieder im Wasser zu baden, oder sie mit Oel zu bestreichen. Die Mönche schliefen auf dem harten Boden oder auf einer elenden Matratze, und dasnehmliche Bündel Palmblätter diente ihnen des Tages zum Sessel und des Nachts zum Kopfkissen. Ihre ursprünglichen Zellen waren niedrige enge Hütten aus den schlechtesten Materialien erbaut, die bey einer regelmäßigen Straßenabtheilung ein großes bevölkertes Dorf darstellen, das mit einer Mauer umgeben war, die ausser den Zellen, eine Kirche, ein Hospital, Wirthschaftsgebäude, einen Garten, einen Springbrunnen, bisweilen auch eine Büchersammlung einschloß. Dreyßig oder vierzig Ordensbrüder machten eine Familie von abgesonderter Disciplin und Diät aus, und dreyßig bis vierzig Familien wohnten gewöhnlich in den großen egyptischen Klöstern.

Vergnügen und Verbrechen sind in der Mönchssprache gleichbedeutende Worte; sie hatten durch die Erfahrung entdeckt,

deckt, daß strenge Fasten und eine enthaltsame Diät die wirksamsten Präservativmittel wider die unreinen Lüste des Fleisches wären. Die Regeln der Enthaltsamkeit, die sie ausübten, waren jedoch nicht einförmig oder immerwährend; das vergnügte Pfingstfest hielt der großen Mortifikation in den Fasten einigermaßen das Gleichgewicht. Dieser andächtige Eifer erschlafte nach und nach in den neuen Klöstern, da der starke Appetit der abendländischen Nationen die geduldige, mäßige Tugend der Egypter nicht nachahmen konnte. Die Schüler des Antonius und Pachomius waren mit ihrer täglichen elenden Portion zufrieden, die in zwölf Unzen Brod bestand; diese theilten sie ein zu zwey Mahlzeiten, eine die Nachmittag, und die andre die des Abends gehalten wurde. Man sahe es wie ein Verdienst, und fast wie eine Pflicht an, sich des gekochten Gemüses zu enthalten, das für das Refektorium zubereitet war. Wenn der Abt seine ausserordentliche Güte zeigen wollte, so wurden ihnen Käse, Früchte, Salat und getrocknete Fische aus dem Nil erlaubt. Nach und nach wurden diese Fischspeisen gemeiner; man bediente sich dabey aller Fische, sowohl aus den Flüssen als aus dem Meere; aber der Gebrauch des Fleisches war lange Zeit blos auf Kranke und Reisende eingeschränkt, und da er endlich auch in den weniger strengen Klöstern in Europa eingeführt wurde, so geschah es mit einer sonderbaren Unterscheidung; die Vögel nehmlich sowohl zahme als wilde erhielten den Vorzug vor den Thieren des Feldes, als ob diese eine mehr profane Gattung von Kreaturen wären. Wasser war das unschuldige Getränk der ersten Mönche; wie denn auch der Stif-

ter des Benediktinerordens die tägliche Portion einer halben Bouteille Wein bedauerte, die er der Unmäßigkeit seines Zeitalters hatte bewilligen müssen. Dieses Maaß war in den Weinländern von sehr geringer Bedeutung; diejenigen Benediktiner aber, die über die Alpen und den Rhein giengen, und die Länder am baltischen Meere zu ihrem Wohnsitz erkohren, setzten an die Stelle des Weins, Bier, Aepfelmost und andre Getränke.

Der Kandidat, der auf die Tugenden einer evangelischen Armuth Ansprüche machte, verschwor bey seinem ersten Eintritt in die Ordensgemeinschaft die Idee, ja sogar den Namen von allem abgesonderten oder ausschliessenden Besitz. Die Brüder ernährten sich durch ihre Handarbeit, die ihnen eifrig empfohlen war, als Pflicht, als Buße, als eine Leibesübung, und als das löblichste Mittel ihres täglichen Unterhalts gewiß zu seyn. Der Klostergarten und die Felder, die oft vorher aus verwachsenen Wäldern oder Morästen durch die Industrie der Mönche urbar gemacht worden waren, wurden mit vieler Sorgfalt von ihnen angebaut. Ohne Widerwillen thaten sie die niedrigsten Dienste von Knechten und Sklaven; ja sogar die verschiedenen Handwerker, die ihre Bedürfnisse erfoderten, um sich mit Kleidungsstücken, Werkzeugen und Wohnungen zu versehn, waren alle innerhalb den großen Klöstern zu finden. Es ist unleugbar, daß die Mönchsstudien größtentheils gedient haben, die Wolken des Aberglaubens noch mehr zu schwärzen; dennoch hat die Neugierde oder der Eifer einiger gelehrten Einsiedler geistliche, bisweilen auch Profanwissenschaften kultivirt, und die

Nach-

Nachwelt muß mit Dank anerkennen, daß die Denkmähler der griechischen und römischen Litteratur durch ihre Federn erhalten und vervielfältigt worden sind. Aber die demüthige Industrie der Mönche, besonders in Egypten, war mit der schweigenden, sitzenden Beschäftigung zufrieden, hölzerne Sandalen zu machen, oder Palmblätter in Matratzen und Körbe zu flechten. Der überflüßige Vorrath, der nicht im Kloster verbraucht wurde, diente zum Handel, um der Kommunität ihre Bedürfnisse zu erleichtern. Die Kähne von Tabenna und anderer Klöster in Oberegypten, giengen den Nil herunter bis nach Alexandria, wo es wohl seyn konnte, daß auf einem christlichen Markt die Heiligkeit der Arbeitsleute dem innern Werth der Waare einen höhern Reiz gab.

Die Nothwendigkeit der Handarbeit hörte jedoch nach und nach auf. Der Noviz vermachte sein Vermögen den Heiligen, in deren Gesellschaft er entschlossen war den Ueberrest seines Lebens zuzubringen, und die schädliche Nachsicht der Gesetze erlaubte ihm zu ihren Gebrauch noch fernere Vermächtnisse und Erbschaften anzuwenden. Melania gab ihr Silberzeug her, das 300 Pfund wog, und Paula machte ungeheure Schulden, um ihre Favoritmönche zu unterstützen, die dafür ihre Gebete und Bußübungen anwandten, um so freygebigen Sünderinnen Verdienste im Himmel zu erwerben. Der Mönch Pambo gab der Melania eine sehr zweckmäßige Antwort, die dabey erhaben war, da sie den Werth ihres Geschenks aus einander setzen wollte: „Giebst du es mir oder giebst du es Gott? Wenn es für Gott ist, so hat derjenige, der die Berge in einer Waage hält, nicht nö-

thig, von dem Gewicht deines Silbers unterrichtet zu werden.“

Die Zeit vermehrte beständig die Ländereyen und Besitzthümer der Klöster, welche Unglücksfälle und Landplagen selten vermindern konnten. Sie verbreiteten sich bereits im ersten Jahrhundert ihrer Stiftung über Städte und Länder, und schon damals bemerkte der heidnische Zosimus auf eine arglistige Weise, daß die christlichen Mönche zum Wohl der Armen einen großen Theil des menschlichen Geschlechts zu Bettlern gemacht hätten. So lange als sie ihren ursprünglichen Eifer beybehielten, zeigten sie sich jedoch als getreue und wohlthätige Vorsteher derjenigen Armenanstalten, die ihrer Sorgfalt anvertraut waren. Ihre Disciplin aber wurde durch den zunehmenden Wohlstand geschwächt, sie nahmen nach und nach den Stolz des Reichthums an, und ergaben sich endlich dem Luxus ohne Rückhalt. Ihr öffentlicher Luxus konnte zwar noch durch den Pomp des Gottesdienstes, und den wohlüberdachten Bewegungsgrund dauerhafte Wohnungen für eine unsterbliche Gesellschaft zu errichten, entschuldigt werden; allein jedes Zeitalter hat über die Ausschweifungen der ausgearteten Mönche geklagt, die sich nicht mehr den Gegenstand ihrer Stiftung erinnerten, sich den eitlen, sinnlichen Vergnügungen derjenigen Welt ergaben, der sie entsagt hatten, und auf eine schändliche Art die Reichthümer mißbrauchten, die die strengen Tugenden ihrer Vorfahren erworben hatten. Ihr natürliches Sinken von dem unangenehmen und gefährlichen Pfad der Tugend zu den gemeinen Lastern der Menschlichkeit, wird wahrscheinlich für den Philosophen nicht kränkend seyn.

So waren die Mönchssitten beschaffen, daß man kirchliche Gesetze machen mußte, die den Frauenspersonen verboten eine Nacht in einem Mönchskloster zuzubringen, und den Mannspersonen in Nonnenklöstern zu übernachten. Die siebende Kirchenversammlung verboth Klöster zu bauen, worin beyde Geschlechter zusammen wohnten; ein Gesetz, das aber doch nicht beobachtet wurde. Ein Benediktiner Prälat that einst folgendes freymüthige Geständniß: „Mein Gelübde der Armuth hat mir jährlich 100,000 Thaler Einkünfte verschaft; mein Gelübde des Gehorsams hat mich zu dem Rang eines Fürsten erhoben; und mein Gelübde der Keuschheit hat mich in den Stand gesetzt, meine Wollüste ganz nach Gefallen zu befriedigen.“

Das Leben der ersten Mönche wurde in Einsamkeit und Bußübungen zugebracht, ohne durch die mannigfaltigen Beschäftigungen gestört zu werden, die bey vernünftigen, thätigen und geselligen Wesen die Zeit ausfüllen und ihre Fähigkeiten üben. Wenn man ihnen erlaubte, den Klosterbezirk zu überschreiten, so geschah es allemal in Gesellschaft eines andern Mönchs, so daß jeder der Spion von des andern Handlungen war; nach ihrer Zurückkunft waren sie gezwungen zu vergessen, oder wenigstens zu unterdrücken, alles was sie in der Welt gesehn und gehört hatten. Fremde, die den orthodoxen Glauben hatten, wurden in einem abgesonderten Zimmer gastfrey unterhalten, ihre Unterredung aber war auf einige auserwählte alte Mönche eingeschränkt, deren Diskretion und Treue man kannte. Ausser ihrer Gegenwart durfte der mönchische Sklave keine Besuche von seinen Freunden und

Verwandten annehmen, und es wurde für höchst verdienstlich gehalten, wenn er einen alten Vater, oder eine zärtliche Schwester durch seine Hartnäckigkeit, nicht mit ihnen zu sprechen, betrübte. So weis man von Pior, einem egyptischen Mönch, daß er zwar seiner Schwester erlaubte, zu ihm zu kommen, allein so lange ihr Besuch dauerte, seine Augen beständig verschlossen hielt. Die Mönche brachten auch unter sich ihr Leben ohne Freundschaft oder persönliche Anhänglichkeit zu, da sie sich unter einem Haufen von Menschen befanden, die der Zufall zusammen gebracht hatte, und auch durch Gewalt und Vorurtheil in dem nehmlichen Kerker eingesperrt waren. Gefangene Fanatiker haben sich einander wenig Ideen oder Empfindungen mitzutheilen; eine besondre Erlaubniß des Abts bestimmte die Zeit und die Dauer ihrer geselligen Besuche, und bey ihren stillschweigenden Mahlzeiten waren sie in ihre Kutten gehüllt einander fast unsichtbar. Das Studiren ist die Zuflucht der Einsamen, aber die Erziehung hatte dazu nicht den Geist derjenigen Handwerksleute und Bauern gebildet, mit welchen die Klöster angefüllt waren. Anstatt zu studiren konnten sie jedoch arbeiten, allein die Eitelkeit, auf geistliche Vollkommenheit Ansprüche zu machen, brachte sie bald dahin, daß sie Handarbeiten als ihrer unwürdig ansahn. Eine jede Industrie muß ohnmächtig seyn, wenn sie nicht durch die Idee von persönlichem Interesse belebt wird.

Nach der Richtung ihres Glaubens und Eifers konnten sie den Tag über, den sie in den Zellen zubrachten, sich mit Beten oder Singen beschäftigen, des Abends versammleten

sie

sie sich, und mitten in der Nacht wieder zur öffentlichen Andacht des Klosters. Die Zeit dazu wurde durch die Sterne bestimmt, die an dem heitern egyptischen Himmel selten durch Wolken verdeckt werden. Ein Hirtenhorn gab sodann das Signal zur Andacht, und unterbrach zweymal die grauenvolle Stille der Wüste. Selbst der Schlaf, die letzte Zuflucht der Unglücklichen, war strenge zugemessen. Die müßigen Stunden des Mönchs flossen schwer vorbey, ohne Geschäft und Vergnügen, so daß er vor Einbruch der Nacht Gelegenheit genug hatte, den Lauf der Sonne langsam zu finden. In diesem trostlosen Zustande wurden die elenden Schwärmer noch durch den Aberglauben verfolgt und gequält. Die Ruhe, die sie im Kloster gehoft hatten, wurde durch eine zu späte Reue, profane Zweifel, und strafbare Wünsche vernichtet. Sie betrachteten eine jede natürliche Regung als eine unverzeihliche Sünde, und zitterten beständig an dem Rande eines flammenden, grundlosen Abgrunds. Der schmerzhafte Kampf mit Krankheit und Verzweiflung endigte sich bey vielen dieser unglücklichen Schlachtopfer mit Raserey oder Tod. Man stiftete daher im 6ten Jahrhundert ein Hospital in Jerusalem für eine Anzahl Büssende, die ihre Sinne verlohren hatten. Ihre Visionen, bevor sie diesen äussersten anerkannten Grad von Tollheit erreichten, haben reichhaltigen Stof zu übernatürlichen Begebenheiten geliefert. Sie waren überzeugt, daß die Luft, die sie einathmeten, von unsichtbaren Feinden bewohnt wäre; von zahllosen Dämonen, die jede Gelegenheit ausspähten, und jede Form annähmen sie zu erschrecken, und vor allen Dingen ihre unbewachte Tugend in Versuchung zu führen. Die Einbildungskraft und selbst die Sinne wurden

durch die Illusionen des kranken Fanatismus betrogen. Es war bey einem Einsiedler, dessen mitternächtliches Gebet durch unwillkührlichen Schlummer gehemmt wurde, eben nicht zu verwundern, daß sich ihm sodann Bilder des Schreckens und der Entzückung darstellten, die seine schlafenden und wachenden Träume beschäftigt hatten, und er daher als wirklich ansah. Cassianus untersucht ganz ernsthaft, warum die Dämone seit den Zeiten des heiligen Antonius weniger thätig geworden sind. Die fürchterlichsten Teufel waren jedoch die in weiblicher Gestalt.

Die Mönche waren anfangs in zwey Klassen vertheilt: Die Cänobiten, die unter einer gemeinschaftlichen, regelmäßigen Disciplin lebten, und die Anachoreten, die ihrem ungeselligen, unabhängigen Fanatismus nachhiengen. Die andächtigsten oder ehrgeizigsten der geistlichen Brüder wollten mit dem Kloster so wenig wie mit der Welt zu schaffen haben. Diejenigen Klöster, die sich durch schwärmerischen Eifer in Egypten, Palestina und Syrien auszeichneten, waren mit einem Zirkel einsamer Zellen umgeben, den man Laura nannte, wo die ausschweifenden Bußübungen der Einsiedler durch Beyfall des Volks und Nacheiferung noch mehr angefeuert wurden. Sie sunken unter dem schmerzhaften Gewicht von Kreuzen und Ketten, und ihre ausgemergelten Glieder wurden durch eiserne Hals- und Armbänder, Handschuhe u. s. w. gepreßt. Alle überflüßige Kleidungsstücke wurden mit Verachtung weggeworfen, ja einige wilde Heiligen beyderley Geschlechts giengen ganz nackend, und hatten ihre von allem entblößte Leiber bloß mit ihren langen Haaren bedeckt. Sie wünschten sich

zu dem rohen und elenden Zustande zu erniedrigen, in welchem der Mensch kaum von den andern Thieren unterschieden ist, und eine zahlreiche Sekte von Anachoreten nahmen sogar einen Namen an, der sich auf ihren thierischen Gebrauch gründete, *in den Feldern von Mesopotamia mit der gemeinen Heerde zu grasen.* Oft nisteten sie sich in den Höhlen wilder Thiere ein, denen sie sich bemühten ähnlich zu werden; auch begruben sie sich in dunkeln Felsenklüften, die von der Natur oder der Kunst geformt waren, wie man denn noch jetzo in den Marmorbrüchen in Oberegypten viele Inschriften sieht, die Denkmähler ihrer Busse sind. Diese Inschriften sind in altsyrischen Charakteren, deren sich die Christen in Abyßinien bedienten. Diejenigen Einsiedler, die in der eingebildeten Vollkommenheit am weitesten gekommen waren, brachten, wie man behauptet, viele Tage ohne Nahrung, viele Nächte ohne Schlaf, und viele Jahre ohne Sprache zu. Ruhmwürdig war derjenige Mensch, (wenn man anders diesen Namen einem solchen Geschöpfe geben darf,) der eine Zelle oder Höhle von einer eignen Form erfand, die ihn dem Ungemach aller Jahreszeiten in der unbequemsten Positur bloß stellte.

Unter diesen Helden des Mönchslebens hat sich vorzüglich Simeon Stylita durch die sonderbare Erfindung einer Luftbuße unsterblich gemacht. Dieser junge Syrer verließ im 13ten Jahr seines Alters den Stand eines Schafhirten, und begab sich in ein strenges Kloster. Nach einem langen schmerzhaften Noviziat, in welchem Simeon mehr als einmal von einem frommen Selbstmord gerettet wurde, schlug

er

er seine Residenz auf einem Berge auf, der ungefähr sieben oder acht deutsche Meilen von Antiochia entfernt war. Vermittelst eines Zirkels von Steinen, an denen er sich durch eine schwere Kette befestigte, bestieg er eine Säule, die anfangs nur eine Höhe von neun Fuß hatte, nach und nach aber bis auf sechzig Fuß von der Erde erhöhet wurde. In dieser letzten luftigen Station widerstand der syrische Anachoret der Hitze von dreyßig Sommer, und der Kälte von dreyßig Winter. Die Gewohnheit und sonderbaren Leibesübungen verursachten, daß er in dieser gefährlichen Lage ohne Furcht aushalten konnte. Er übte sich beständig allerhand Posituren zu machen. Bisweilen betete er stehend, mit ausgestreckten Armen in der Figur eines Kreuzes; aber sein gewöhnlichster Gebrauch war sein magres Skelet so zusammen zu biegen, daß er mit der Stirne die Füsse berührte. Dieses diente ihm zur Leibesübung, und zugleich zur Busse. Ein Zuschauer, der einst solche zählen wollte, kam bey den unaufhörlichen Wiederholungen endlich auf 1244 dieser Kabriolen, da er denn die Zählung aufgab, und den unsinnigen Simeon fortarbeiten ließ. Er bekam ein Geschwür an der Seite, dessen Fortschritte zwar dieses himmlische Leben verkürzen, aber doch nicht unterbrechen konnten. Der Ursprung dieses Geschwürs war nach der Legende folgender: Der Teufel erschien ihm in Gestalt eines Engels in einem feurigen Wagen, in welchem er ihn wie Elias in den Himmel holen wollte; kaum aber hob der Heilige seinen Fuß auf hineinzutreten, als ihn der Teufel zur Strafe für seine Eitelkeit anpackte, wodurch denn dieses Geschwür entstand. Genug der geduldige Einsiedler gab seinen Geist auf, ohne von der

Säule

Säule herunter zu steigen. Ein Fürst, der aus Eigensinn solche Qualen jemand auflegen sollte, würde als der grausamste Tyrann betrachtet werden, allein es würde die Macht eines solchen Tyrannen übersteigen, eine lange elende Existenz dem Opfer seiner Grausamkeit zu bestimmen. Dieses freywillige Märterthum muß nach und nach die Empfindungen des Geistes und des Körpers vernichten; auch kann man nicht vermuthen, daß die Fanatiker, die sich selbst martern, die geringste warme Zuneigung für irgend einen Theil des menschlichen Geschlechts haben. Ein grausames fühlloses Gemüth hat von jeher die Mönche aller Zeitalter und Länder bezeichnet; ihre rohe Gleichgültigkeit, die selten durch persönliche Freundschaft weich gemacht ist, wird durch den Religionshaß angefeuert; wie denn auch ihr mitleidsloser Eifer das heilige Tribunal der Inquisition mit Nachdruck verwaltet hat.

Diese mönchische Heiligen, die bey einem Philosophen bloß Mitleiden und Verachtung erzeugen, waren damals von Fürsten und dem Volke geehrt, ja fast angebetet. Große Haufen von Pilgern kamen beständig aus den entlegendsten Abendländern und aus Indien zu der göttlichen Säule des Simeons, um ihre Knie zu beugen. Die Horden der Saracenen stritten mit den Waffen in der Hand um die Ehre seines Segens; die Königinnen von Arabien und Persien erkannten mit Ehrfurcht seine übernatürliche Tugend, und der jüngere Kayser Theodosius fragte ihn in den wichtigsten Angelegenheiten der Kirche und des Staats um Rath. Seine Gebeine wurden von dem Berge Telenissa nach Antiochia in einer

einer sehr feyerlichen Proceßion gebracht, bey welcher der Patriarch, der Oberbefehlshaber der Truppen in Asien, sechs Bischöfe, ein und zwanzig Tribunen und sechstausend Soldaten gegenwärtig waren. Der Ruhm der Apostel und Martyrer wurde durch diese neuern populären Anachoreten ganz verdunkelt. Die christliche Welt warf sich anbetend bey ihren Gräbern nieder, und die Wunder, die durch ihre Reliquien bewirkt wurden, übertrafen an Anzahl und Dauer die wundervollen Thaten ihres Lebens. Diese waren in der goldnen Legende enthalten, die ihre dabey intereßirten Brüder mit Arglist, Betrug und Leichtgläubigkeit zusammen getragen hatten. Ein Zeitalter, wo jedermann glaubte, ohne zu untersuchen, war leicht zu überreden, daß die Albernheiten eines egyptischen oder syrischen Mönchs hinreichend waren, die ewigen Gesetze der Welt zu unterbrechen. Diese Günstlinge des Himmels waren gewohnt eingewurzelte Krankheiten durch Berührung, durch ein Wort, ja durch eine Botschaft aus der Ferne von Grundaus sogleich zu heilen, die hartnäckigsten Teufel aus den Seelen und Leibern der Besessenen zu treiben. Sie näherten sich vertraut den Löwen und Schlangen in den Wüsten, und befahlen ihnen gebietherisch; flößten einem Klotze Vegetation ein; liessen Eisen auf der Oberfläche des Wassers schwimmen; seegelten den Nil auf dem Rücken eines Crocodils herunter, und erquickten sich in einem feurigen Ofen.

Diese ausschweifende Mährchen, die von der Dichtkunst wohl die Fiction, aber nicht das Genie darstellen, hatten indessen den ernsthaftesten Einfluß auf die Vernunft, den

Glau-

Glauben und die Sitten der damaligen, und leider noch zum Theil auch der jeztlebenden Christen. Ihre Leichtgläubigkeit mußte die Fähigkeiten ihres Geistes erniedrigen und abstumpfen; sie verfälschten die Geschichte und würdigten sie herab, bis endlich der Aberglaube nach und nach das ihr feindliche Licht der Philosophie und der Wissenschaften gänzlich auslöschte. Jede Andachtsmethode, die Heilige ausgeübt, jede geheimnißvolle Lehre, die sie geglaubt hatten, bekam den Stempel der göttlichen Offenbarung, und alle männliche Tugenden wurden verachtet, und unter der kleinmüthigen, unwürdigen Regierung der Mönche unterdrückt. Diese erstaunliche Veränderung geschah in einem Zeitraum von fünfhundert Jahren. Um solche nach ihren ganzen Werth zu beurtheilen, darf man nur diejenigen Menschen und Schriften zusammen stellen, die beym Anfang und am Ende dieser Periode die Bewunderung der Welt erregten: Cato neben dem Simeon Stylita, und die philosophischen Schriften des Cicero neben der heiligen Legende des Theodoret.

L.

II.

Nachricht von einem sonderbaren Kongreß zu Pensácola, der im Juny 1784 zwischen den Oberhäuptern der Chickesaws und Creeks, zweyer amerikanischen Völkerschaften und dem Gouverneur von Louisiana gehalten wurde.

Zwey Tage zuvor, ehe der zur Versammlung angesetzte Tag erschien, wurde die Annäherung der Indianer durch Mr. Macgilloray gemeldet, der den Gouverneur Miro *) berichtete, daß er seine Botschaft erhalten, und den Inhalt derselben den Oberhäuptern vorgelegt hätte, daß diese darauf eine Zusammenkunft bewilligt, und jezo deshalb auf dem Wege wären. Ohngefähr 1500 Chickesaws und Creeks stellten sich auch zu rechter Zeit ein, und würden von dem Gouverneur, dem Intendanten und dem Obersten O'Neill, Kommandanten von Pensacola, empfangen. Einer von den Chefs nahm darauf das Wort, und verlangte, der Dollmetscher mögte dem kleinen König der Spanier, (der Gouverneur Miro) sagen, „daß sie seine Botschaft erhalten hätten, und in ihrer Versammlung überein gekommen wären, ihn anzuhören; daß sie nun zu diesem Endzweck hier wären, und erwarteten, was er ihnen zu sagen habe."

Der

*) Der neue spanische Gouverneur, der im Namen seines Königs das von den Engländern abgetretene Land in Besitz genommen hatte.

Der Gouverneur befahl dem Dollmetscher, sie zu benachrichtigen, „daß der Friede zwischen ihren alten Freunden, den Engländern und dem großen König, seinem Herrn, wieder hergestellt sey, daß aber die Engländer durch das böse Kriegsglück gezwungen worden wären, alle die an der See gränzenden Länder bis nach Georgien abzutreten; und daß ferner der große König ihm befohlen hätte, den großen Chickesaws und Creeks Nationen zu melden, daß er wünschte, mit ihnen in guter Freundschaft zu leben, und mit ihnen Handel zu treiben.“

Hierauf erwiederte der Chef: „Sie erkennten keine Nation über sich, und würden sich nie der spanischen oder französischen Regierung, auch nicht den Amerikanern unterwerfen, die sie pflichtvergessene Kinder nannten; daß obgleich ihre geliebten Brüder unwürdige Söhne gezeugt hätten, deren Undankbarkeit verursacht habe, daß Berge über die Häupter ihrer alten Eltern gefallen wären, die daher auch gezwungen worden, sich von ihren rothen Brüdern *) eine Zeitlang zu trennen, so würden doch die getreuen und beständigen Chickesaws und Creeks sie nie verlassen. Daß sie nichts dawider hätten, mit den Spaniern auf einen guten Fuß zu leben, weil ihre Brüder die Engländer es thäten; auch hätten sie keine Abneigung mit ihnen Handel zu treiben, wenn nur die Waaren durch die Hände ihrer Brüder, der Engländer, gemacht, und auch von den Engländern ihnen überliefert würden; denn sie wüßten, daß englische Waaren wohl gemacht

*) Hiedurch bezeichnen sich die amerikanischen Indianer selbst wegen ihrer röthlichen Leibesfarbe.

gemacht wären, und daß ihre Brüder ihre unerfahrnen jungen Leute nicht hintergehn würden."

Der Gouverneur versicherte hierauf, „daß er sich das Gesagte wohl merken würde, und daß er nicht zweifelte, für sie sowohl englische Waaren, als englische Kaufleute zu finden." Er fügte hinzu, „daß obgleich der Friede gemacht sey, so könnte es doch seyn, daß er nicht beständig dauerte, er fragte daher, ob in einem solchen Kriegsfall zwischen den Spaniern und Engländern der große König, sein Herr, auf die Freundschaft der großen Chickesaws und Creeks Nationen rechnen könnte."

Bey dieser Frage sprang einer der Oberhäupter der Creeks auf, mit dem Beynamen: der tolle Hund, ein sehr kluger Mann und muthiger Krieger, seine Augen flammten voll Feuer, und alle Muskeln seines Gesichts waren durch die Wuth verzerrt, er rief mit einem erschrecklichen Tone dem Dolmetscher zu, Nein! zu sagen. „Nein! Nein! Nein! schrie er. Unsre geliebten Brüder, die Engländer, sahen uns gebohren werden; sie haben uns von unsrer Kindheit an ernährt, und sind immer unsre getreuen, standhaften Freunde gewesen; sie lehrten uns Krieg führen, und machten uns mit der Glückseligkeit des Friedens bekannt; sie bekleideten uns, wenn wir nackend, und fütterten uns, wenn wir hungrig waren; sie fochten für uns und mit uns, und wir mit ihnen; sie betrogen uns niemals, auch werden wir sie nie betrügen. Sage ihm alles dieses, und sage ihm noch mehr. Daß die Ströme eher aufhören werden zu fliessen, und die Bäume

in den Wäldern zu wachsen, als daß die Chickesaws und Creeks ihre Freunde, die Engländer, verlassen werden. Wenn der kleine König uns deswegen hergerufen hat, um uns zu einer so bösen Handlung zu verführen, so sage ihm, daß wir wieder weggehn wollen. Wir wissen den Weg, der uns nach Hause führt."

Diese muthige und entschlossene Rede that eine sichtbare Wirkung auf alle anwesende Spanier, und brachte die Engländer zu Thränen, da sie an die gänzliche Vernachläßigung dieser getreuen Wilden in dem letzten Friedenstractat dachten. Der Gouverneur Miro selbst konnte seine innerlichen Bewegungen bey diesem edlen Betragen der Indianer nicht verbergen, sondern ließ eine sympathetische Thräne fallen, die beredter war, als alle rhetorische Figuren. Er befahl dem Dollmetscher, dem Chef zu sagen, „daß er ihm Beyfall gäbe; und wegen seiner Treue gegen seine alten Freunde, nun mehr sein Freund wäre als zuvor; allein da diese nun durch die Umstände abgehalten würden, ihnen so viel als vormals beyzustehn, so bäte er ihn, von seiner Freundschaft ihm auch etwas zukommen zu lassen."

Man gab den Indianern zu verstehn, daß sich bey ihnen gewisse Engländer aufhielten, die einige Spanier am Mißisippifluß beraubt und umgebracht hätten, daß daher der Gouverneur ihre Auslieferung erwartete. Hierauf trat ein chickesawischer Krieger auf, dessen Körper ganz mit Wunden bedeckt war, und verlangte, der Dollmetscher sollte dem kleinen König sagen, „daß es wahr sey, daß einige

ihrer englischen Brüder bey ihnen wohnten, daß er aber nicht wüßte, was er unter dem Umbringen und Rauben verstünde; daß sie mit ihm oft brav gegen ihre Feinde gefochten hätten, und zwar allemal im offenen Kriege; daß sie unter ihnen als ihre Brüder lebten, und folglich auch unter ihrem Schutz stünden; daß beyde Nationen, sowohl Creeks als Chickesaws Mann für Mann sterben wollten, ehe sie eine so treulose, schändliche Handlung begiengen, als einen ihrer englischen Freunde zu betrügen und auszuliefern, wenn er in ihr Land seine Zuflucht genommen hätte." Man fragte einen Chef der Chickesaws, „warum seine Nation denn so sehr den Engländern ergeben wäre, nachdem diese sie nicht wohl behandelt, und so viel von ihrem Lande weggegeben hätten?" Er antwortete, „daß er anfänglich darüber sehr böse gewesen sey, aber nachher unterrichtet worden wäre, daß ein altes Weib, die der englische Mico (König) zum Friedemachen gebraucht hätte, durch zwey listige Amerikaner geblendet worden wäre, die ihr Tobacksasche und Reißstaub in die Augen geblasen hätten, so daß sie nicht lesen konnte, was sie unterzeichnete; daß ein solcher Vergleich nicht gültig wäre, und er nicht glaubte, daß seine Nation dadurch im geringsten gebunden sey."

Die Gemahlin des Gouverneurs und eine Menge Personen vom Stande aus Neu-Orleans waren bey dem Kongreß gegenwärtig. Man schloß endlich einen Friedens- und Freundschaftstractat, und die Oberhäupter kehrten zurück, sehr zufrieden mit dem Betragen des spanischen Gou-

verneurs und des englischen Kommendanten, Obrist O'Neill.

Man hat Nachricht, daß die Chefs der Creeks gleich nach der Zurückkunft in ihrem Lande eine Generalversammlung der Nation zusammen gerufen haben, worin sie ihr Betragen beym spanischen Kongreß erzählt hätten, das sehr gebilligt worden wäre; und daß, da die Georgier einige von ihren Jagdbezirken sich wiederrechtlich bemächtigt, so hätten sie Mr. Macgillorav aufgetragen, ihnen deshalb die ernstlichsten Vorstellungen zu thun.

Dieser Macgillorav, dessen Mutter eine Wilde von der Creekschen Nation war, wird nach den indianischen Grundsätzen wie einer aus ihrem Volke angesehn. Er hat eine sehr gute Erziehung gehabt, besitzt eine ausgesuchte Bibliothek, und widmet den größten Theil seiner Zeit litterarischen Vergnügungen. Er ist nun in dem Frühling seines Lebens, steht bey seinen Landsleuten in großer Achtung, und ist stolz darauf, der Sohn eines Britten zu seyn.

Auszug eines Schreibens aus Amerika.
Ein Pendant zum vorigen Aufsatz.

Nassau, den 13ten Nov. 1784.

. . . „Die Georgianer haben kürzlich versucht, der am Okoneefluß gelegenen und den Creeks zugehörigen Ländereyen sich zu bemächtigen. Dieses wurde der Nation in einer Generalversammlung hinterbracht, die im vorigen Juny gehalten wurde, wenig Tage nach der Zurückkunft des Mr. Macgillorav

und der Oberhäupter von dem Kongreß zu Pensacola. Die Nachricht verursachte eine so große Gährung, daß die größten Bemühungen des gemäßigten Theils der Indianer erfoderlich waren, um dem augenblicklichen Ausbruch der Feindseligkeiten Einhalt zu thun. Man kam zuletzt überein, daß Mr. Macgilloray den Georgianern eine schriftliche Rede (Vorstellung) zusenden sollte. Dieses geschah wie folget: *)

Freunde und Brüder!

„Da wir General Wayne's Rede (Zuschrift) erhielten, die voller Freundschaftsausdrücke war, und wir sein Verlangen vernahmen, daß wir wie Kinder des nehmlichen Landes vergangene Beleidigungen vergessen, und die künftigen Tage in Friede und Einigkeit mit einander leben mögten, so glaubten wir, daß sein Antrag gerecht und vernünftig sey. Wir nahmen ihn an, und hörten von der Zeit auf, eurem Volk Nachtheil zuzufügen. Von euch erwarteten wir ein eben so freundschaftliches Betragen. Es war euch nicht unbekannt, daß alles dasjenige, was wir während dem Kriege thaten, nicht aus Haß oder Bosheit herkam, sondern aus Gehorsam gegen die Befehle des großen Königs, ehemals euer Vater sowohl als der unsrige, der unsre Familien sowohl als uns selbst im Krieg und im Frieden unterstützte, und an dem wir folglich durch Pflicht und Dankbarkeit gebunden waren. Könnt ihr uns tadeln, daß wir in seinen Schlachten

*) Man bemerke hiebey, daß hier nicht, wie im vorigen Aufsatz, der rohe Wilde redet, sondern daß es ein aufgeklärter Mann im Namen der Indianer schreibt.

ten mitgefochten haben, da noch nicht viel Jahre verstrichen sind, als ihr eben dasselbe gegen die Franzosen und Spanier gethan habt?“

„Ohngeachtet des friedsamen und ruhigen Betragens von unsrer Seite, seitdem wir General Wayne's Rede bekamen, — ohngeachtet es unser ernstlicher Wunsch war, alles zu unterlassen, was die allgemeine Ruhe unterbrechen könnte, und ohngeachtet wir geneigt waren, viele Dinge lieber aufzugeben, als von neuem die Kriegsflammen wieder anzufachen, so haben wir dennoch von euch Beleidigungen solcher Art empfangen, daß sie zu übersehn ein Beweis seyn würde, daß wir ausgeartete Söhne unsrer Väter wären, ja es würde unsre Nation zu dem elendesten und verworfensten Zustand der Abhängigkeit herunter bringen. Man hat frevelhafter Weise Blut vergossen. Eure jungen Leute haben einige von den Unsrigen getödtet, und wir haben etwas erfahren, das jeden Schatten von Zweifel in Ansehung eurer künftigen Absichten aus dem Wege räumt. Anstatt der Freundschaft und Gleichheit, die uns General Wayne versprochen hatte, habt ihr seit dem Friedensschluß zwischen euch und unsern alten guten Freunden den Engländern die Sprache und den Ton von Eroberern angenommen. Ihr habt uns mit der größten Verachtung behandelt; Ihr habt eure Wohnungen auf unsre Ländereyen aufgebaut, als wenn sie euer Eigenthum wären.“

 Brüder!

Brüder!

„Ihr müßt durchaus selbst wissen, daß diese Handlungen nicht gut, daß sie ungerecht sind. Wir hoffen jedoch, ihr werdet auf unsre Rede aufmerksam seyn.“

„Ihr wünscht euch unsern Handel zuzueignen; allein laßt uns euch fragen: Wo sollen wir Häute finden, eure Waaren damit zu kaufen, wenn ihr uns unsre Jagdbezirke wegnehmt? Einige haben uns berichtet, und wir wünschen, daß es wahr gewesen wäre, daß die weisen Männer in Savannah nicht haben wollen, daß man uns Unrecht thue; andre sagen uns aber, denen wir gewiß glauben können, daß viel böse Leute unter euch entschlossen sind, mit uns zu hadern, und uns mit Gewalt diejenigen Ländereyen zu rauben, die wir von unsern Vätern erhalten haben.“

„Unsre jungen Leute sind voller Eifer, diese unveranlaßte Beleidigungen, die man ihrem Volk angethan hat, zu rächen, wir haben aber verhindert, daß man die Streitaxt noch nicht aufgehoben hat. Jetzo sind wir versammlet, um zu berathschlagen, welche Mittel am besten angewandt werden können, zu verhindern, daß man uns dasjenige nicht raube, was ein ununterbrochener Besitz einer Zeit, die über das Gedächtniß aller Menschen, sowohl unserer als unsrer Väter geht, zu unserm Eigenthum gemacht hat; und wo möglich zu verhindern, daß die Thränen des Kummers und des Unglücks nicht wieder von neuem die Backen der alten Männer und Weiber herunter rinnen, sowohl unter euch, als auch unter uns, über die Söhne, die ihr Leben verlieren wür-

würden, im Fall, daß eure bösen Leute bey ihrem gegenwärtigen ungerechten Verfahren beharren. Wir wünschen, daß ihr diese Rede als einen Beweis ansehen mögt, von unserm Verlangen dem größten Uebel vorzubeugen; und wir bitten, daß eure weisen Männer dieses gehörig erwägen mögen."

Brüder!

„Es ist nicht großmüthig von euch gehandelt, nunmehr da unsre Freunde uns verlassen haben, eure Vortheile zu suchen. Die Ländereyen, die ihr verlangt, sind die unsrigen, und haben unsern Vätern zugehört, seitdem die Sonne zum erstenmal aufgegangen ist. Wir können sie nicht missen, und ihr habt schon mehr als ihr braucht. Wir verlangen daher, daß ihr eurem Volk Befehl gebt, von da wegzuziehen, und daß ihr den andern verbietet, sich da nieder zu lassen. Obgleich wir die ungütige Behandlung von Britannien beym letzten Frieden fühlen, so vertrauen wir doch, sowohl auf unsern Muth als Fähigkeit, uns selbst Gerechtigkeit zu verschaffen, wenn ihr darauf beharrt, uns zu unterdrücken."

Brüder!

„Wir wünschen nicht mit euch zu streiten, und schicken euch daher diese Reden, worauf wir so bald als möglich um Antwort bitten. Wir hoffen, eure Absichten werden so friedliebend wie die unsrigen seyn. Allein wenn ihr nach dem Empfang dieser freundschaftlichen Rede dennoch fortfahren solltet, euch in den Okoneeländereyen festzusetzen, so werdet ihr uns nicht die Gräuel des Krieges vorwerfen können, die daraus entstehen müssen. Wir reden die Sprache eines jeden

Man-

Mannes unsrer Nation, wenn wir sagen, daß wir eher den letzten Tropfen unsers Bluts vergießen, als euch die Ländereyen an dem Okoneefluß überlassen wollen."

Klein-Talassi, den 29. Juny, 1784.

Nachschrift des Briefes. Der spanische Gouverneur De Zespedes hatte eine Proklamation bekannt machen lassen, deren zufolge eine große Anzahl freyer Neger ihre Namen und Wohnplätze dem Sekretär Howard anzeigten. Im Monat Oktober aber wurden funfzig von diesen Unglücklichen nach der Insel St. Anastasia gebracht, unter dem Vorwand, daselbst gegen Bezahlung zu königlichen Arbeiten gebraucht zu werden; kaum aber waren sie daselbst angekommen, als sie in einer Kriegsschaluppe eingeschift wurden, die mit ihnen nach der Havana absegelte.

Man hat kürzlich mit den Arbeiten am Fort und den Casernen zu St. Augustin eingehalten. Einige glauben, daß der Geldmangel daran schuld sey, andre behaupten, daß es auf Befehl des Hofes geschehen sey, weil man in der Erwartung stehe, daß die Floridas ꝛc. gegen Gibraltar ausgetauscht werden würden.

L.

III. Ber-

III.

Bertrand Du Guesclin.

Konnetabel von Frankreich.

Ein historisches Gemählde.

Bertrand Du Guesclin, der die Stütze des wankenden französischen Throns, die Ehre seiner Nation, und das Muster aller militärischer Tugenden war, wurde um das Jahr 1320 in Bretagne gebohren. Die Geschichte, die doch so manches lächerliche Wunder, so manche eingebildete Weissagung aufbehielt, wodurch man die Geburt dieses Helden nur noch mehr zu verherrlichen gedachte, hat bey alledem nicht für das Wesentlichste dabey gesorgt, nehmlich für die Anzeige des eigentlichsten Zeitpunkts derselben. Du Guesclins Erziehung war so zu sagen ganz sein eignes Werk. Ohne auf die Vorschriften und Unterweisungen seiner Lehrer zu achten, bildete er sein Herz nach eignen Begriffen, stärkte seinen Körper durch unaufhörliche Leibesübungen, und ließ sein Genie immerhin schlummern; aber dafür war auch das Erwachen seiner Seele um so viel schöner. Man wird aus der Folge sehen, mit wie viel Kunst und Geschicklichkeit er die Plane zu seinen Eroberungen zu entwerfen, die Absichten des Feindes immer vorher zu sehen, die Staatsklugheit der Fürsten so wie die Ränke der Höfe zu vereiteln wußte, und doch konnte er nicht einmal lesen. Indessen ist diese Unwissen-

heit,

heit, wenn man auf die Zeiten zurück sieht, in welchen Bertrand lebte, eben nicht sehr auffallend. Zufrieden sich bloß in ritterlichen Uebungen zu vervollkommnen und zum Krieger zu bilden, überließen die mehresten Edelleute jener finstern Jahrhunderte, die Kultur der Wissenschaften und alles, was nur irgend darauf Bezug hatte, den Mönchen, die demohngeachtet öfters eben so unwissend wie die Ritter waren.

Unser Held, der sich also von dem ersten Augenblick seines Daseyns an, allen Launen des heftigsten Temperaments überließ, wußte von keiner andern Lieblingsbeschäftigung, als seine Kräfte zu üben und seinen Muth bey jeder Gelegenheit auf die Probe zu stellen. Oft tummelte er sich unter den Bauerjungen seines Dorfes herum, oft rang er sogar mit erwachsenen Männern, theilte Schläge aus und erhielt welche, und jedesmal, so oft er nach Hause kam, wurde er zur Belohnung seiner Tapferkeit noch oben drein derbe gezüchtigt. Man sah in jener Kampflust nichts als einen wilden, barbarischen Instinkt. Selbst in den Augen seiner eignen Eltern schien dieser rasche Knabe ein Ungeheuer zu seyn, das man in seiner Geburt hätte ersticken sollen. Bertrand, der die Kameraden seiner Jugendspiele immer schlug, nach Blut und Mord unaufhörlich zu dürsten schien, war so wie alle Kinder seines gleichen, bey welchen alles bloß auf Sensation ankommt, und die nur wenig Nachdenken haben. Er kannte nur das Uebel, welches ihn selbst traf, nie dasjenige, welches er andern verursachte, und hielt jedes andre Kind für ein Spielzeug, das blos zu seinem Vergnügen bestimmt war. Seine Kameraden verwunden, oder seine Spielpuppe zerbrechen

brechen, beydes galt ihm völlig einerley, und das eine schien ihm eben so wenig strafbar zu seyn, wie das andre. Indessen dachten doch seine Eltern ernstlich daran, den natürlich wilden Instinkt ihres Sohnes eine andre Richtung zu geben. Man ließ ihn daher allerley Beschwerden ausstehen, die schwersten Arbeiten übernehmen, und allen Ungemächlichkeiten der Witterung bey jeder Gelegenheit Trotz bieten; mit einem Worte, man wußte seinem Lieblingshang eine solche Nahrung zu verschaffen, die weder ihm noch andern sehr gefährlich werden konnte. Bertrand erreichte mit seinem siebzehnten Jahre bereits alle Eigenschaften des männlichen Alters; von diesem Zeitpunkt an machen die meisten seiner Thaten der Menschheit Ehre, und zeigen zur Genüge, wie sehr dieser Zögling der Natur über die gewöhnlichen Zöglinge der Menschen erhaben war.

Bertrands Landsleute hatten bald Gelegenheit, seinen Muth zu bewundern. In Rennes wurde ein prunkvolles Turnier gegeben. Regnault Du Guesclin, der Vater des Helden, mischte sich unter die Zuschauer. Aus Furcht, sein Sohn möchte diese gefährliche, seinem Muth aber so erwünschte Gelegenheit nützen, hatte Regnault alle seine Pferde mit sich genommen, und seine sämmtlichen Waffen sorgfältig versteckt. Der ungeduldige Bertrand hörte das Jauchzen des Volks, und sah das Getümmel der kämpfenden Ritter und Knappen. Innere Schaam über seine erzwungene Unthätigkeit nagte an seinem Herzen, und Thränen des Verdrusses rieselten seine Wange herab. Finster und mißmuthig irrten seine Blicke überall umher; endlich ward er einen Ritter gewahr, der,

nach-

nachdem er sich weidlich herumgetummelt, ehrenvoll und müde vom Kampfplatz in sein Quartier zurückkehrte. **Bertrand** folgte ihm auf dem Fusse nach, umfaßte, indem er abstieg, seine Knie, und bat aufs dringendste, ihm seine Waffen und sein Pferd zu leihen. Der Fremde, von der edelmüthigen Bitte des Jünglings gerührt, gewährte ihm sein Verlangen. Unser Held legte nun in Eil die ihm geliehenen Waffen an, ergrif Lanze und Schild, sprang aufs Pferd und flog den Schranken zu, wo er sich mitten unter die Kämpfenden stürzte. Alles, was sich ihm nur widersezte, fiel unter seinen Streichen: funfzehn Ritter mußten den Sattel räumen, die übrigen zitterten, und alle Anwesende riefen ihm laut ihren Beyfall zu. Man fragte nach dem Namen des Siegers; er wollte sich aber nicht zu erkennen geben. Regnault Du Guesclin geitzte nach dem Ruhm, diesen furchtbaren Unbekannten zu besiegen; er erschien am Eingange der Schranken, erhob seinen Arm, und foderte ihn zum Streit auf. Wer vermag aber seine Bestürzung zu schildern, als er sah, daß sein Gegner mit langsamen Schritten sich näherte, das Visir aufschlug, und er in diesem gefürchteten Ritter seinen Sohn erkannte. Der glückliche Vater flog in seine Arme, drückte ihn im Taumel der Freude an seinen Busen, und benetzte ihn mit seinen Thränen. Voll Erstaunen und Bewunderung sahen alle Anwesende auf diese rührende Gruppe, und jeder war der Meynung, daß dieser muthvolle Jüngling dereinst zu großen Dingen bestimmt seyn müsse.

Einige Zeit nachher schrieb König **Eduard** III. von England ein Turnier aus, und lud die Bretagnische Ritterschaft

schaft ein, an dieser Feyerlichkeit mit Theil zu nehmen. Unser Held zog mit, und legte neue Beweise seiner Tapferkeit ab. Eduard krönte die Sieger selbst mit eigner Hand. Diese Gelegenheit dünkte ihm günstig zu seyn, um den langen Zwist zwischen dem Grafen von Montfort und Karl von Blois beyzulegen, die sich beyde um das Erbe von Bretagne stritten. Er überredete die vornehmsten Ritter von beyden Partheyen, einen Waffenstillstand zu unterzeichnen, und fragte, nachdem dieses geschehen war, als Lehnsherr von Bretagne, ob sie auch fest entschlossen wären, alle Punkte dieses Vertrags treulich zu erfüllen. Diese Frage, die schon an und für sich eine Art von Mißtrauen voraus setzte, noch mehr aber der Befehlshaberische Ton eines Monarchen, den der größte Theil des Bretagnischen Adels nicht als Ober- und Lehnsherr erkannte, verdroß den jungen Du Guesclin. „Ihr Betragen, gnädigster Herr! — rief er aus — wird ganz das Muster des unsrigen seyn. Unsere Rechte sind immer einander gleich; wenn von ihrer Seite der Stillstand gebrochen werden sollte, so werden wir ihrem Beyspiel folgen.“

Diese Kühnheit mußte natürlicher Weise einem so ehrgeitzigen Fürsten, wie Eduard war, äußerst mißfallen. „Wer ist der Verwegne? — rief der erzürnte Monarch aus — der sich der Beschuldigung unterfängt: ich wäre fähig, einmal geschlossene Traktaten zu verletzen.“ — Einer der Bretagnischen Ritter, der die Folgen fürchtete, die diese Entrüstung des Königs hätte haben können, nahm das Wort, und suchte den kühnen Jüngling zu entschuldigen. „Gnädigster Herr! — sagte er — es ist ein junger Mensch von leichtem

leichtem Gehirn, den wir bloß seiner närrischen Schwänke wegen mitgenommen haben." — Der Köhig lächelte bey dieser Entschuldigung; sein Zorn erlosch, und endlich fand er sogar in Du Guesclins Worten nichts als eine Freymüthigkeit, die nicht allein nichts Beleidigendes für ihn enthielt, sondern ihm vielmehr lobenswürdig zu seyn vorkam. „Er hat wie ein gebohrner Britte geantwortet, — sagte er — nur sie allein haben das Recht, mit Königen eine solche Sprache zu führen. Seine Landsleute sollten sich glücklich schätzen, daß ein solcher Krieger unter ihnen gebohren wurde." — Eduard begnügte sich aber nicht allein unserm Helden auf diese Weise Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen; er that noch mehr, und ließ ihn mit Liebkosungen und Ehrenbezeugungen überhäuft noch eine geraume Zeit an seinem Hofe verweilen. Endlich kehrte er zufrieden und vergnügt wieder in seine Heimath zurück.

Seit diesem Augenblick war Du Guesclin unaufhörlich bemüht, durch ausgezeichnete Thaten sich des Lobes würdig zu machen, welches ihm von Freunden und Feinden gleich einstimmig ertheilt wurde. Sein Vater war bisher immer einer der eifrigsten Anhänger des Hauses Blois gewesen; der Sohn wurde es nicht minder. Von Stund an widmete er sich ganz dem Dienste desselben, unterstützte mit eben demselben Muthe, den er bisher in Turnieren und andern Kampfspielen gezeigt hatte, nun auch im ernstlichern Gefechte die Rechte Karls von Blois gegen den Grafen von Montfort, und erwarb sich nicht nur den Ruhm eines der männlichsten Ritter, sondern auch den, eines der klügsten und geschicktesten Anführer seiner Zeit.

Da

Da eine umständliche Erzählung dieses Krieges uns zu weit führen würde, so wollen wir uns nur allein bey einigen der vornehmsten Thaten unsers Helden, während der Belagerung von Rennes im Jahr 1356 hier verweilen.

Der Herzog von Lancaster hatte diese Stadt, die von dem braven Penhouet und einer muthigen Garnison vertheidigt wurde, schon seit acht Monaten eingeschlossen, und die Belagerten waren bereits bis aufs äußerste gebracht. Unterdessen hatte Du Guesclin kein Mittel, das ihm sein Muth und sein Genie nur darboten, unversucht gelassen, um sich an der Spitze einer auserlesenen Anzahl Soldaten in diesen bedrängten Ort hineinzuwerfen. Lange blieb sein heißer Wunsch unbefriedigt. Der Baron de la Paolle, einer der tapfersten Offiziere des feindlichen Heeres, wurde gefangen, und bot ihm eine beträchtliche Geldsumme für seine Loslassung an. „Wendet euch an den Herzog von Lancaster — sagte unser Held — sucht ihn zu bewegen, daß er mir verstatte, nach Rennes zu gehen, und sogleich sollt Ihr frey seyn.“ — Aber der englische Feldherr war weit entfernt, einem so gefährlichen Feind diese Vergünstigung zuzugestehen. Nein — sagte er — ich kenne den Du Guesclin zu gut, um mir freywillig einen solchen Gegner, wie ihn, auf den Hals zu laden; viel lieber will ich erlauben, daß die Besatzung durch fünfhundert Mann, als durch diesen einzigen Krieger verstärkt werde.“ — Dieses unzweydeutige Lob zeigt zur Genüge, wie sehr Du Guesclins militärische Verdienste selbst von den Feinden geschätzt wurden.

Indessen wüthete der Hunger mit allen seinen Schrecknissen unter den Belagerten, und allmählig fingen bereits die muthigsten an einem glücklichen Ausgange zu zweifeln an. In einer Versammlung auf dem Rathhause wurde ziemlich lebhaft von Uebergabe gesprochen. Dieser Vorschlag, den anfänglich blos einige einzelne Bürger zu thun wagten, wurde bald das allgemeine Geschrey des Volks. Ein Bürger, der wohl verdient hätte, daß sein Name von der Geschichte aufbehalten worden wäre, erzürnete sich über diesen Wankelmuth, und erhob seine Stimme. „Bürger — rief er aus — wollt ihr denn so schimpflich eure Standhaftigkeit verleugnen, die ihr seit länger als einem halben Jahre bezeugt habt, und einen Ruhm beflecken, der durch so viel Blut, so viel Beschwerden erkauft worden ist. Karl von Blois verrathen, oder Verräther an seinem Vaterlande werden; beydes ist eins. Gebt mir Gehör, oder verschiebt doch wenigstens noch auf einige Augenblicke eure Schande und unser Unglück. Laßt mich zur Stadt heraus; ich will mich dem Lancaster als einen Verräther darstellen, der allen seinen Mitbürgern den Untergang geschworen hat. Ist es gleich schändlich ein Treuloser zu heißen, so ist es doch schön diesen Namen zu führen, wenn man dadurch seinem Vaterlande heilsame Dienste leisten kann. Ich werde dem englischen Feldherrn sagen, daß wir stündlich eines französischen Entsatzes gewärtig wären. Er wird nicht säumen, ihnen entgegen zu eilen, und der Augenblick seiner Abwesenheit wird all unsern Kummer ein Ende machen. Ich weis, es wird mir das Leben kosten; das Schaffot erwartet mich, all mein Blut wird fliessen müssen, um die Wuth des hinter-

tergangnen Herzogs zu stillen. O, meine theureste Mitbürger! schon sehe ich viele von euch mit elfersüchtigen Blicken auf mich und auf mein Schicksal herab sehen. Ich gehe! nehmt euch meiner armen verlaßnen Kinder an, sie haben keinen Vater mehr; er entreißt sich ihren Armen, um für euch zu sterben." —

So, oder doch ohngefehr so, sprach der edelmüthige Mann; er gieng. Thränen seiner Mitbürger begleiteten ihn, und sein Anschlag gelang glücklich. Lancaster zog mit dem Kern seines Heeres dem eingebildeten Entsatz entgegen. Während seiner Abwesenheit entwischte der Bürger, traf unterwegens das Korps des Du Guesclin, und führte es geradesweges ins englische Lager. In einem Augenblick waren die Wachen überfallen, niedergehauen und zerstreut. Die Zelte wurden geplündert, alle vorräthigen Lebensmittel mitgenommen, und so zog denn unser Held wie im Triumpf in Rennes ein. Die Stadt empfing zu gleicher Zeit in ihren Mauern einen Helden, einen Haufen tapferer Krieger, einen edlen Bürger, den man schon als ein Schlachtopfer für das gemeine Beste verlohren gegeben hatte, und eine Menge Mund- und Kriegsvorrath. Du Guesclins Name wurde bis an die Wolken erhoben; Tempel, Straßen und Wälle tönten ihn zurück. Die Hofnung kehrte aufs neue in aller Herzen, und jedermann glaubte, in diesem Helden den Sieg persönlich zu sehen, der die Stadt und ihre Einwohner mit seinen Flügeln zu bedecken käme.

Die Bauern, die Lebensmittel ins englische Lager gebracht hatten, erhielten von Du Guesclin ihre Bezahlung

dafür; zugleich trug er ihnen auf, dem Herzog von Lancaster in seinem Namen hundert Bouteillen Wein zum Geschenk zu überbringen. „Geht zu ihm, — sagte er — und verkündigt ihm meine Ankunft zu Rennes. Erinnert ihn zugleich an seine Weigerung, mich herein zu lassen. Hätt' er's gethan, so würde er vieles Blut seiner Landsleute erspart haben. Mit einem Worte, wenn er sein Lager mit den getödteten Körpern seiner Soldaten bedeckt erblickt, so ist dieser Unfall bloß sein eignes Werk; nur er zwang mich so grausam zu seyn.“ —

Nachdem der englische Feldherr lange genug vergebens auf die Franzosen gewartet hatte, kehrte er voll Verdruß in sein Lager zurück. „Ha! — rief er bey dem Anblick der Verwirrung, die hier überall herrschte, aus — „wenn Du Guesclin dem Tode entrinnen kann, den er im Gefecht mit so vielem Eifer zu suchen scheint, so wird ihm der Pfeil desselben nicht anders als auf dem Throne ereilen.“ — So schmeichelhaft indessen diese Meynung für unsern Helden auch immer seyn mögte, so dachte er doch in diesem Punkt sehr verschieden mit dem Herzog von Lancaster. Sein Ehrgeiz strebte nie nach einem Throne, nur die Stütze seines Vaterlandes, seiner Freunde zu seyn, war sein einziger glühender Wunsch. Die Herrschaft, die er sich über alle Herzen erworben hatte, seine Tugenden, seine Heldenthaten und sein Ruhm, waren wohl so viel wie eine Krone werth.

Der Herzog von Lancaster besaß ein großmüthiges Herz; nie versagte er seine Achtung den Kriegern, die gegen ihn

ihn fochten, wenn sie solche durch ihr Betragen nur irgend verdienten. Er wünschte jenen ausserordentlichen Mann zu sprechen, der die Kunst ihn zu hintergehn und zu besiegen so meisterlich verstanden hatte. Ein Herold erhielt den Auftrag, ihn ins feindliche Lager einzuladen, und aufs theuerste zu versichern, daß seiner Rückkehr in die Stadt keine Hindernisse in den Weg gelegt werden sollten. Der kühne Bertrand erschien; die Engländer strömten in Menge herbey, um den Helden zu bewundern, dessen Bildung sonst eben nicht die schönste war. *) So bald er den Herzog erblickte, kniete er mit einem Knie nieder, wurde aber von Lancaster sogleich wieder aufgehoben und auf das leutseligste bewillkommt. „Gnädiger Herr! — hub Bertrand an — Ihr werdet mich immer bereit finden euer Interesse zu befördern, wenn es sich sonst nur mit dem Vortheil meiner Ober- und Lehnsherrn verträgt.“ — „Und wer sind denn diese?“ — erwiederte der Herzog. — „Der König von Frankreich — antwortete Du Guesclin — und Karl von Blois, Herzog von Bretagne. — Ehe England diesen — unterbrach Lancaster die Rede unsers Helden — gedachte Titel zustehen wird, müssen noch erst mehr als hunderttausend Köpfe fallen.

*) In einer alten französischen ungedruckten Lebensbeschreibung des Konnetabels Du Guesclin legt der Verfasser dem Helden selbst folgende Worte in den Mund:

Jamais disoit-il, je ne serai aimé ni convenis (bien venu)
Ainçois serai des Dames trés toujours éconduits,
Car bien sçai, que je suis bien laid & mal fettis,
Mais puisque je suis laid, être veut bien bandi.

len. — Nun gut — entgegnete Bertrand — so erben diejenigen, die übrig bleiben, die Kleider der Erschlagenen.“ — Der englische Feldherr konnte nicht umhin, über diesen naiven Scherz zu lächeln.

Große Männer pflegen sich leicht mit einander zu vereinigen, und so giengen dann auch diese bald vom Vertrauen zur Freundschaft über. Der Herzog von Lancaster versuchte alles mögliche, um unsern Helden zu gewinnen, in der festen Ueberzeugung, daß die Eroberung von Bretagne so wohl, als wie von ganz Frankreich lediglich davon abhängen würde. Er überhäufte ihn mit Liebkosungen, schmeichelte ihm mit den erhabensten Hofnungen, versprach ihm Ehre, Würde und Vorzüge ohne Gränzen; nur nahm er sich wohl in Acht, ihm Geld oder Geschenke anzubieten, denn der englische Feldherr wußte zur Genüge, wie wenig Reize der Reichthum für Seelen dieser Art zu haben pflegt. — „Gnädiger Herr! — antwortete der edle Ritter — der Vorschlag, den ihr mir thut, ist gleich beleidigend für uns beyde; wenn ich einen von euren Soldaten verführte, was würdet ihr wohl von dem Verräther und dem Verführer denken? Laßt mir meine Tugend und eure Achtung; verehret die Schwüre, die ich meinem Könige und meinem Vaterlande geleistet habe, und nehmet jetzt das feyerlichste Gelübde von mir an, daß ich bereit zu euren Diensten seyn will, so bald nur der Friede unsre Nationen wieder mit einander verbinden wird. Dieses Blut, welches bisher nur für Frankreich floß, wird sich alsdenn glücklich schätzen, wenn es auch für euch fließen kann.“ —

In-

Indem drängte sich Wilhelm Brembro, ein tapferer Ritter und angesehener Befehlshaber unter dem Heere des Herzogs, der unsern Helden für eine Geißel seiner Familie ansah, *) aus dem Haufen der Umstehenden hervor, näherte sich dem Du Guesclin, und bat ihn, drey Lanzen mit ihm zu brechen. Lieber sechse, mein lieber Kapitain, versetzte Bertrand, indem er ihm die Hand drückte. Der Kampf wurde auf den andern Tag festgesetzt, und der Ort dazu zwischen dem Lager und der Stadt bestimmt.

Du Guesclin kehrte nun nach Rennes zurück. Kaum war der morgende Tag und die zum Kampf bestimmte Zeit erschienen, als alle Einwohner der Stadt auf die Wälle liefen. Auch die Engländer verließen ihr Lager, und der Herzog von Lancaster selbst befand sich mit unter den andern Zuschauern. Penhouet, Gouverneur und Kommandant der Stadt, wollte anfänglich unsern Helden nicht fortlassen; aber er entriß sich seinen Armen. „Ich weis — sagte er — daß ich mich auf das Wort des Herzogs von Lancaster verlassen kann; er ist unfähig, die Verrätherey zu begehen, die ihr befürchtet; gesetzt aber, daß er auch weniger redlich dächte, so würde ihn

 meine

*) Er war ein naher Anverwandter des Robert Brembro, der unter den Streichen des Du Guesclins bey der Ueberrumpelung des Schlosses Fongerai fiel, und ein Sohn des Richard Brembro, der in dem berüchtigten Kampf der dreyßig Ritter getödtet wurde. Von diesem sonderbaren Gefechte, ganz im Geschmack der alten Chevalerie, behalten wir uns vor, nächstens eine ausführliche Nachricht unsern Lesern mitzutheilen.

meine Rechtschaffenheit doch zwingen, es zu sein.“ — „Nun so geht denn immerhin, braver Du Guesclin — erwiederte Penhouet — möchtet ihr doch im Triumph wieder zu uns zurückkehren! Ich weis, ihr könnt getödtet, aber nicht überwunden werden, und auch selbst dann wird euer Ruhm euch ins Grab so, wie auf den Triumphwagen begleiten.“ — Seine Tante wollte sich gleichfalls seinem Fortgehen widersetzen: „Madame — sagte der edle Ritter zu ihr — bekümmert euch doch nicht um Sachen, die euch nicht obliegen, und sorgt hingegen lieber für eine gute Mittagsmahlzeit, die ich bey meiner Zurückkunft in eurer Gesellschaft verzehren will.“ — Vom Kopf bis zu den Füssen bewafnet, bestieg er sein Roß und ritt zum Thore hinaus. Penhouet, alle Offiziere und Soldaten, das ganze Volk und seine Familie begleiteten ihn mit ihren Augen. Im vierten Rennen stürzte er seinen Gegner vom Pferde, der tödlich verwundet, auf der Stelle seinen Geist aufgab, grüßte triumphirend den Herzog von Lancaster, kam als Sieger zurück, und schenkte das Roß des Ueberwundenen dem Waffenherold.

Kurz nachher wurde die Belagerung von den Engländern mit verdoppelter Wuth wieder erneuert. Ein ungeheurer mit Soldaten angefüllter Thurm *) näherte sich den Wällen

*) Diese Thürme waren von Holz, und hielten zwanzig Fuß im Viereck; das Dach derselben pflegte gemeinhin noch um einen beträchtlichen Theil höher, als die Mauern der belagerten Stadt zu seyn. Die verschiedenen Stockwerke dieser Maschinen waren mit Soldaten angefüllt. Die ober-

Wällen und bedrohte die Stadt. Du Guesclin that einen Ausfall, fiel über die feindlichen Krieger her, schlug sie, verbrannte den Thurm, und kehrte siegend wieder in die Stadt zurück. Der Herzog von Lancaster hätte nun die Belagerung gerne aufgehoben, nur sein Schwur, den er vorhin gethan hatte, sein Lager nicht eher, als bis nach der Einnahme von Rennes zu verändern, hielt ihn zurück. Unser Held that den Vorschlag: man sollte den Herzog mit zehn gerüsteten Rittern in die Stadt hereinlassen, und während seiner Anwesenheit seine Fahnen auf die Thore stecken, wogegen er sich anheischig machen müßte, die Belagerung sogleich aufzuheben. Der Herzog, froh auf diese Art aus der Verlegenheit zu kommen, genehmigte den Vorschlag. Auf diese Weise rief Du Guesclin noch oft den Sieg zu den Fahnen seiner Landsleute zurück.

Bisher hatte Du Guesclin nur seinem eigentlichen Vaterlande Bretagne gedient, und sein Blut fast einzig und allein für die Rechtsame Karls von Blois verspritzt. Aber bald genug dünkte ihm diese Provinz ein zu enger Schauplatz für seinen Ruhm zu seyn, er fühlte zu sehr, daß er ein weiteres

obersten warfen eine Art von beweglicher Brücke auf die Stadtmauern, und bahnten sich auf diese Weise einen freyen Zugang. Oft fochten auf dieser Brücke Belagerer und Belagerte, im Getümmel vermischt, mit einander; aber die ersten hatten den Vortheil, daß ihr Abgang leicht und auf eine sichere Art aus den untern Stockwerken des Thurms ersetzt werden konnte, die zugleich auch den Verwundeten zur Zuflucht dienten.

teres Feld für seinen Muth bedurfte. Der Dauphin von Frankreich, der nachher als Karl der fünfte den Thron bestieg, war während der Gefangenschaft seines Vaters, des Königs Johann, der in der unglücklichen Schlacht bey Poitiers in die Hände der Engländer gerieth, zum Regenten erklärt worden. Er belagerte Melun und Du Guesclin, der ihm seine Dienste angeboten hatte, eilte nun in das Lager des Regenten, der bald nach seiner Ankunft die Stadt stürmen ließ. Unser Held stieg in den Graben, ergrif eine ungeheure Leiter, und legte sie mit nervigter Faust an die Mauer. Ehe man sichs versah, stand er schon auf der letzten Sprosse derselben. Die Belagerten, bestürzt über so viel Kühnheit, schleuderten einen Stein von einer erstaunlichen Größe auf ihn herab, unter dessen Last er in den Graben wieder zurückstürzte. Allgemeiner Schrecken über diesen Fall verbreitete sich unter den Stürmenden; der Dauphin war selbst Zeuge davon. Wir wollen lieber Melun verlieren als den Du Guesclin! rief er aus; er ist eine weit sichere Vormauer als diese Wälle; ein Held ist immer mehr werth, als ein Waffenplatz. — Die Leibwache des Prinzen eilte zu seiner Hülfe herbey; man brachte ihn bald wieder zu sich. Kaum hatte er die Augen aufgeschlagen, als er sie auf die belagerte Stadt richtete. „Der Sturm ist ja noch nicht geendigt“ — rief er aus — „es bleibt noch Zeit genug übrig meine Wunden zu heilen, wenn ich als Sieger zurückkomme.“ — Mit diesen Worten entriß sich der Held den Händen der Aerzte, stürzte sich aufs neue unter den Feind, der eben einen Ausfall gethan hatte, und zwang ihn, sich wieder in die Stadt zurück zu ziehen; nur wenig fehlte, so wär' er mit den Flüch-

tigen

agen zugleich hinein gedrungen. Die Belagerten, die einen zweyten Sturm besorgten, ergaben sich auf Kapitulation, und der Dauphin gieng wieder nach Paris. Aber unserm Helden war aller Müßiggang unausstehlich. Er näherte sich mit dem Heere des Regenten der Normandie, nahm Mantes und Roulleboise weg, verbrannte die Brücke bey Meulan, und bemächtigte sich dieses Orts.

Du Guesclins ununterbrochenes Glück in allen seinen Unternehmungen fieng an den König von Navarra, Karl den Schlimmen, auf das äusserste zu beunruhigen. Dieser treulose Fürst nützte die traurige Lage von Frankreich, und verheerte die hülflose Normandie. Bisher hatte noch niemand seinen Verwüstungen Einhalt gethan, aber nun vernahm er mit Schrecken, daß der siegreiche Bertrand mit unaufhaltsamen Schritten sich ihm nähere. „Mir bleibt keine Hofnung übrig — sagte Karl zu seinen vertrautesten Generalen — so lange Du Guesclin für Frankreich fechten wird. Er ist ein viel zu geschickter Feldherr, und viel zu brav, als daß man mit leichter Mühe ihn zu besiegen hoffen könnte, viel zu treu, um sich verführen zu lassen. Ohne ihn — setzte er hinzu, indem er sich zum Kaptal von Buch *) wandte — ohne diesen Löwen würdet ihr der größte Kapitain eures Jahrhunderts seyn; aber nun bleibt für euch nichts

*) Johann von Grailly, Herr oder Kaptal von Buch, ist gemeiniglich unter diesem letztern Namen in der Geschichte bekannt. Man findet nirgends, daß ausser ihn und seiner Familie noch sonst irgend jemand aus dem französischen Adel, den Titel Kaptal geführt habe.

nichts übrig, als der Ruhm, ihm wenigstens den Sieg auf das theuerste zu verkaufen.“ —

Endlich gelang es unserm Helden, dem König von Navarra so viel Furcht einzuflößen, daß er, ohne weiter an Widersetzung zu denken, sich in Unterhandlungen einließ. Er rief Himmel und Erde zu Zeugen seiner Aufrichtigkeit an, und versprach mit den feyerlichsten Eidschwüren, in Zukunft die Rechte des französischen Throns aus allen Kräften zu unterstützen. Aber die Folge zeigte bald deutlich genug, wie wenig man sich auf die Worte und Versprechungen eines Prinzen verlassen konnte, den der Himmel einmal zu einer der härtesten Geiseln für Frankreich bestimmt hatte.

König Johann erkaufte sich durch den Friedenschluß zu Bretigni, einen Flecken bey Chartres den 8ten May 1360, laut welchem er ausser andern beträchtlichen Vortheilen auch noch verschiedene der wichtigsten Provinzen mit allen seinen Rechten auf dieselben abtrat, seine Freyheit wieder, genoß sie aber nur wenige Jahre, und starb 1364. Er hinterließ seinem Sohn, dem Dauphin, der nun Karl der fünfte hieß, einen wankenden Thron und ein äusserst erschöpftes Land. Während dem zu der Krönung des neuen Königs zu Reims alle Anstalten vorgekehrt wurden, brach der bundbrüchige König von Navarra aufs neue seine Schwüre, und fiel mit einem mächtigen Heer abermals in die Normandie ein. Du Guesclin erfuhr es, brach sogleich nach dieser Provinz auf, und eine Menge Edelleute fanden sich bald bey seinen Fahnen ein. In kurzer Zeit hatte er zwölfhundert geharnischte Reuter und viertausend Mann zu Fuß beysammen, die alle bereit

und

und willig waren, ihm entweder zum Siege oder in den Tod zu folgen. Nicht weit von Rouen erhielt er die Nachricht von der Annäherung des Feindes.

Man hielt Kriegsrath; Du Guesclin stand von seinem Sitze auf, und redete die Versammlung folgender Gestalt an: „Meine Freunde — sagte er — ich kann eure Gedanken aus euren Augen lesen. Ihr brennt vor Begierde, auf den Feind los zu gehen; ich will euch hinführen. Karls Stirne wird heute mit der schönsten Krone geschmückt; laßt uns diesen großen Tag durch einen Sieg in den Jahrbüchern auszeichnen. Unserer Pflicht gemäß sind wir schuldig, ihn bey seiner Krönung zu beschenken. Wenn ihr mir beystehen wollt, so verspreche ich dem König in unserm Namen eine Gabe, die seiner würdig ist. Ich meyne den Johann von Grailly, Kaptal von Buch. Zwar kenne ich seine Talente als Feldherr, und schätze seinen Muth; aber wenn ich eurer Hitze und meinem Eifer Glauben beymessen darf, so werden wir diesen berühmten Krieger bald als unsern Gefangnen bey uns sehen.“ —

Wenn Du Guesclin sich bald mit einem Siege schmeichelte, so that es der Kaptal von Buch nicht minder; hauptsächlich gründete er seine Hofnung auf die Ueberlegenheit seiner Macht. Ueberdem glaubte er, daß der Kern der französischen Ritterschaft sich zu Reims bey der Königskrönung befinden würde, und sah das Heer seines Gegners für nichts weiter als einen in Eil zusammengeraften Haufen an. In dieser kühnen Zuversicht marschirte er unserm Helden entgegen. Beyde Heere stießen zwischen Evreux und Cocherel auf einander.

der. Das französische war in drey Haufen eingetheilt. Die erste Division befehligte der brave Graf von Auxerre, die zweyte Wilhelm von Bouestel, und die dritte Du Guesclin selbst. Sie formirte die Avantgarde, und nahm den gefährlichsten Posten ein, als den einzigen, nach dem sein Ehrgeiz strebte, und auf den er bey jeder Gelegenheit eifersüchtig war.

Anfänglich war man unschlüßig über das Feldgeschrey, welches man wählen sollte. Ein jeder Befehlshaber hatte das seinige. Plözlich riefen tausend Stimmen zu gleicher Zeit: Mont-joie, St. Denis & nôtre Dame du Guesclin! — Der bescheidene Held weigerte sich, diese Ehre anzunehmen. Er wandte sich zu den Generalen, die älter als er waren: „Ich werde es nicht zugeben — sagte er — ich bin weiter nichts als euer Zögling, und verdiene daher auch nicht den Vorrang und den Oberbefehl über so viele weit größere Männer, wie ich bin, zu führen.“ — Statt der Antwort unterbrach das verdoppelte Geschrey des Heeres seine Rede; alle riefen einstimmig: Nôtre Dame du Guesclin! „Nun so sey es dann — sagte er erröthend — Aber hört mich, Krieger! hört mich, ihr meine Freunde, meine theuren Gefährten! ich nehme diese Ehre nur mit der Bedingung an, daß derjenige von euch, der feige genug seyn sollte, vor der überlegnen Macht des Feindes zu zittern, noch vor dem Treffen nach Hause gehe; folgt er mir in die Schlacht, so muß er entweder siegen oder sterben; wer von euch flieht, der läuft geradezu dem Henker in die Hände.“ — Du Guesclin's Krieger dachten nicht weniger standhaft, wie

ihr

ihr Feldherr; kein einziger nutzte die Erlaubniß nach Hause zurück zu kehren; alle waren bereit, bis auf den letzten Mann zu fechten.

So sehr sich indessen auch der Kaptal von Buch auf seine Macht verließ, so hatte er doch zu viel Erfahrung, als daß er nicht zu gleicher Zeit sich aller Vortheile hätte bedienen sollen, die ihm das Terrain nur einigermaßen darbot. Die Plaine bey Cocherel wird von einer mit einem kleinen Gehölz umgebenen Anhöhe dominirt. Diesen von der Natur selbst so vortheilhaft befestigten Ort wählte er zu seinem Lager. Hier erwartete er den Feind; aber Du Guesclin war ein viel zu geschickter General, als daß er seinen Gegner in einem solchen Posten, ohne die äusserste Noth, hätte angreifen sollen. Soldaten, die nach der Sitte der damaligen Zeit, vom Kopf bis zu den Füssen, in schwere eiserne Rüstungen eingehüllt waren, hatten durchaus ein ebnes Feld nöthig, um gehörig manöuvriren zu können, und so hitzig Du Guesclins Krieger auch immer auf den Angrif seyn mochten, so wagte es doch, aus Ehrfurcht für die Befehle des Generals, der sich bey allen gefährlichen Gelegenheiten immer die Ehre vorbehielt, der erste zu seyn, kein einziger, seinen ihm zugetheilten Posten zu verlassen.

Schon seit mehr als vier und zwanzig Stunden standen die beyden Kriegsheere einander gegenüber, ohne daß weder das eine gewagt hätte, in die Ebene herab zu steigen, noch das andre die Anhöhe herauf zu klettern. Mißmuthig über diesen Verzug warfen die Krieger von beyden Theilen wilde und ungeduldige Blicke umher. Noch herrschte finstre Todtenstille,

stille, als Du Guesclin, ehe man sich's versah, zum Rückzug schlagen ließ, und an die beyden Generals, Wilhelm Bouestel, und den Grafen von Auxerre, die Ordre ertheilte, über die Brücke des Flusses Eure zu gehen; er selbst übernahm bey dieser Gelegenheit die Anführung der Arriergarde.

Kaum wurden die Feinde diesen scheinbaren Rückzug gewahr, den sie für eine förmliche Flucht ansahen, als sie laut zu murren anfiengen, und hartnäckig auf den Angrif ihrer Gegner bestanden. Vergebens widersetzte sich der Kaptal der raschen Hitze seiner Krieger. Johann Jouel, der die englischen Hülfstruppen kommandirte, zog, ohne auf die Vorstellungen des Feldherrn zu hören, den Degen, und stürzte mit den Seinigen unaufhaltsam über die Franzosen her. Dies war es eben, was unser Held erwartete; während dem er mit seiner Arriergarde den Choc des Feindes aufhielt, hatte seine ganze übrige Armee Zeit genug, über den Fluß zurück zu gehen, und sich in Schlachtordnung zu stellen.

Die Navarresen folgten bald dem Beyspiel ihrer Bundsgenossen, und ließen sich weder durch das Bitten noch die Drohungen ihres Feldherrn länger zurückhalten. Schon waren beyde Heere bereits im Begrif, völlig mit einander handgemein zu werden, als wider Vermuthen ein Herold des Kaptals vor unserm Helden mit dem Antrage erschien: Daß woferne es ihm an Lebensmitteln gebräche, der Kaptal, um unnützes Menschenblut zu ersparen, sich freywillig und gern anböte, ihm so viel als er verlange, zu überlassen; auch mache er sich anheischig, die Franzosen ruhig und unange-

fochten

fochten ziehen zu lassen. Du Guesclin hörte diese stolze Prahlerey, die noch überdem, nach damaliger Sitte, mit vielem Galimathias vorgetragen wurde, im Grunde aber weiter nichts als die Furcht seines Gegners verrieth, gelassen an. „Ich halte euch für einen ganz vortreflichen Redner — sagte er auf eine launigte Weise zum Herold — auch will ich euch als eine Belohnung für euren statlichen Vortrag, einen Gaul verehren, der seine hundert Franken unter Brüdern werth ist. Uebrigens sagt dem Kaptal in meinem Namen, daß ich fest entschlossen bin, es auf eine Schlacht ankommen zu lassen, und daß ich mich für die angebotenen Lebensmittel bedanken lasse; denn noch ehe der Tag zu Ende geht will ich ein Viertel vom Kaptal *) verzehren." —

Der Herold gieng und bald darauf begann die Schlacht. Lange blieb der Ausgang zweifelhaft. Du Guesclin überall wo es am hitzigsten hergieng gegenwärtig, ermahnte die Seinigen seinem Beyspiel zu folgen und ermunterte sie zu kühnen Thaten. Das Gemetzel war erschrecklich; Blut der Erschlagenen benetzte überall die Fluren, und das Schlachtfeld war mit Todten, Sterbenden und zertrümmerten Waffen über und über bedeckt. Thibaut Dupont, ein bretagnischer Ritter, drang mit Löwenmuth in den Haufen, den der Kaptal selbst anführte,

*) Ein Wortspiel mit Kaptal und Kapital; Du Guesclin wollte vermuthlich damit andeuten, daß, wenn er den Kaptal gefangen genommen hätte, die Loslassung desselben, ihm wenigstens den vierten Theil von seinem Vermögen kosten sollte.

anführte, hieb sich bis zu ihn durch, ergriff ihn beym Federbusch seines Helms und verlangte, daß er sich ihm gefangen geben sollte. Einige andre bretagnische Ritter waren dem Beyspiel ihres braven Landsmannes gefolgt, die Navarresen, die sich bestrebten ihren Feldherrn zu befreyen, fielen entweder unter ihren Streichen oder wurden zerstreut. Auch der Kaptal versuchte umsonst sich loszureißen; alle seine Kräfte schwanden unter dem stärkern Arm seines furchtbaren Gegners; kurz er mußte sich ergeben.

Seiner Gefangennehmung folgte bald die gänzliche Niederlage seines Heers, und nach einem im höchsten Grade blutigen Treffen, welches an acht Stunden lang währte, erfochte Du Guesclin den glänzendsten Sieg. Dieser wichtige Dienst, den unser Held am 19ten März 1364 seinem Vaterlande leistete verdiente in jedem Betracht eine angemessene Belohnung. Auch entgieng ihm diese nicht; der König beschenkte ihn mit der Grafschaft Longueville, sowohl für ihn als seine Nachkommen, wobey ihm nur die einzige Bedingung aufgelegt wurde, in Kriegszeiten vierzig geharnischte Reuter zum Dienst des Königs zu unterhalten. Sobald Du Guesclin wegen dieser neuen Herrschaft dem König gehuldigt hatte, eilte er hin und entriß mit Gewalt den Navarresen das Schlos Longueville, wovon sie bisher noch Besitzer gewesen waren.

Dem allen ohngeachtet waren doch die Unruhen in der Normandie bey weitem noch nicht gestillt. Diese unglückliche Provinz wurde noch immer von verschiedenen Räuberhaufen geplagt, die unter englischen und navarresischen Fahnen das Land verheerten und aller Orten gräßliche Denkmäler ihrer

Grau-

Grausamkeit und Raubsucht zurückließen. Du Guesclin eilte auf Befehl des Königs, an der Spitze seiner tapfersten Krieger den bedrängten Einwohnern zur Hülfe. Das Raubgesindel erschrak, da es seinen Namen hörte und floh. Verschiedene von den Navarresen noch besetzte Städte öfneten ihm ohne Schwerdstreich ihre Thore. Nur die muthige Besatzung der kleinen Stadt Douvres widersetzte sich ernsthaft. Ein Sturm, den die Franzosen unternahmen, und der unglücklich für sie ablief, verdoppelte die Hartnäckigkeit des Feindes. Du Guesclin ließ die Stadtmauern untergraben, aber die angelegte Mine wurde von den Belagerten bald entdeckt. Kaum erhielt unser Held Nachricht davon, als er sogleich Ordre zu einem abermaligen Sturm gab, während dem er mit zweyhundert auserlesenen Soldaten in die Mine herabstieg und die feindlichen Gegenarbeiter plötzlich überfiel. Das so furchtbar gewordene Feldgeschrey: Du Guesclin, das so unverhoft in ihre Ohren ertönte und wodurch sie von der Gegenwart des Helden vergewissert wurden, machte sie auf der Stelle so verzagt, daß sie auf den Knieen um ihr Leben baten. Du Guesclin drang nun vollends in die Stadt, die von innen so wie von aussen angegriffen, sich bald zu ergeben gezwungen wurde.

Vermuthlich würde der ununterbrochene Siegeslauf unsers Helden die Normandie in kurzem von allen Feinden gesäubert haben, wenn er nicht auf ausdrücklichen Befehl des Königs, mit einem französischen Hülfskorps nach Bretagne hätte marschiren müssen, wo der von dem König von England auf das kräftigste unterstüzte Graf von Montfort noch immer die Oberherrschaft dieses Landes seinem Gegner Karl von Blois streitig machte.

Unterwegens vernahm Du Guesclin, daß sein Vater tödtlich krank sey und herzlich wünsche, vor seinem Abscheiden, den Helden, den er gezeugt hätte, noch einmal umarmen zu können. Du Guesclin liebte seinen alten Vater zu sehr, als daß er ihm seinen lezten Wunsch hätte versagen sollen. Er verließ das Heer also auf einige Tage und reisete nach dem Schlosse de la Motte-Broon ab, wo er ihn schon mit dem Tode ringend und beynahe ohne Verstand antraf. Aber die lauten Klagen dieses so geliebten Sohnes riefen den würdigen Greis noch auf einige Augenblicke wieder ins Leben zurück. Noch einmal raffte er mit der äußersten Anstrengung seine letzten schwindenden Kräfte zusammen. „Ich habe Gott flehentlich um den Trost gebeten — sagte er mit gebrochner Stimme — dich, meinen theuren Sohn! noch einmal auf dieser Welt zu sehen und umarmen zu können. Der Allmächtige hat mein Gebet erhört, und nun will ich zufrieden sterben. Der Ruhm, den du dir erworben hast, die Gefahren, welchen du entronnen bist, sind hinlängliche Bürgen, daß Gottes Schutz über deine Tage walten muß. Lebe glücklich, mein lieber Bertrand! fahre fort deinem König und deinem Vaterland treu zu dienen; aber bedenke dabey, daß alles irrdische Glück hienieden vergänglich und nur die Tugend allein von ewiger Dauer ist.“ — Mit diesen Worten entfloh seine Seele, und Du Guesclin kehrte, nachdem er dem entseelten Körper noch die letzte kindliche Pflicht erwiesen hatte, mit blutigem Herzen zu seinen Kriegern zurück.

Der Graf von Montfort und die Engländer hatten unterdessen die Belagerung von Aurai unternommen und Karl

von

von Blois eilte diesen Ort zu entsetzen. Unterwegens stieß Du Guesclin zu ihm. Karl glaubte nun durch diese Verstärkung unüberwindlich geworden zu seyn und verwarf alle Vorschläge, die ihm sein Gegner zum Vergleich thun ließ. Dieses veranlaßte endlich den 22. September 1364 ein blutiges Treffen, wodurch mit einemmal Bretagnens Schicksal entschieden wurde.

Zwischen beyden Heeren lag eine von einem Bach durchschnittene Wiese. Du Guslin wollte, daß das Heer Karls von Blois diesseits des Baches stehen bleiben sollte; aber der Graf von Auxerre rieth herüber zu gehen und man folgte seinem Rath. Dieser falsche Schritt war die Hauptursache an dem Verlust der Schlacht. Der berühmte Ritter Johann Chandos, der die englischen Hülfsvölker des Feindes kommandirte, ließ die Truppen Karls von Blois angreifen, ehe sie sich noch recht formiren konnten. Anfänglich verdunkelte ein Pfeilhagel die Luft; endlich wurde man handgemein und bediente sich der Streitärte. Beyde Partheyen fochten mit dem wüthendsten Eifer. Du Guesclin übertraf sich selbst, verlohr aber nie seinen Freund, den Grafen von Blois aus dem Gesichte. Endlich vernahm er, daß der Graf von Montfort getödtet seyn sollte; nun fürchtete er nichts mehr für seinen Freund, und eilte sich dem siegenden Chandos entgegen zu stellen, der auf seiner Seite die bretagnische Armee gänzlich in Unordnung gebracht hatte.

Aber das Gerücht von dem Tode des Grafen von Montfort war falsch; ein Ritter, der einen, dem seinigen ähnlichen Waffenrock trug, hatte den tödtlichen Streich empfangen. Der wahre Graf kam plözlich wieder zum Vorschein und griff den

Haufen an, den Karl von Blois anführte. Ein englischer Ritter hieb sich bis zu dem Grafen von Blois durch, und stieß ihm den Degen in den Mund, so daß er hinten am Halse wieder herausgieng. Karl sank vom Pferde, indem er ausrief: Mein Gott! vergieb mir meine Sünden, und meinen Tod denjenigen, die heute gegen mich fechten! — Du Guesclin vernahm zu gleicher Zeit seinen Irrthum und den Tod des unglücklichen Grafen von Blois. Einige Thränen entschlüpften seinen Augen, aber bald lieh ihm die Verzweifelung neue Kräfte. Er trozte dem Tode wie ein Mann, der seinen Freund nicht überleben mag. Von allen Seiten umringt, und von aller Hülfe entblößt, behielt er dennoch immer seinen unerschütterlichen Muth. Sein Degen und seine Streitaxt zerbrachen; nun focht er mit geballten Fäusten. Endlich näherte sich ihm Chandos selbst und bat ihn nicht länger gegen die Unmöglichkeit zu kämpfen. Kaum hatte sich Du Guesclin ergeben, als die Seinigen die Waffen von sich warfen und seinem Beyspiel folgten.

Doch unser Held blieb nicht lange in der Kriegsgefangenschaft; nachstehender Umstand verschafte ihm bald seine Befreyung wieder. Der spanische Prinz Heinrich von Transtamara, bat Karl den Fünften um Hülfe und Beystand gegen seinen Bruder den König Pedro von Kastilien, der wegen seiner Tyranney den Beynamen der Grausame erhalten, und von seinen Unterthanen allgemein verabscheuet wurde. Frankreich wurde noch immer durch jene Räuberbanden verheert, die Du Guesclin schon einmal in der Normandie so ziemlich zu paaren getrieben hatte, und die man seit dem

sie

sie sich ansehnlich vermehrt hatten, gemeinhin nur die großen Kompagnien, oder Kameradschaften zu nennen pflegte. Sie bestanden, wie wir bereits oben erwähnt haben, sowohl aus Engländern als Franzosen, die ihren alten Haß gegen einander ganz abgelegt hatten und nichts als Raubgier athmeten, die sie nun gemeinschaftlich in dem unglücklichen Frankreich zu stillen suchten. Ihre Anzahl war so stark angewachsen und so furchtbar geworden, daß man bey dem damaligen zerrütteten Zustand des Königreichs nichts mit Gewalt gegen sie zu unternehmen wagen durfte. Gütliche Mittel sie aus dem Lande fortzuschaffen hatte man bisher zwar genug versucht; aber alle deshalb angestellte Bemühungen waren vergebens gewesen. Jetzt da der spanische Prinz um Hülfstruppen anhielt, glaubte man die beste Gelegenheit zu haben, sich von diesem Raubgesindel zu entledigen; nur müßte man sie zu überreden suchen, ihm freywillig nach Spanien zu folgen. Kein andrer als ein Mann, dessen Heldenthaten und kriegerische Verdienste selbst diesen wilden Räubern Ehrfurcht eingeflößt hätten, war fähig ein solches Vorhaben glücklich durchzusetzen. Alle diese Eigenschaften vereinigten sich in der Person des Du Guesclins, daher denn auch die Wahl des Königs sogleich auf ihn fiel; aber zuvor mußte man erst an seine Befreyung aus der Kriegsgefangenschaft denken. Chandos verlangte hunderttausend Franken für seine Ranzion; eine erstaunliche Summe in den damaligen an Geld so armen Zeiten. Demohngeachtet wurde sie doch bald genug aufgebracht; der König bezahlte davon vierzigtausend Franken, und den Ueberrest der Pabst und Heinrich von Transtamara.

Du Guesclin erhielt bey seiner Ankunft zu Paris von Karl V. die Bestallung als General der Kameradschaften, nebst seinen übrigen Verhaltungsbefehlen; wogegen er sich durch eine förmliche Urkunde verbindlich machte, diese Räuberbanden, ohne fernern Aufschub und ohne Erpressungen, gegen eine beträchtliche Geldsumme, die der König herzugeben versprach, aus Frankreich zu führen. Nun ließ er sich durch einen Herold von den Oberhäuptern der Kameradschaften sicheres Geleit ausbedingen und reisete alsdann ohne Verzug in ihr Lager bey Chalons an der Saone ab.

Sein Ruf war bereits vor ihm hergegangen; Vornehme und Geringe, alles lief ihm bey seiner Annäherung entgegen. Ein einstimmiges Geschrey: Es lebe der tapfre Bertrand! Es lebe derjenige, der über die ganze Welt zu befehlen verdient! tönte ihm aus dem Munde eines jeden Befehlshabers und Soldaten entgegen. Du Guesclin benutzte diesen Augenblick des Enthusiasmus und redete sie mit einer kriegerischen Freymüthigkeit an. Er schilderte ihnen ihre bisherige schändliche Lebensart mit den lebhaftesten Farben und schmeichelte ihrer Raubsucht, mit den erstaunlichen Reichthümern, die sie sich, auf eine eben so leichte als rühmliche Art bey diesem Zuge nach Spanien würden erwerben können; auch versprach er ihnen im Namen des Königs von Frankreich, eine Summe von zweymal hunderttausend Franken. „Laßt uns die Ungläubigen aus den Königreichen Granada und Murzia verjagen — fuhr er fort — laßt uns für Jesum Christum, den Gekreuzigten kämpfen. Unermeßliche Schätze, sichere Triumphe erwarten uns unter jenen Himmelsstrichen; dieser Krieg

wird

wird all unsre Verbrechen tilgen" — Endlich schloß er seine Rede, ganz im Ton seines Zeitalters, mit folgenden Worten: „Ihr sowohl wie ich, wir haben genug bisher begangen, um unsren Seelen die ewige Verdammniß zuzuziehen; ja ihr könnt euch sogar rühmen, noch mehr Uebels gethan zu haben, wie ich; laßt uns daher wieder zu Gott zurückkehren und den Teufel verlassen." — *) Diese kräftige Anrede that vollkommen ihre Wirkung. Die Hofnung auf Beute und die Ehre unter einen Mann von so großem Ruf, wie Du Guesclin, zu dienen, machten, daß jeder mit der größten Ungeduld, den Augenblick des Aufbruchs erwartete.

Das Gerücht von diesem Heerzuge, und daß unser Held der Führer desselben seyn sollte, verbreitete sich bald durch ganz Frankreich. Eine Menge der vornehmsten französischen Ritter und Herren fanden sich bey Du Guesclins Fahnen ein; z. B. der Marschall d'Andreghen, und die Herren von Beaujeu, Albret, Mauni, Auberticourt, Anthoin, Brinel, Neuville, Bailleul, Berguette, St. Venant, nebst einer großen Menge geringerer Edelleute. Endlich brach Du Guesclin auf und näherte sich der Stadt Avignon. Nach dem Berichte einiger Schriftsteller hatte er den Kameradschaften noch vor ihrem Aufbruch auf das feyerlichste verspro-

*) Nous avons assez fait vous & moi, pour damner nos ames, & vous pouvez même vous vanter d'avoir fait pisque moi: faisons honneur à Dieu & le Diable laissons. —

versprochen sie zu einem Besuch hieher zu führen; ein Umstand, der, wenn er gegründet ist, freylich ein sehr gehäßiges Licht über den Charakter dieses sonst so edeldenkenden Mannes verbreiten muß, und zwar um so vielmehr, da der Pabst ihn nur kurz zuvor hatte loskaufen helfen.

Die Gegenden um Avignon empfanden in kurzer Zeit die traurigen Folgen von dem Anmarsch dieses Raubgesindels. Weder die gütlichen Ermahnungen, noch die Bannstralen Urbans des Fünften, der hier residirte, machten Eindruck auf die Herzen dieser Unmenschen. Mit der ausgelassensten Frechheit bestanden sie auf folgende drey Punkte. Erstens sollte ihnen der Pabst, allgemeine Vergebung ihrer bisher begangenen Sünden und Verbrechen zugestehen; zweytens, ihre Waffen segnen, als Kreuzfahrer, die gegen die Feinde des Glaubens und der Kirche zu Felde zögen, und drittens, eine große Summe Geld zu ihrer Unterstützung herschießen. Urban stand ihnen seine Absolution und seinen Segen ohne Bedenken zu, weigerte sich aber hartnäckig Geld herzugeben. Diese Antwort erbitterte die Kameradschaften so sehr, daß sie das Land auf das grausamste verwüsteten. Selbst Du Guesclin vermochte in diesem Augenblick nicht, sie zurückzuhalten; sie gaben nichts als ihrer Wuth Gehör und bedrohten sogar die Stadt selbst anzugreifen.

Endlich sah sich der Pabst genöthigt ihnen zweymalhunderttausend Franken (nach andern nur halb so viel) auszahlen zu lassen. Ein Prälat brachte dieses Geld ins Lager; aber die Kameradschaften wußten, daß der Pabst, vermöge einer ausserordentlichen Auflage diese Summe von den Einwohnern erhoben

erhoben hatte und riefen daher einstimmig: daß sie nicht das Vermögen des Volks, sondern nur einen Theil von den Schätzen des Pabstes und der Kardinäle verlangten, „denn wir haben uns — setzten sie hinzu — nur zum Besten der Kirche, nicht aber zum Dienst der Bürger von Avignon mit dem Kreuz bezeichnen lassen.“ — Man mußte nachgeben und der Pabst sowohl als die Kardinäle sahen sich genöthiget, das Geld den Einwohnern wieder zuzustellen, und es aus ihren eignen Mitteln selbst herzugeben. Urban ertheilte dem Heer allgemeine Absolution und seinen Seegen, und nun eilte Dü Guesclin 1366 mit diesem unbändigen Haufen aus Frankreich nach Aragonien, und von da weiter nach Kastilien.

(Fortsetzung und Beschluß nächstens.)

IV.

Zur Länder = und Völkerkunde der Alten.

Die Alten waren lange Zeit der unbezweifelten Meynung, daß blos der Erdtheil den wir die gemäßigte Zone nennen, bewohnbar wäre. Selbst Ptolomäus, der am stärksten nachforschte, betrachtete die Equinoctiallinie als die Gränze der bewohnten Welt. Daher sind die alten geographischen Karten einem Bande ähnlich, den man von dem mittlern Theil der Erdkugel abgenommen hat, wobey man oben und unten zwey leere Räume gelassen, in der Ueberzeugung, daß hier keine Menschen

schen wohnen konnten, weil die zu große Kälte nach Norden, und die zu große Hitze nach Süden zu es unmöglich machten. Man wußte wohl, daß Hanno, der Carthaginenser, die Reise um Afrika gemacht hatte, allein deshalb glaubte man noch nicht, daß er die Linie paßirt wäre, weil man sich von der Größe dieses Welttheils nur sehr eingeschränkte Begriffe machte. Als daher Ptolomäus zuerst entdeckte, daß die afrikanischen Küsten sich bis jenseit der Linie erstreckten, fieng man an die Wahrheit von Hanno's Reise zu bezweifeln, und blieb überzeugt, daß die unter der Linie und jenseit derselben gelegenen Länder durchaus unbewohnbar wären.

Pomponius Mela, ein Spanier, der ungefähr im Jahr 50 unsrer Zeitrechnung zu Rom lebte, schrieb in lateinischer Sprache seine Geographie, die den bescheidenen Titel führte: Von der Lage der Welt. Hierin beschrieb er alle ihre Theile, eins nach dem andern mit Ordnung und Klarheit. Ob er gleich, so wie die Alten überhaupt, nur drey Welttheile kannte, so hatten doch die Reisen der Tyrer und Carthaginenser um Afrika herum, bey ihm die Vermuthung erregt, daß es noch einen vierten Welttheil geben müsse, dem er seinen Platz unterhalb Afrika anwies. Da man nun durch die astronomischen Beobachtungen schon wußte, daß die Erde rund sey, so bildete sich dieser Geograph bereits damals ein, daß dieses große Land auf der andern Seite unsrer Erdkugel seyn müßte, und daß dessen Bewohner unsre Gegenfüßler wären. Dennoch aber glaubte er nicht, daß man bis zu ihnen gelangen könne. Der größte Theil unsrer Erde war daher bis ins funfzehnte Jahrhundert selbst den Gelehrten so unbekannt,

als

als uns der Mond ist. Indessen waren die tyrischen Seefahrer, und diejenigen, die Alexander und seine Nachfolger auf Entdeckungen ausschickten, verschiedenemal die Linie paßirt, ohne es gewahr zu werden. Sie hatten zwar eine große Hitze gefühlt, allein sie glaubten, daß diese noch immer größer werden würde, je weiter sie kämen; denn sie waren weit entfernt, sich vorzustellen, daß sie hernach eine andre gemäßigte Zone, und nach dieser wieder eine frierende finden würden. Nur erst da die Portugiesen das Vorgebirge der guten Hofnung umseegelt hatten, wurde man davon überzeugt.

Es gab alte Geographen, die allein aus Egypten einen vierten Welttheil machten, weil dieses Land so bevölkert war, wie das übrige Afrika zusammen genommen. Pomponius Mela rechnete es zu Asien. Das rothe Meer hatte nach den alten Erdbeschreibern seinen Namen von einem Könige von Egypten, dessen Name in der alten Landessprache roth bedeutete. Man findet, daß der Name Esau dieselbe Bedeutung in der altebräischen Sprache hat. Dieser Sohn Jakobs dehnte sein Reich bis an die Hafen dieses Meers aus, und wurde auch auf einer darin liegenden Insel, Namens Erytros, begraben, von welcher das Meer das erytreische genannt wurde, das im Griechischen roth bedeutet.

Man kann das Ländermaaß der Alten am besten nach römischen Meilen berechnen, die tausend geometrische Schritte enthielten. Die Griechen rechneten nach Stadien, von welchen acht eine römische Meile ausmachten; die Egypter nach Schenessen, deren jede sechzig Stadien oder achtehalb römische Meilen betrug, und die Perser nach Parasangen; jede drey

römische

römische Meilen lang. Die Gallier rechneten nach Lieues von 1500 Fuß, daher zwey derselben mit drey römischen Meilen genau übereinkamen. Ein gewöhnlicher Tagemarsch der römischen Heere war von 18000 Schritt, die achtzehn ihrer Meilen betrugen.

Man sagt, daß die erste Stadt, die in der Welt erbaut wurde, Enochia hieß, nach dem Namen Enochs, Sohn des Kain. Niemand weis aber, wo diese Stadt gelegen hat. Der Jupiter Ammon, den man in den lybischen Wüsten anbetete, und daselbst einen berühmten Tempel hatte, war nicht unwahrscheinlich Cham, Sohn des Noah, dessen Nachkommen der Sage nach Afrika bevölkert hatten. Der älteste Sohn Chams hieß Chus; er gab seinen Namen der Provinz Chusistan, der noch in Persien gebraucht wird. Es war Nimrod, sein Sohn, der diese Provinz beherrschte, und ihr den Namen seines Vaters gab. Dieser Nimrod, der in den Büchern Mosis erwähnt wird, war der erste, der die Menschen dahin brachte, das Feuer anzubeten, ein Andachtsdienst, der sich so viel Jahrhunderte lang in Persien und Indien erhalten hat; ihm wird auch der babylonische Thurmbau zugeschrieben, von welchem man vor 300 Jahren (das heißt in den Zeiten der Unwissenheit und des Aberglaubens) noch Ruinen in der Provinz Chusistan gesehn haben will. Die Griechen nannten dieses Land Susiana; die Hauptstadt desselben war Susa, die, wie man glaubt, auf derselben Stelle stand, wo jezo die Stadt Bagdad steht.

Die Phönicier waren mit den in der Schrift bekannten Kananitern ein Volk. Sie stammten auch von Chanaam, Sohn

Sohn des Chams her; allein während der Zeit die andern Kananiter von den Juden unterjocht wurden, bemühten sich die Phönicier, ihre Städte Tyrus und Sidon in Flor zu bringen. Es ist bekannt, daß sie die vornehmste kommercirende Nation der alten Welt waren, und Carthago gründeten.

Zur Zeit des Strabo waren schon in Europa vier Hauptsprachen, von welchen alle andere abstammten. Dieses waren die griechische, die lateinische, die celtische und die scitische oder sarmatische, die jetzo die sclavonische genennt wird. Man behauptet mit vieler Wahrscheinlichkeit, daß der Name Europa von dem alten phönicischen Wort Urappa herkommt, das so viel sagen will als: Land der weißen Menschen.

Es war erst unter der Regierung des Titus, gegen Ende des ersten Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung, daß Agricola überführt wurde, Großbritannien sey kein festes Land, sondern eine Insel. Cäsar, der da glaubte, es erobert zu haben, wußte es nicht. Die Römer hatten es Albion genannt, weil die Küsten ihnen von weiten weiß schienen; nachher aber nannten sie es Britannia, weil es von den Britanniern bewohnt war, die da vorgaben, von den Trojanern abzustammen. Die nördlichen Völker dieser Insel hiessen Picten, weil sie sich so wie die Caraiben den Körper mit allerhand Farben bemalten. Die Haare am Kinn und am ganzen Leibe wurden abgeschoren, nur die Kopfhaare allein ausgenommen, die sie lang trugen. Der größte Handel von Großbritannien geschahe durch die sorlingischen Inseln, Cornwal gegenüber, wo man eine große Menge Zinn herholte.

Dieses

Dieses thaten schon die Phönicier, die diese Insel lange vor den Römern kannten.

Um zu verhindern, daß die Caledonier, die im nördlichen Schottland wohnten, nicht mehr nach Gefallen in Britannien einfallen möchten, wurden nach und nach drey Mauern errichtet, die den Eingang versperren sollten. Man siehet noch einige Ueberbleibsel von diesen eingebildeten Bolwerken, die bald unnütz wurden; denn nicht allein die Schottländer, sondern auch die Angelsachsen kamen nach England, und eroberten es. Diese Schottländer waren eigentlich eine Kolonie von Irländern, die im vierten Jahrhundert nach Caledonien kamen, und sich daselbst bey den Picten niederliessen. Im neunten Jahrhundert wurden die Schottländer ganz Herren des Landes, und man hörte nichts mehr von den Picten. Irland hieß noch im vierten Jahrhundert Scotia, von den Schottländern, die es bewohnten; nachher wurde es Hibernia genannt, wegen der rauhen Winter, welche die ersten Reisenden in diesem Lande sehr lang fanden.

Plinius, der Naturkündiger, und nach ihm Strabo, melden verschiedene besondre Dinge von Großbritannien, unter andern, daß man hier einen Stein findet, der im Wasser brennt, und im Oel verlöscht; desgleichen, daß die Armen Steine sammlen, die brennbar sind, wobey sie sich im Winter wärmen. Man sieht leicht, daß sie von den Steinkohlen reden. Strabo erzählt auch von Bäumen, deren Blätter, wenn sie ins Wasser fallen, sich in Vögel verwandeln. Als der Pabst Pius II. im 15ten Jahrhundert unter dem Namen Aeneas Sylvius, Nunzius in Schottland war, forschte er

sorg-

sorgfältig nach diesen Wunderbäumen, und erhielt die Nachricht, daß solche in den orcadischen Inseln, am äussersten Ende von Schottland zu finden wären. Die alten Schriftsteller kamen alle in Ansehung Irlands überein, daß es hier keine giftige Thiere, ja nicht einmal Spinnen und Frösche gäbe. Sie behaupteten sogar, daß wenn man irländische Erde nach irgend einem Lande hinbrächte, und man sie neben diese Insecten hinlegte, sie durch diese Erde sogleich vertrieben, oder todt hinfallen würden.

Zwischen Schottland und Irland liegen einige berühmte Inseln, von welchen die alten Geographen auch merkwürdige Dinge erzählen. Unter diesen ist die Insel Mona, die man jetzo Anglesey, oder Man nennt. Sie war ehemals wegen eines Tempels berühmt, der von barbarischen Priestern und Priesterinnen bewohnt wurde, die Orakelsprüche gaben und Menschenopfer verrichteten. Die hebridischen Inseln, die oberhalb Irland liegen, und fünf an der Zahl sind, wurden ehemals durch einen eignen König beherrscht. Diese Insulaner, aus Furcht, daß ihr Königreich erblich werden könnte, hatten ein Gesetz gemacht, wodurch ihrem Könige das Heyrathen verboten war. Da sie ihm jedoch nicht die Gesellschaft der Weiber entziehn wollten, so erlaubten sie ihm, sich ganz frey der Weiber aller seiner Unterthanen zu bedienen, die es ihm nicht abschlagen durften. Da nun bloß verheyratheten Frauenspersonen dieses Loos zufallen konnte, so war man sicher, daß ihre Kinder, mit gesetzmäßigen Vätern versehn, keine Ansprüche machen würden, zur königlichen Familie zu gehören.

 Ober-

Oberhalb den brittischen Inseln nach Norden zu, wurde der berühmten Insel Thule von den Alten ihr Platz angewiesen, die sie für das Aeusserste aller bewohnten Länder der Erde ansahn. Die Nachrichten von diesem Eyland kamen von einem reisenden Kaufmann aus Marseille, Namens Pytheas her. Er machte die sonderbarste Beschreibung von Thule, wohin ihn ein Sturm verschlagen hatte. Er gab vor, daß dieses Land weder Erde, noch Meer, noch Luft wäre, und daß man hier weder Sonne, Mond noch Sterne sähe. Vermuthlich war er hier in einer Jahreszeit angekommen, wo die Nebel stark und von langer Dauer sind. Pytheas lebte zu gleicher Zeit mit Aristoteles, und wurde lange für einen Lügner gehalten, wenigstens in Ansehung Thule; denn in seinen übrigen Reisebeschreibungen, die sehr umständlich waren, fand man so vernünftige und so sinnreiche Beobachtungen, daß man nicht wußte, was man glauben sollte; bis endlich die Entdeckung gemacht wurde, daß zu einer gewissen Jahrszeit gegen den Polarzirkel zu, die Nächte vier und zwanzig Stunden lang wären. Man ist noch heut zu Tage nicht einig, welches Land unter dieser Insel Thule verstanden wurde. Einige glauben, daß es Island sey, und andre stimmen für die schetländischen Eylande, an den Küsten von Norwegen.

Die verschiedenen Namen, die Spanien und die vornehmsten Provinzen dieses Königreichs bey den Alten hatten, beziehen sich auf die Nationen, die solche bevölkert haben. Celtiberien, das jetzo einen Theil der Königreiche Arragonien und Valencia ausmacht, hatte seinen Namen von einer cel-

tischen

tischen Kolonie, die bis an die Ufer des Flusses Iberus gekommen war, der seinen Ausfluß in den vorbesagten Königreichen hat. Galicia erhielt den Namen von den Galliern, die zur See daselbst ankamen, und hier ihren Wohnsitz aufschlugen. Der Theil von Spanien, dessen Küsten vom mitländischen Meer bewässert waren, wurde Hesperien genennt, und führte also den nehmlichen Namen, den die Griechen Italien gaben, weil man glaubte, das Land wäre von Italienern bevölkert worden, die durch die Fahrten längst den Seeküsten sich dahin begeben hätten. Die andern Theile von Spanien wurden durch afrikanische Nationen bevölkert. Z. B. die Turditaner, die das heutige Königreich Algarvien besaßen, und die Carthaginenser, die viele und große Niederlassungen in Spanien hatten. Es waren hier von ihnen zwey sehr ansehnliche Städte mit vortreflichen Hafen angelegt worden. Die eine war Neu-Carthago, jetzt Carthagena, und die andre Gades, jetzt Kadix genannt. Die Carthaginenser hatten dem Lande den Namen Hispania gegeben, da das Wort Spaniam in der phönicischen Sprache, welche die Carthaginenser redeten, Kaninchenland bedeutet, und sie bey ihrer erstern Ankunft allhier eine erstaunliche Menge dieser Thiere gefunden hatten. Man siehet noch römische Medaillen, auf welchen Spanien unter dem Bilde einer Frauensperson vorgestellt wird, die zu ihren Füssen ein Kaninchen liegen hat. Nach und nach griffen die Carthaginenser so sehr in Spanien um sich, daß sie theils durch ihre Waffen, theils durch ihren Handel Herren vom größten Theil des Landes wurden. Die Römer unternahmen es, sie daraus zu vertreiben; sie kamen zu Lande über die pyrenäischen Gebürge nach Spanien, und

 nahmen

nahmen ohne viele Mühe einige große inländische Provinzen weg, während die Carthaginenser die am mitländischen Meer gelegenen behaupteten, bis sie endlich dieselben verlohren, da denn Spanien von den Römern in drey große Provinzen abgetheilt wurde: Bätica, Lusitanien, jetzt Portugal, und Tarragonien. Sie behielten das Land bis zum fünften Jahrhundert, da barbarische Völker, vorzüglich die Visigothen, sich dessen bemächtigten. Im achten Jahrhundert wurde Spanien von den Saracenen erobert.

Die Stadt Cordua rühmt sich, die erste römische Kolonie zu seyn, die in Spanien angelegt wurde; auch war es der letzte Theil dieses Landes, den die Mauren oder Saracenen beherrschten, da die Stadt Grenada, ihr letzter Zufluchtsort, nicht weit davon entlegen ist. Carteja, oder Tartessus, jetzt Tariffa, war das erste Etablissement der Phönicier in Spanien. Damals war es, daß sie sich rühmten, sich bis jenseit der Säulen Hercules ausgebreitet zu haben. Diese berühmten Säulen sind nie vorhanden gewesen. Sie gründeten sich auf die fabelhafte Tradition, daß da der von den Griechen so sehr verehrte Halbgott Hercules dem König von Mauritanien, Atlas, einen Besuch machte, war er genöthigt, die Meerenge zu paßiren, die den Ocean vom mitländischen Meer, desgleichen Europa von Afrika trennt, daher er denn auf die höchsten am Ufer liegenden Felsen dieser Meerenge zwey Säulen errichten ließ. Die auf der Küste von Europa hieß Cal, und die andre in Afrika Abyla. An die Stelle der erstern wurde hernach zu Ehren des Herkules die Stadt Heraclea erbaut, die jetzo unter dem Namen Gibraltar vielleicht berühmter als je geworden ist.

Wenn

Wenn die celtischen und gallischen Völker in Spanien eingedrungen sind, und ihren Namen ganzen Provinzen dieses Königreichs gegeben haben, so sind hingegen auch spanische Nationen in Gallien eingefallen und haben sich daselbst niedergelassen. Zu diesen gehören die Vascones, die man jetzo Gasconier nennt. Sie besassen alles was nunmehr das Königreich Navarra, einen Theil von Arragonien und von Biscaja ausmacht. Ihre vornehmsten Städte waren Pompelo, jetzo Pampeluna, Calaguris und Jacca. Die alten Vasconer waren Nachbaren eines Volks, das die Römer unter der Regierung Augusts nur mit vieler Mühe bezwingen konnten. Dieses waren die Cantabrier, deren Sprache sich in den pyrenäischen Gebirgen nach der Seite des Oceans zu, noch beständig erhalten hat. Man nennt sie die Biscajische, und erkennt darin leicht den alten Dialect der Celten, und folglich ihren Ursprung. Diese Völker waren so tapfer im Gefecht, als leicht in den Gebürgen zu laufen. Man versichert, daß sie nicht anders als singend und tanzend zur Schlacht giengen.

Keine von allen spanischen Städten ist in der römischen Geschichte berühmter, als Numanz, die erst nach einer vierzehnjährigen Belagerung an die Römer übergieng. Scipio Aemilianus zerstörte sie ganz, so daß man jetzo kaum den Ort weis, wo sie gestanden hat. Man glaubt, daß es bey der kleinen Stadt Solia in Arragonien gewesen sey. Sagunt war auch in den punischen Kriegen sehr berühmt, und vertheidigte sich ausserordentlich wider die Carthaginenser, die von Hannibal angeführt wurden. Jetzo heißt die Stadt Siguenca.

Die balearischen Inseln waren sowohl wegen ihrer Fruchtbarkeit, als wegen der Tapferkeit ihrer Einwohner berühmt. Ihre Waffen waren Schleudern, wodurch sie zu der Zeit, da sie noch für die Carthaginenser fochten, sich selbst den römischen Legionen furchtbar machten. Da aber nach dem Untergang von Carthago diese Inseln unterjocht wurden, so nahmen die Römer bey ihren Heeren ganze Schaaren Schleuderer auf, an deren Spitze beständig Balearen waren, sie zu unterrichten. Diese Insulaner zeigten lange Zeit die größte Verachtung für Gold und Silber, ja sie erlaubten nicht einmal, daß solches in ihr Land gebracht wurde. Ihren Handel trieben sie durch Tausch, wobey sie ihre Lebensmittel für solche Werkzeuge hergaben, die zu ihren Arbeiten erfoderlich waren. Sowohl im Dienst der Carthaginenser, als auch hernach da sie den Römern dienten, schlugen sie alle Besoldungen in Gelde aus, und begnügten sich nach geendigten Feldzügen mit einigen Fässern guten Wein, den sie mit nach ihren Inseln nahmen.

Gallien wurde von den Römern in zwey große Theile getheilt; das eine nannte man das cisalpinische, oder disseit der Alpen gelegene, (den Standpunkt von Rom aus genommen) und das andre das transalpinische. Man gab beyden großen Ländern den Namen Gallien, weil sie von Galliern waren bevölkert worden. Allein die Cisalpiner hatten schon Gallien einige Jahrhunderte zuvor verlassen, ehe die Römer dahin kamen, und waren durch ihre Niederlassung in Italien ganz Italiener geworden. Sie hatten römische Sitten angenommen, redeten der Römer Sprache, und kleide-

kleideten sich auch wie sie. Daher kam es, daß man dieses Land Gallia togata nannte.

Derjenige Theil des transalpinischen Galliens, der Italien am nächsten lag, wurde Provincia genannt, weil er zuerst den Titel einer römischen Provinz erhielt, daher die jetzige Provence davon den Namen hat. Da nachher die Römer sich nach der Seite von Languedoc, Sevennes und Dauphine ausbreiteten, entstand das narbonnesische Gallien. Die nächsten Provinzen des transalpinischen Galliens wurden Gallia braccata genannt, weil die Einwohner Beinkleider trugen, welches, wie bekannt, nicht römische Sitte war. Andre weiter von den Alpen entlegene Provinzen hießen Gallia comata, weil man allda die Haare lang wachsen ließ.

Eine andre Abtheilung des transalpinischen Galliens war das celtische, belgische und aquitanische. Der Name Celten war allen Galliern gemein, und bedeutete eigentlich Völker, die aus entlegenen Ländern abstammten. Wenn die Gallier von sich sprachen, so nannten sie sich Celten, nur die Römer hatten ihnen den Namen Gallier beygelegt. Das aquitanische Gallien hatte den Ocean und die pyrenäischen Gebirge zu Gränzen. Das belgische aber war das größte. Es erstreckte sich von der Seine bis zum Rhein, und begrif alle zwischen diesen zwey großen Flüssen gelegene Länder, von ihren Quellen an bis zu ihren Ausflüssen.

Vor Cäsars Eroberung wurde Gallien in Districte oder Cantons abgetheilt, die eine Anzahl Städte, Flecken und

Dörfer in sich enthielten. Diese Cantons hatten ihre Hauptstädte. Die Völkerschaft der Carnuter nannten die ihrige Autricum, die Eduer Bibractum, und die Pariser Lutecia; seitdem ist Autricum in Chartres, Bibractum in Autun und Lutecia in Paris verwandelt worden. Die Abtheilung von Gallien in römische Provinzen dauerte bis zum fünften Jahrhundert, da sich die Visigothen und Burgunder daselbst niederliessen. In dem folgenden Jahrhundert kamen die Franken nach Gallien, nahmen das ganze Land ein, und nannten es Frankreich.

Das narbonnesische Gallien war in 17 Cantons abgetheilt. Narbonne, Toulouse, Nismes und Vienne waren darin die Hauptstädte. Marseille machte eine unabhängige Republik für sich aus. Das aquitanische Gallien hatte 18 Cantons. Der District, der jetzo Berri heißt, hatte zur Hauptstadt Bituricum, und die vornehmste Stadt der Arverner war Gergovia, davon nichts mehr vorhanden ist. Das celtische Gallien mit Inbegrif des lyonnesischen hatte 29 dieser Cantons, wovon sämtliche Schweitzerländer nur einen formirten, der sich aber von Geneve bis nach Zürch erstreckte. Das sogenannte Kleinbritannien enthielt fünf Cantons. Dies ist das einzige Land, wo man noch die alte celtische Sprache beybehalten hat, die man noch zum Theil in dieser Provinz redet, und unter dem Namen Bas Breton bekannt ist.

Im belgischen Gallien waren mehr als zwanzig Cantons. Diese Provinz erstreckte sich sehr weit, denn von der einen Seite gehörten die Bellovacer dazu, jetzo die Einwohner von Beauvais, und von der andern die Bataver, oder die

Hollän-

Holländer. Eine ihrer vornehmsten Städte war Lugdunum Batavorum, das heutige Leyden. Die beyden Churfürstenthümer Mainz und Trier machten einen Canton aus, desgleichen Speier, Strasburg, Metz und Rheims. Dieses waren jedoch nur die großen Cantons, es gab kleine, ja sehr kleine, deren Verschiedenheit sich auf Zeiten und Oerter gründete.

Wenn die alten Geographen von Gallien reden, so vergessen sie die Druiden nicht, die nicht allein die Priester, sondern auch die Magistratspersonen, die Gesetzgeber, ja die Orakel des Volks waren. Es befand sich unter ihnen eine Klasse, die man Barden nannte, und eigentlich die Dichter der Nation waren. Der Hauptwohnsitz der Druiden war in den Wäldern von Chartrain und den benachbarten Gegenden. Man behauptet, daß die Stadt Dreux ihren Namen von ihnen erhalten habe, weil sie mitten in den heiligen Wäldern lag, die sie bewohnten. Die Druiden durften nicht mit in Krieg gehn, und bezahlten auch keinen Tribut. Die französische Klerisey hat sich nicht entblödet, oft dieses Beyspiel anzuführen, um zu beweisen, daß der priesterliche Stand seit undenklichen Zeiten dem Staat weder Kriegs- noch Gelddienste zu leisten schuldig sey. Man ist der Meynung, daß die Druiden die Seelenwanderung glaubten, und daß sie die Krieger ermunterten tapfer zu fechten, in der Hofnung, daß wenn sie im Gefecht umkämen, ihre Seelen angenehme Wohnörter bekommen würden.

Vor der Eroberung der Römer beobachteten die Druiden sehr barbarische Religionsgebräuche. Sie erwürgten Menschen bloß in der Absicht, um Vorbedeutungen zu formiren.

Das Geschrey dieser Elenden, ihre Geberden und Zuckungen beym Sterben, bestimmten ihre Orakel. Sie errichteten große Scheiterhaufen von Heu und Reisern, an welchen Menschen und Thiere befestigt wurden, und verbrannten alles zu Ehren ihrer Gottheiten. Wenn die Gallier nach einem Kriege zurückkehrten, so brachten sie gemeiniglich die Köpfe ihrer erlegten Feinde mit, die an den Halftern ihrer Pferde hiengen. Diese Köpfe wurden in den Häusern an Balken befestigt, woselbst sie so lange paradirten als sie dauern konnten. Wenn ein Vornehmer starb, so wurden seine Waffen, seine Pferde, seine Hunde, und diejenigen von seinen Bedienten und Sklaven, die er am meisten geliebt hatte, mit begraben. Cäsar vermochte sie diesen barbarischen Gebrauch, wenigstens in Ansehung der Menschen, abzuschaffen; allein die Sitte erhielt sich noch sehr lange in diesem Lande, die gestorbenen Ritter in ihrer völligen Rüstung mit ihren Schlachtpferden zu begraben.

Strabo berichtet, daß die Gallier sehr viel auf Schweine hielten, weil diese Thiere nichts zu ernähren kosteten, da sie die Disteln in den Eichenwäldern fraßen, womit der größte Theil des Landes bedeckt war. Diese Schweine waren der Gallier gewöhnliche Nahrung; sie salzten den Speck ein, und trieben damit einen großen Handel, der sich bis Rom erstreckte. Diejenigen dieser Thiere aber, die wild blieben, waren so bösartig, daß sie oft die Kinder fraßen, so, daß man sich so sehr vor ihnen, als vor den Wölfen hüten mußte.

Sie hatten sehr merkwürdige Gesetze. Es war niemand erlaubt, weder unter Freunden noch mit seiner Familie, von öffentlichen Angelegenheiten zu sprechen. Diese Materien durften nur blos in den Generalversammlungen erwähnt und abgehandelt werden, die deshalb Parlamenter genannt wurden. Alle Männer der Nation, besonders aber die Krieger, waren verbunden sich daselbst einzufinden, wobey ein sehr hartes Gesetz obwaltete; der letzte der Ankommenden nehmlich wurde in Stücken gehauen. Diejenigen, welche die Ordnung und Ruhe der Berathschlagungen störten, mußten eine entehrende Strafe ausstehn. Man ließ ihnen die Kleider so abschneiden, daß sie sich nicht mehr öffentlich zeigen durften. Die Weiber mußten ihren Männern sehr getreu seyn. Verletzten sie die eheliche Treue, so wurden sie lebendig verbrannt.

Die Gränzen des alten Germaniens waren viel ausgedehnter als die Gränzen Deutschlands; denn die Königreiche Dänemark, Schweden und Norwegen, nebst einem Theil von Polen bis an die Weichsel wurden dazu gerechnet. Der Rhein und die Donau begränzten den südlichen Theil. Der Name Germanier wurde diesen Völkern von den Römern gegeben. Sie hatten keine Städte, sondern kampirten theils auf den Feldern in Zelten, theils in kleinen Hütten, die mit Thierfellen bedeckt waren. In gebirgigten Ländern bewohnten sie Höhlen, die inwendig mit Stroh angefüllt, und deren Eingang mit Heu verstopft war. Sie bebauten das Land nicht, sondern begnügten sich zu sammlen, was die Natur von selbst erzeugte. So bald ihre Kinder zur Welt kamen,

so

so wurden sie ohne Rücksicht auf Jahreszeiten in kaltes Wasser getaucht, um sie gegen die Kälte abzuhärten. So bald sie aber heran wuchsen, wurden sie schon sehr zeitig gewöhnt Hunger, Durst und heftige Leibesbewegungen zu ertragen. So lange sie in Germanien blieben und unter sich Krieg führten, fiel es den Römern nicht ein, ihr Land zu erobern; allein die Germanier dachten auch auf Eroberungen. Ariovist, einer ihrer Könige, drang in Gallien ein, und verheerte das Land der Sequaneser. Cäsar vertrieb ihn daraus, und verfolgte ihn bis in Germanien. Um hier festen Fuß zu behalten, unterhielt dieser große Feldherr eine Uneinigkeit unter den deutschen Völkerschaften, und machte ein Bündniß mit den Ubiern wider die Sueven. August folgte auch diesem System, und schickte deshalb den Drusus nach Germanien, der alle barbarische Nationen bis an die Elbe besiegte, aber in diesem Kriege starb. Arminius, oder Hermann, Fürst der Cherusker, verrichtete große Thaten, um seine Landsleute dem römischen Joch zu entziehn. Er wurde zum König der Germanier erwählt, und both dem Tiberius die Spitze, der an die Stelle seines Bruders Drusus die Römer kommandirte, bis dieser Feldherr endlich nach Rom gerufen wurde, da denn Hermann den Varus mit drey Legionen aufs Haupt schlug. Germanicus, Sohn des Drusus, hatte das Glück die Römer zu rächen, und besiegte den Hermann in einer großen Schlacht. Seit diesem Tage wurde Germanien wie eine römische Provinz betrachtet; auch hatten hier beständig einige Legionen ihre Quartiere.

Die ältesten Völker in Deutschland waren die Teutonen, hernach kamen die Celten, und dann die Allemannen, die an-

anfangs ein eignes Volk in Schwaben ausmachten, aber nachher ihren Namen dem ganzen deutschen Reich gegeben haben. Man theilte damals Deutschland in fünf große Theile. Der erste erstreckte sich von dem Rhein bis zur Elbe. Unter den Nationen die hier wohnten waren die Frisen, die Westfriesland und einen Theil von Holland besaßen, und die Sicambrier, die zu den Franken gehörten, und die Länder des fränkischen Kreises bis nach Westphalen inne hatten. Da die Sicambrier dem Rhein so nahe waren, so waren sie auch die ersten Franken die über denselben giengen, und im belgischen Gallien einfielen. Clovis gestand, daß er sicambrischen Ursprungs sey. Die Cherusker bewohnten die Ufer der Weser.

Die zweyte der großen germanischen Abtheilungen enthielt das Land zwischen der Elbe und der Weichsel. Man fand daselbst die Marcomannen, die das heutige Böhmen bewohnten, die Quaden, Einwohner von Mähren, und die Vandalen, die wieder in viele kleine Völkerschaften abgetheilt wurden. Diese waren Nachbarn der Angelsachsen, die am Meere wohnten, welches ihnen die Eroberung von England erleichterte. Die Lombarden, die hernach so berühmt wurden, und ihre Eroberungen bis Italien ausdehnten, wohnten zwischen der Elbe und der Oder, und die Burgunder, die ganz Deutschland durchstrichen, um einige französische Provinzen zu erobern und ihnen ihren Namen zu geben, kamen ursprünglich aus Pohlen jenseit der Weichsel her. Die Cimbrer, auch eine norddeutsche Nation, waren zu Marius Zeiten bis an die Ufer des mitländischen Meeres vorgedrungen, wurden aber gänzlich ohnweit der Rhone aufgerieben. Ihr Wohnsitz

in

in ihrem Vaterlande wurde von den Jütländern eingenommen, die der Insel Jütland ihren Namen gaben.

Die dritte große Abtheilung war Scandinavien, und begrif in sich die Königreiche Dänemark, Schweden und Norwegen. Die Völker, die die Inseln Seeland und Fühnen bewohnten, nannten sich auch Teutonen, ein Name der übrigens der ganzen germanischen Nation gemein war. Das an diese Inseln gränzende baltische Meer hieß schon damals Baltia. Die Sitonen waren Bewohner von Norwegen, und wurden für das Nördlichste aller Völker der Welt gehalten. Die Sueonen besaßen einen Theil von Schweden, aber im Innern dieses Landes waren Völker die man Gothen nannte, von denen, wie man glaubt, die berüchtigten Verheerer Europens hergekommen sind.

Die vierte große Abtheilung betraf die Länder zwischen der Oberelbe, dem Oberrhein und der Oberdonau, wenn man diese drey Flüsse nach ihren Quellen annimmt. Die berühmtesten der hier wohnenden Völker waren die Sachsen, die Bojer und die Sueven. Ein Theil der Sachsen schifte die Elbe herunter und eroberte England; die andern blieben zurück. Ihr Hauptsitz war der berühmte hercinische Wald, eine Gegend, die jetzo der Harz genennt wird. Dieses Volk war zu der Römer Zeiten eben nicht in großem Ruf, desto größer war aber die Rolle die sie lange hernach unter Karl dem Großen spielten, der sehr viel Mühe hatte sie zu besiegen, und das Christenthum bey ihnen einzuführen. Die Bojer bewohnten Bayern; ehemals hatten sie Böhmen besessen, waren aber von den Marcomannen daraus vertrieben worden. Die Sueven

ven waren eine mächtige Nation; sie breiteten sich im Schwarzwalde aus, der an den hercinischen Wald gränzte, und noch einem Distrikte den Namen giebt, so wie die Sueven den Schwaben ihren Namen gegeben haben.

Die fünfte große Abtheilung von Germanien enthielt die Länder an der rechten Seite der Donau bis nach Italien und Illyrien zu. Hier wohnten drey große Völker, die Rhätier, die Vindelicier und die Noriker. Die ersten sind die heutigen Graubünter und die Tyroler. Der Distrikt der Vindelicier enthielt was man jetzo die Bißthümer Konstanz, Passau und Regensburg nennt, desgleichen Augsburg, eine römische Kolonie, die zu Ehren des August angelegt wurde. Das norische Land begrif in sich das heutige Oberösterreich, Steyermark, Kärnthen und das Erzbißthum Salzburg.

Cäsar, Tacitus, Strabo und andre geben uns von den Sitten der alten Deutschen Nachricht, und erzählen von ihnen merkwürdige Dinge. Wenn jemand bey diesem Volk sich durch Feigherzigkeit in der Schlacht entehrte, so wurde er zu keiner scheinbaren Strafe verdammt. Es war ihm blos untersagt bey Nationalversammlungen und Opfern zu erscheinen. Dieses that eine so ausserordentliche Wirkung auf die Ausgestoßenen, daß sie sich gewöhnlich selbst umbrachten. Sie hatten jedoch Strafen für andre Verbrechen, die jederzeit von Priestern verordnet und vollzogen wurden, weil, wie sie sagten, es keinem Menschen zukäme, einen andern zum Tode zu verdammen, den Krieg allein ausgenommen, daß es daher der göttlichen Gerechtigkeit gebühre, Rache zu nehmen. Sie nahmen ihre Weiber und ihre ganze Familie mit in den Krieg,

und zwar fuhren diese auf Wagen, die zu gleicher Zeit zur Befestigung ihres Lagers dienten. Ihre Absicht dabey war, daß sie Zeugen ihres Sieges seyn sollten, wenn sie ihn davon trügen, oder mit umkommen sollten, wenn sie überwunden würden. Sie erwählten selbst ihre Oberhäupter und Könige, die sie unter ihren berühmtesten Kriegern aussuchten. Die Könige durften nicht anders als in völliger Waffenrüstung Befehle ertheilen, weil man ihnen sonst nicht gehorcht hätte. Die Vielweiberey war nie bey ihnen im Gebrauch. Sie waren ihren Weibern getreu, und diese verletzten auch höchst selten ihre eheliche Pflicht. Geschah es aber, so führte der Mann sie in die Nationalversammlung, schnitt ihr die Haare ab, kleidete sie nackend aus, und peitschte sie öffentlich. Was die Mädgen betraf, so wurden diejenigen die sich hatten verführen lassen dadurch bestraft, daß sie verbunden waren ihr ganzes Leben durch diese Profeßion zu treiben, ohne sich je verheyrathen zu können. Die alten Deutschen waren auch große Trinker; sie handelten nie Geschäfte ab ohne viel zu trinken, wobey sie sich auch oft zankten, schlugen, ja tödteten. Wenn man aber den Ausbruch ihrer Uneinigkeit bis zum nächsten Morgen aufhalten konnte, so vergaßen sie was den Tag vorher geschehen war, versöhnten sich und tranken von neuem. Ihr Getränke war Bier, und ihr Lieblingsessen Mehlklöße mit wilden Aepfelsaft und Fleischstücken vermischt.

Die stärksten Trinker und Esser aber unter den Deutschen waren die Sachsen. Sie aßen viel Zwiebeln, desgleichen Speck auf Kohlen gebraten, und andre grobe Fleischarten.

ten. Diese wurden schon den Kindern in ihrer zartesten Jugend gegeben, nachdem die Mütter, ihnen solche zuvor gekaut hatten. Die Sachsen waren die ersten unter den deutschen Nationen, die den Begriff von Adel festsetzten. Es waren bey ihnen vier Standunterschiede. 1.) Die Edelleute. Hiezu gehörten ihre Könige, Fürsten, ihre vornehmsten Krieger und deren Abkömmlinge. 2.) Die Freyen, oder diejenigen, deren Väter seit undenklichen Zeiten zu den Kriegern der Nation gehört hatten. 3.) Die Freygelassenen, oder die Abkömmlinge solcher Sklaven, die durch ihre Dienste die Freyheit erlangt hatten, und endlich 4.) die Sklaven, die allemal fremde Kriegsgefangne waren. Diese vier Klassen mischten sich nie durch Heyrathen, sondern blieben jede für sich abgesondert. Der Ahnenstolz nebst allen dazu gehörigen Vorurtheilen, der noch im 18ten Jahrhundert so mächtig wirkt, ist also sehr alt in Deutschland. Die Germanier waren sehr dem Aberglauben ergeben, und hatten einen besondern Gottesdienst. Ihre Tempel waren dicke Wälder, in welchen sie große alte Bäume verehrten, denen sie Namen von Gottheiten beylegten. Die vornehmste dieser Gottheiten war die Irmensäule, die als der Urheber aller Dinge angesehn wurde; auch brachte man ihr zuweilen Menschenopfer. Sie bemüheten sich künftige Dinge aus dem Wiehern ihrer Pferde zu errathen, und den Ausgang der Kriege, die sie unternehmen wollten, durch den Erfolg eines tödtlichen Zweykampfs zwischen einem Krieger ihrer Nation und einem Kriegsgefangenen zu bestimmen.

Die Sueven waren Abkömmlinge der Scythen, und bewohnten ehemals Sarmatien. Cäsar sagt, daß sie die

tapfersten aller deutschen Völker, und große Jäger waren. Sie lebten blos von der Jagd; ausserdem fielen sie ihre Nachbarn an, plünderten sie, und verschaften sich dadurch die nöthigen Waffen und Geräthe, deren Ueberfluß sie wieder an Fremde verkauften.

Das europäische Sarmatien enthielt alles Land jenseit der Weichsel bis zu dem Fluß Don oder Tanais, desgleichen von dem baltischen Meer an bis zum schwarzen Meer. An den Ufern des erstern Meers wohnte ein Volk das man Oestier nannte, von welchem die heutige Provinz Estland ihren Namen erhalten hat. Zu dieser Nation gehörten auch die Pruthener, die Vorfahren der jetzigen Preussen. In Lithauen und einem großen Theil von Pohlen fand man die Troglodyten und Gelonen. Diese letztern sind schon aus den persischen Kriegen bekannt, zu welchen sie Hülfsvölker zu den Zeiten des Cyrus und des ersten Darius schickten; überdem befanden sie sich unter den Barbaren, die das römische Reich verheerten. Weiter hin wohnte die zahlreiche Nation der Bastarner, die verschiedene Abtheilungen hatte, unter denen sich auch die Agathyrsen befanden, die ihren Namen daher hatten, weil sie sich den Leib mit allerhand Farben bemalten, und sich mit fleckigten Thierhäuten bedeckten; endlich waren auch die Geten hier, die das Land der heutigen Cosaken bewohnten. Längst dem Borysthenes, jetzo der Niester genannt, mitten in diesem europäischen Sarmatien floß der Fluß Hipanis, der heutige Bog. Die Sarmaten waren scythischen Ursprungs; ihr Land erhielt den Namen Pohlen von dem Wort Pol, das in sklavonischer Sprache so viel als flach bedeutet, da der

ganze

ganze Boden eine ungeheure Ebene ohne Berge ist, ausser an den Gränzen von Illyrien, wo man die carpathischen Gebürge findet. Diese Völker besaßen keine Stadt, denn Cracau, die gewiß die älteste in Pohlen ist, war zu der Römer Zeiten noch nicht erbaut; auch wollten sie keine haben, da sie nach scythischem Gebrauch beständig in Bewegung waren. Indessen war ihr Land von Natur fruchtbar, und brachte Getraide und Kräuter, ohne alle Kultur im Ueberfluß hervor. Die Ebnen waren mit wilden Pferden angefüllt, die die Sarmaten zähmten, wenn sie solche nöthig hatten; auch sahe man hier viele Auerochsen, Elendsthiere und Bären. Diese letztern wurden in den Wäldern durch den Honig gelockt, den sie in den hohlen Bäumen so häufig fanden. Die Sarmaten hatten keine andre Bergwerke als Salzquellen. Dieses Salz sammleten sie in ganzen Stücken, da sie denn um davon Gebrauch zu machen keine andre Mühe hatten, als es zu stoßen. Sie trieben damit auch starken Handel.

Das heutige Lithauen war mit den dicksten Wäldern bedeckt. Die Bastarner durchkrochen sie beständig um auf die wilden Thiere Jagd zu machen, die sie aßen, und sodann ihre Häute verkauften; auch fanden sie viel Honig und Wachs in diesen Wäldern. Uebrigens kannten sie weder gemünztes Geld noch andre Metalle, ja nicht einmal den Gebrauch des Eisens. Sie verehrten Steine, alte Bäume und Schlangen. Die Einwohner von Samogitien beteten den Donner an, den sie Perkumo nannten. Die Römer drangen nicht tief in dieses Land; sie begnügten sich an den Gränzen Besatzungen zu unterhalten. Auch die Roxelaner, ein Volk von

 dem

dem die Russen abstammen, wurden nicht von ihnen unterjocht. Ihr Land erstreckte sich bis zum Tanais, der Europa von Asien scheidet, und sich in das schwarze Meer ergießet. Es war eben so flach als Sarmatien, wenigstens bis zu den rypheischen Gebürgen, die Plinius den Weltgürtel nennt. Die Fruchtbarkeit des Landes war überaus groß. Die Kornähren wuchsen hier von Natur mannshoch, und die Flüsse und Teiche wimmelten voll der schönsten Fische. Wein und Oel hatten sie nicht, sie bereiteten aber ein berauschendes Getränke aus Honig, das noch jetzo unter dem Namen Meth bekannt ist, und von ihren Nachkommen sehr häufig getrunken wird. Die entferntesten Völker dieses Landes nach dem weißen Meer zu waren die Hyperboreer und Arimaspen.

Diejenigen, die nach der Seite des schwarzen Meers zu wohnten, hießen nach dem Strabo die kleinen Scythen; daher wir ihr Land auch noch jetzo die kleine Tatarey nennen. Die Halbinsel Crim aber wurde der taurische Chersones, und deren Bewohner die Taurer genannt.

Illyrien erstreckte sich in der Breite von dem rechten Ufer der Donau bis zum adriatischen Meer, und in der Breite von Deutschland bis Griechenland und Thracien. Dieses Land wurde in drey große Provinzen abgetheilt, von welchen die erste Liburnien war, die Croatien und einen Theil von Istrien bis Zara in sich enthielt. Die zweyte war Dalmatien, die ihren Namen von Delminius, einem römischen Proconsul, und von Delminium einer Stadt her hatte, die von ihm gegründet war. Hieher gehörte auch Epidaurus, das heutige Ragusa. Die dritte Provinz hieß Panonien, und erstreckte sich längst

der

der Donau hin. Die ansehnlichsten Städte waren hier Vindobona (Wien) Flexum (Presburg) und Acineum das heutige Ofen. Es lagen auch viele Städte längst den Flüssen der Drave und Save, worunter Taurunum das jetzige Belgrad war.

Die Völker die Pannonien bewohnten, und sich an beyden Seiten der Save- und Draveflüsse bis an die Donau ausgebreitet hatten, waren scythischen Ursprungs, und kamen, wie man sagt, von der Quelle des Tanais her. Sie hatten ohnlängst dieses Land in Besitz genommen, als die Römer es kennen lernten. Diese Welteroberer aber konnten sie nicht bezwingen, denn sie hatten sich zu wohl verschanzt. Eine jede Völkerschaft war von einem Verhack umgeben, wo die Bäume so in einander verwickelt waren, daß man unmöglich durchdringen konnte. Diese Art Verschanzungen sind hier noch im Gebrauch. Die römischen Kayser begnügten sich Legionen bloß deshalb in Illyrien zu halten, um die Gränzen des Reichs wider die Einfälle der Barbaren zu schützen. Dieses währte eine Zeitlang; allein im vierten Jahrhundert kamen die Gothen und Vandalen aus dem äußersten Norden und von den Ufern des baltischen Meers nach der Donau, sie vereinigten sich sodann mit den Hunnen, und drangen durch Pannonien und Illyrien ins römische Reich ein. Die in Pannonien zurück blieben nahmen den Namen Hungarn an, der wahrscheinlich von dem Wort Hunnen abzuleiten ist. Sie redeten die sarmatische Sprache, die vorher schon die scythische gewesen war, und verbreiteten sie in ganz Illyrien, wo sie noch in verschiedenen Mundarten gesprochen wird. Ja einige von hier ausgesandte Colonien, brachten sie sogar nach Deutschland, in den Ländern die

jetzo Böhmen, Mähren und Schlesien ausmachen, wo sie sich noch bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Die Sprache wird insgemein die sclavonische genannt. Indessen ist es gewiß, daß die Sclavonier erst im siebenten Jahrhundert nach Illyrien kamen; da sie nun hier sehr mächtig wurden, gaben sie nicht allein dem Lande ihren Namen, sondern auch der Sprache, die zuvor die illyrische genannt wurde.

Dacien und Moesien machten den letzten Theil von Illyrien nach der Seite von Thracien aus, und begriffen die Länder die jetzo unter dem Namen Servien, Bulgarien, Siebenbürgen, Moldau und Wallachey bekannt sind; alles Provinzen, die von der Donau durchflossen werden. Zur Zeit des römischen Reichs waren sie von zwey zahlreichen Völkern bewohnt, den Daciern und den Geten; beyde scythischen Ursprungs, sehr barbarisch und sehr tapfer. Die Geten hatten ein sonderbares Gesetz, das beweist wie hoch sie den Muth schätzten. Die Bestrafung der Feigherzigen war dem Schein nach gelinde, allein erschrecklich durch die Schande, die sie nach sich zog. Sie wurden nehmlich Sklaven ihrer eigenen Weiber, eben so wie die Weiber der Krieger es von ihren Männern waren. Man brauchte sie zu allen kleinen Hausarbeiten. Sie mußten spinnen, nähen, waschen, kochen u. s. w. Die Römer hatten sich in diesem Lande nicht festsetzen können, bis Trajan zur Regierung kam, der die Eroberung unternahm und ausführte. Dieses gab Gelegenheit zu Errichtung der so berühmten trajanischen Säule, die man noch in Rom bewundert, und auf welcher die vornehmsten Thaten dieses dacischen Kriegs vorgestellt sind. Ihre Hauptstadt hieß Zarnis, jetzo

Gra-

Gradiska. Die Römer nannten den äußersten Theil von Moesien, der am Ausfluß der Donau und am schwarzen Meer liegt Scythien. Hier war es wohin Ovid verbannt wurde, und sein Leben traurig beschließen mußte. Man zeigt noch den Ort, wo, der Tradition zufolge, sein Grab gewesen ist.

(Die Fortsetzung im nächsten Stück.)

V.

Königl. Preuß. Ministerialrescript den Kanzleydirektor Gökingk betreffend.

Da das unter uns so bekannte Journal: Von und für Deutschland von seinem ursprünglichen verdienstvollen Herausgeber aufgegeben ist, und er sich öffentlich über verlohrne Ruhe beklagt hat, so ist dadurch die Aufmerksamkeit des Publikums erregt worden. Nachstehendes Rescript klärt zwar die Sache nicht ganz auf, allein es verbreitet doch etwas Licht über diesen Gegenstand, und enthält Bemerkungen, die man wohl nicht erwarten dürfte, und die manchem deutschen Journalisten zum Nutzen und Frommen dienen können.

P. P.

Die Entschuldigungsgründe, welche der Kanzleydirektor Gökingk in seinem Schreiben vom ersten dieses Monats zur

Abwendung weiterer Untersuchung und Verfügung in Ansehung seines Journals von Deutschland vorbringt, sind eben so unzureichend, als der beygefügte Entwurf des ihm auferlegten Wiederrufs. Eine Privatperson ist nicht berechtiget, über die Handlungen, das Verfahren, die Gesetze, die Maaßregeln, und Anordnungen der Souveraine und Höfe, ihrer Staatsbedienten, Kollegien und Gerichtshöfe öffentliche sogar tadelnde Urtheile zu fällen, oder davon Nachrichten die ihm zukommen bekannt zu machen oder durch den Druck zu verbreiten. Eine Privatperson ist auch zu deren Beurtheilung gar nicht fähig, da es ihr an der vollständigen Kenntniß der Umstände und Motiven fehlt.

Sie setzt sich der Gefahr aus Verläumdungen, Lästerungen und Unwahrheiten auszustreuen, und sich derselben eben so theilhaft und dafür eben so strafbar zu machen, als der Urheber selbst ist. Sie kann sich in solchem Fall auch den Rechten nach nicht entbrechen, den Urheber und Einsender anzugeben, und kann sich, durch ihre Darstellung zur Ahndung, dieser Anzeige nicht entledigen.

Die Nation wird durch solche unbedachtsame Bekanntmachungen nicht erleuchtet, nicht gebessert, sondern verdorben. Die unbedachtsame Aufklärungssucht jetziger Zeiten artet in eine freche Ausgelassenheit aus, tritt alles, was heilig und ehrwürdig ist mit Füßen, macht dem Volke alles verächtlich, verwirrt seine Begriffe; und flößet ihm Aufruhr, Ungehorsam, Zügellosigkeit und Widersetzungsgrundsätze ein, ohne es zu unterrichten, zu erleuchten und zu bessern. Die Ausgelassenheit der Journalisten, Zeitungsschreiber, Sammler :c. verur-

sacht Unannehmlichkeiten mit andern Höfen, und es ist die höchste Zeit und Nothwendigkeit, ihr einen Zügel anzulegen.

Es liegt daher dem Cd. Gökingk ob, unvorzüglich und bey unangenehmer Verfügung der halberstädtschen Regierung wegen dieses Journals überhaupt, seine Entschuldigungen, Vertheidigungsgründe und Vorschläge zur künftigen unbedenklichen Einrichtung anzugeben, und kann er davon nicht dispensirt werden.

Berlin, den 13ten Dezember, 1784.

An die Regierung zu
Halberstadt.

Finkenstein. Hertzberg.

VI.

Tina und die Maus.

Ein Duett.

Dieses kleine scherzhafte Gedicht ist der eigentliche Pendant zu dem schon in diesem Journal befindlichen Lina und die Eule. Es wurde mit diesem zu gleicher Zeit in Töplitz für die Gräfin Tina von B. von denselben Verfassern geschrieben und komponirt, und ist das Denkmal einer Protection, welche die

die Gräfin einem kirren Mäuschen in ihrer dortigen Wohnung angedeihen ließ.

Tina.

O welch Wunder! seht! ein Mäuschen!
Seht! wie niedlich, schnell und klein!
Schlüpft aus seinem finstern Häuschen,
Da bey Tag zu uns herein!
Gute Männer, jagt es nicht!
Hemmt nicht tödtend seinen Lauf!
Seht! es sucht, was ihm gebricht,
Seine kleine Nahrung auf.

Tina. Liebes Thierchen, welch Vertrauen
Lockt dich her in unsern Kreis?
Die Maus. Tina! warum soll mir grauen,
Da ich dich im Kreise weis.
Tina. Nun, so komm zu meiner Hand,
Komm, nimm alles was dir schmeckt!
Die Maus. Deine Huld ist mir bekannt,
Sonst hätt' ich mich tief versteckt.

Die Maus.

Ach ein Mann mit Bart und Glatze
Wohnte sonst in diesem Stock.
Grausam bracht er eine Katze
Unterm langen schwarzen Rock.
Betend späht er meinen Lauf,
Tag und Nacht voll Blutbegier,
Stellte Gift und Fallen auf,
Ach wie bebt ich armes Thier!

Doch

Doch seit du hier eingezogen,
Ward mein Herzchen froh und leicht.
Spatz und Schwalbe kam geflogen,
Speise hast du ihm gereicht!
Wenn ich oft in tiefer Nacht,
Hungrig Holz für Brod gekäuet.
Dich um Traum und Schlaf gebracht,
Hast du Brod mir hingestreuet!

Bey dir fürcht ich keine Katzen,
Nicht der Fallen schnell Gewicht;
Aller Eulen scharfe Tatzen;
Dieser Männer Degen nicht;
Denn ein sanfter Blick von dir,
Und dein Mitleid gegen mich,
Söhnt sie alle aus mit mir,
Sieh! der stärkste füttert mich!

Ich bin gar ein armes Mäuschen!
Ach! kann dir kein Opfer weihn!
Habe nichts in meinem Häuschen,
Als vier junge Mäuselein!
Gilt Vertraun und Dreistigkeit
Dir für angenehmen Dank,
O! so zeig' ich Dankbarkeit,
Die kein Mäuseherz durchdrang!

Bange Zeit, wenn du wirst scheiden,
Dann ist alles für mich aus! —
Brüder! ich muß euch beneiden
Dort in ihrem eignen Haus,

Wenn sie euch dort auch so hegt.
Ungestört Jahraus Jahrein,
Und wohl gar in Krankheit pflegt.
O da möcht' ich Mäuschen seyn!

Tina.

Mäuschen! ja bald muß ich scheiden,
Doch mein Vorrath hier sey dein!
Mangel wirst du nun nicht leiden,
Wirst versorgt im Winter seyn.
Kehr ich übers Jahr zurück,
Komm zu mir im Augenblick;
Ich verkenne das Gesicht
Meiner alten Freunde nicht.

Neumann.

Weissenfels,
gedruckt bey Caspar Simon Ifens sel. Erben.

Maus,

n.

Freunde nicht, ich ver - ken - ne das Ge-

Litteratur und Völkerkunde.

II.

August 1785.

I.

An Stella's Eremitage bey einem Gewitter.

Dort steht sie nun
Die liebe Friedenshütte.
In dieses Paradieses Mitte;
Wo rund um sie die eitlen Sorgen ruhn!
Und niemals wohnte noch
Ein reichrer Eremite
In einer solchen Hütte.

Was den Betrachtungsgeist
Beleben, nähren kann,
Trift, wer nach Ruh' und Weisheit reist,
In diesem Hüttchen an:
Um die bemoosten Wände schwebt
Des Himmels seelger Friede;
Auf ihrem Rindenhaupte bebt
Ein Glöckgen, Andacht, oder Ruh,

Dem Wandrer, von der Wallfahrt müde,
Mit sanftem Schalle zu:
Um ihre Rosenzdungen hüpfen
So lieb und kirr, so bunt und klein,
Die Rehgen und Caninchen,
Und Grasemücken lispeln drein:
Durch Hyacinthenwäldgen schlüpfen
Zum nahen süssen Veilgenhayn,
Geladne Pilgerbienchen.
In ihren beyden Kämmerlein
Da können sich bey Milch und Wein
Die strengsten aus den Ordensleuten,
Die frohsten Priester lauter Freuden
Die fasten, schmausen, gönnen, neiden,
Und wer die Pilgrims alle seyn,
Des Lebens und der Ruhe freun.
In ihren Schränkgen findet man
Der wahren Weisheit Brief und Siegel;
Der Leidenschaft gewachsne Zügel,
Der seeligsten Begeistrungflügel
Und heilend Kraut für Stolz und Wahn. —
Vor diesem kleinen Fenster rauschet
Ein immer muntrer Wasserfall:
Der Ziegenhirt am kahlen Fels belauscht
Ihn, schmachtend oft von fern,
Labt in der Mittagsgluth sich gern
Auch schon an seinem Wiederhall:
Im Sonn = und Mondenglanze stürzet
Er schäumend aufs Gestein herab;
Ein stiller Bach ist sein beblümtes Grab.

Den

Den Blick umthürmet und verkürzet
Hoch übern Wasserfall
Ein schroffer Felsenwall. —
An jenem Fenster breiten
Sich in die Aussicht fern hinaus
So sanft bergan die Heerdenvollen Weiden! —
Ein magisches Gefild!
Der Schauplatz und das Bild,
Arkadisch goldner Zeiten
Und ihrer Unschuldvollen Freuden,
Vor dem entzückten Auge aus:
Dort wallt's in langen Aehrenfeldern!
Dort ruht es wieder aus,
Bey hell und schwarz gemischten Wäldern:
Jetzt schwebt es auf dem kleinen Fluß,
Der friedlich Thal und Berge scheidet,
Und folgt ihm auf dem Fuß,
In seinen labyrinthschen Krümmen
Durchs ganze Thal;
Sieht dort ihn über Felsenstücke klimmen,
Bald wie er hier und da ein Stückgen Ufer stahl,
Bald gegen Damm und Wurzeln streitet;
Nun flüchtig hin durch Schilf und Büsche gleitet;
Und nun mit sanftrer Wahl
In bunten aromatschen Wiesen
Den Himmel spiegelnd, ruhig fließen,
Und endlich scheidend aus dem Thal
In freye Ebne sich ergießen! —
Nur etwas fehlt dir Hüttchen noch!
Da sonst zu allen Zeiten doch

Einsiedeleyen von den Leuten,
Die los von der Geschäfte Joch,
Sich heiliger Betrachtung weihten,
Nach frommen Brauch
Andächtge Namen
Zugleich bekamen;
So sollte nun dich Hüttchen auch
Ein gleicher Bildername schmücken:
Ein süsser Trost! ein froher Wink,
Des sehnsuchtsvollen Wandrers Blicken,
Der aus von dem Geräusche gieng
Nach himmlischen Entzücken.
Ja Hüttchen! — o! wohlan,
Getauft sey heute dann
In dieser Stunde milder Seegen
Selbst von des Schöpfers Hand
Mit diesem kühlen Laberegen,
Der jetzt so feyerlich
Herunter rauscht auf dich,
Und dieses Blüthenreiche Land!
Mit diesem Donner, — laß auf dich
Den deiner werthen Namen legen,
Und Stella sinnt gewiß für dich
Auf keinen Namen weiter —
Genennet sey die Jacobs Leiter! —
Zu deinen Lärm entwundnen Höhn,
Wo Wipfel zwischen Wolken wehn.
Auf jenen steig zu dir hinauf,
Zu dem aus nahen Abgrund rauf
Die alten Eichenhäupter ragen,

Und

Und ihre hundertjährigen Aeste
Geführt von jugendlichem Weste
Sanft zu der Wandrer Wangen auf
Des Thales süsse Kühle tragen;
Dort steigen Engel auf und nieder! —
O! rauscht ihr Himmlischen mit schmeichelnden Gefieder
Doch mir des Patriarchen Ruh
Und seine seelgen Träume
Am Fusse dieser Leiter zu!
Und dann! — entfliehet niemals mir
Ihr schönsten aller Träume! —
Zeigt mir doch immer hier
Nur reiner Geister Gang!
O! laßt bey ihrer Harfenklang
Und bey dem Säuseln dieser Bäume
Mich ihres heiligen Wandels freun! —
Könnt' ich, so lang' ich diesseits träume,
Hier Jacob seyn!

Neumann.

II.

Scenen in Siam.

Ein Beytrag zur Völker- und Menschenkunde.

Diese Nachrichten sind aus der Reisebeschreibung eines Holländers, Namens Struys, genommen, der sich im vorigen Jahrhundert lange Zeit in Asien aufgehalten hat.

„Wir befanden uns in Siam im Jahr 1650, als das „grosse Leichenbegängniß der einzigen Tochter des Königs ge„feyert wurde, die sechs Monat vorher gestorben war. Der „König ließ uns Ausländer ausdrücklich einladen, bey der Ce„remonie gegenwärtig zu seyn. Man hatte zu diesem Pomp „grosse Anstalten in einem der Höfe des königlichen Palasts in „der Residenzstadt Judia gemacht, und daselbst fünf hölzerne „Thürme aufgerichtet. Der mittelste derselben war 120 Fuß „hoch, die andern waren etwas niedriger und bildeten Ab„stuffungen. Diese Thürme waren bemalt und vergoldet, „und hatten untereinander Communication vermittelst Galle„rien, die mit Ballustraden und andern Zierrathen reichlich „versehen waren. Vor dem höchsten dieser Thürme ruhte „der Körper der Verstorbenen auf einem mit Gold und Edel„steinen ganz bedeckten Altar. Man sahe ihn nicht liegend, „sondern stehend, mit gefaltenen Händen in einem goldenen „Sarge, der einen Zoll dick war. Sie hatte eine Krone auf „dem Kopfe, und Hals- und Armbänder, die von Diaman-

„ten

„ten schimmerten, desgleichen war ihr Kleid ganz mit kostba„ren Steinen besäet. Nachdem ein jeder Platz auf die dazu „errichteten Gerüste genommen hatte, so giengen alle Grossen „des Königreichs herbey, um ihre Verehrung zu bezeugen. „Nach ihnen kamen die Damen, alle in schlechten weissen „Zeug gekleidet, ohne allen Putz und Zierrathen. Sie „streuten rund um den Körper und den Altar Blumen und „wohlriechende Specereyen. Der Sarg wurde sodann auf „einen Triumpfwagen gesetzt, der so prächtig wie der Altar „war. Nunmehr wiederholte man das Blumenstreuen unter „lautem Weinen und Wehklagen. Dieses dauerte eine halbe „Stunde, da denn die Vornehmsten des Hofes den Wagen „ganz sachte nach dem Verbrennungsorte hinzogen. Die „vorbesagten Standespersonen beyderley Geschlechts folgten „demselben unter beständigen Weinen. Vor ihnen gieng der „Sohn des Königs, der einzige Bruder der verstorbenen „Prinzessin. Er war weiß wie die andern Grossen gekleidet, „saß aber auf einem Elephanten, der mit gestickten Decken „behangen, und mit goldenen Ketten am Halse geziert war, „An seinen Seiten sahe man zwey von seinen Brüdern, aber „von andern Müttern gebohren, die ebenfalls auf ähnlichen „Elephanten sassen, und lange weißseidene Bänder in den Händen „hielten, deren Enden am Sarge befestigt waren. Um „denselben giengen vierzehn junge Söhne des Königs zu Fuß, „auch weiß gekleidet, und jeder einen Baumzweig in der „Hand haltend. Diese waren im Weinen so wohl unter„richtet, daß sie es besser wie alle andre verrichteten. Auf „dem halben Wege zum Scheiterhaufen sahe man Gerüste, „wo diejenigen Standespersonen, die von geringerm Rang

„als die andern waren, den Zug erwarteten, um sich an den-
„selben anzuschliessen. Als der Körper sich ihnen näherte,
„warfen viele von ihnen Kleider unter das Volk, wie auch
„Orangenschalen, die mit silbernen Münzen angefüllt
„waren.“

„Da der Zug an seinem Bestimmungsort angelangt
„war, so nahmen die Grossen des Königreichs den Körper
„mit tiefer Ehrfurcht, und setzten ihn auf den Scheiterhaufen
„unter dem Schall vieler Instrumente, deren trauriger Klang,
„mit dem Geschrey aller Anwesenden vermischt, ein gräßliches
„Concert machte. Der Leichnam wurde sodann mit Sandel-
„holz bedeckt, und viele Specereyen darauf geworfen, und
„nun gieng alles was männlich war nach dem königlichen Pa-
„last zurück, und liessen bloß das weibliche Geschlecht beym
„Leichnam, der erst in zwey Tagen verbrannt werden sollte.
„So lang auch dieser Termin den Personen scheinen mußte,
„die des Weinens schon satt waren, so wurde dennoch zwey
„ganzer Tage damit noch fortgefahren, ohne daß eine einzige
„sich auch um eine Viertelstunde entfernen durfte. Ob es
„gleich ein Ehrenpunkt war, eine grosse Traurigkeit zu erken-
„nen zu geben, so waren doch unter diesen Leidtragenden nicht
„wenige, die von diesem Ehrgeiz nicht so stark angefeuert
„wurden, und daher mit ihren Klagen von Zeit zu Zeit auf-
„hörten. Um aber dieses zu verhindern, befanden sich unter
„ihnen Weiber mit kleinen Stricken versehn, in Form der
„Disciplinen der europäischen Mönche. Dieser Instrumente
„bedienten sich diese Aufseherinnen, um die Matten und
„Schläfrigen, von welchem Stande sie auch waren, zu

„ermun-

„ermuntern. Die Streiche wurden so nachdrücklich ausge-
„theilt, daß die armen Frauenspersonen anstatt der fal-
„schen Thränen wahre weinten, die ihnen der Schmerz
„auspreßte.“

„Die Priester waren während dieser Zeit auch nicht
„müßig, sondern waren alle auf den Gerüsten im königlichen
„Palast versammlet, wo man mit Weinen angefangen hatte,
„und beteten Tag und Nacht für die Seele der Verstorbe-
„nen. So lange sich noch der Leichnam daselbst befand, so
„warfen sie unter das Volk beständig alle Arten von Klei-
„dungsstücke und Hausgeräth, Instrumente für Handwerks-
„leute, u. s. w. Auf der Seite dieses Hofes sahe man zwan-
„zig andre Thürme, die von Rohr geflochten, und sowohl
„von aussen als von innen mit Papier von allerhand Farben
„bekleidet waren. Sie enthielten sämmtlich Feuerwerke, die
„vierzehn Tage hintereinander abgebrannt wurden, während
„welcher Zeit der König grosse Almosen sowohl unter den
„Armen als Priestern austheilte, die sich nebst den andern
„Unkosten auf 600,000 holländische Gulden beliefen. Hier-
„unter waren die goldenen und silbernen Bildsäulen nicht
„gerechnet. Zwey der erstern von massiven Gold, fünfte-
„halb Fuß hoch, wurden der verstorbenen Prinzessin zu Ehren
„in den schönsten Pagoden des Landes aufgestellt.“

„Nachdem der Körper zwey Tage lang auf dem Schei-
„terhaufen gelegen hatte, kam der ganze männliche Hof, den
„weiblichen Hofstaat abzulösen. Diese armen Frauensper-
„sonen waren ganz abgefallen, und konnten kaum mehr auf-
„recht stehn. Die Verbrennungsceremonie fieng sich mit

„Gebeten von Seiten der Priester an, nach deren Endigung „der König aus den Händen des Erzpriesters eine brennende „Wachskerze nahm, und selbst den Scheiterhaufen in Brand „steckte. Der Körper wurde auf diese Weise in Asche ver„wandelt, so wie er in dem goldnen Sarge lag; da man „aber diese Asche hernach herausnehmen, und in eine goldne „Urne thun wollte, so fand man ein Stück Fleisch so groß „wie ein kleiner Kinderkopf, das unversehrt geblieben war. „Dieser Umstand hatte die erschrecklichsten Folgen. Der „König, der bey dem Aschesammeln gegenwärtig war, ergrif „dieses Stück Fleisch, und wandte sich damit an die umste„henden Grossen. Was meynt ihr wohl, sagte er, ist es „aus Ehrfurcht, daß das Feuer diesen Rest von dem Körper „meiner Tochter verschont hat? Einer von ihnen antwor„tete, daß Seine Majestät zu erleuchtet wären, um daran zu „zweifeln, was sie sähen. Ja wohl, rief der König voller „Wuth: Ich habe nur zu viel Ursache, nicht länger an „einem Verdacht zu zweifeln, den ich schon oft gehabt habe. „Meine Tochter ist vergiftet worden. Kaum hatte er diese „Worte geendigt, so gab er Befehl, sogleich alle Frauens„personen einzuziehn, welche die Verstorbene bedient hatten, „ohne eine einzige zu übergehn."

„Den folgenden Tag wurde der Verdacht stärker, und „eine Menge unschuldiger Personen wurden eingekerkert. So „sehr man sie auch marterte, so war doch nicht eine einzige, „die etwas von dem Verbrechen wissen wollte. Dennoch „nahm die Wuth des Königs täglich zu. Alle Eingezogenen „bezeugten ihre Unschuld, deßwegen aber wurden die Grau-

„sam-

„samkeiten doch fortgesetzt. Da man bey Hofe die Reihe „durchgegangen war, und der König hier nicht mehr wußte, „an wem er seinen Zorn auslassen sollte, so ließ er unter aller- „hand Vorwand die abwesenden Grossen nebst ihren Weibern „nach der Hauptstadt kommen, wo sie gleich bey ihrer An- „kunst ins Gefängniß geworfen wurden. Man machte rund „um die Stadt Gruben, die zwanzig Fuß ins Gevierte hat- „ten, wo man grösse Feuer anzündete, die von Soldaten „bewacht und unterhalten wurden. Hier brachte man die „mit Ketten beladenen Gefangenen hin, um sie durch sinn- „reiche Martern zum Geständniß zu bringen. Erstlich wur- „den sie nackend bis am Hals in heisses Wasser gesteckt, um „ihre Haut weich, und für den Eindruck des Feuers desto „empfindlicher zu machen; hernach haspelte man ihnen die „Fußsohlen mit spitzigen Eisen, die bis auf die Knochen dran- „gen. In diesem Zustande wurden sie vor den Richtern ge- „führt, und über die vermeintliche Vergiftung befragt. Die- „jenigen, die auf ihrer Unschuld beharrten, mußten mit „bloßen Füssen auf glühenden Kohlen gehn. Grif sie das „Feuer an, so wurden sie für überwiesen gehalten. Man „befestigte diese Elenden sodann an Pfähle, und führte Ele- „phanten herbey, die mit ihren Rüsseln die Pfähle sammt „den daran gebundenen Menschen aus der Erde rissen, und „in die Luft warfen. Der Elephant fieng sie hernach ge- „wöhnlich mit seinen Zähnen wieder auf, setzte dieses Spiel „fort, und zermalmete sie endlich mit seinen Füssen, worauf „sodann die ganz verstümmelten Körper in den Fluß gewor- „fen wurden. Andre Todesarten waren nicht weniger „schrecklich. Man grub die Menschen bis ans Kinn in die

„Erde

„Erde nahe an der Landstrasse, wobey ein jeder Vorüberge-
„hender verbunden war sie anzuspeyen. Niemand durfte
„ihnen das Geringste reichen, oder ihren Tod beschleunigen,
„so dringend sie auch darum baten.“

„Diese grausamen Hinrichtungen dauerten über vier
„Monat lang, und kosteten einer unglaublichen Menge Men-
„schen das Leben. Eines Tages sahe ich in fünf Stunden
„Zeit nicht weniger denn funfzig zu Tode martern. Man
„glaubte, daß dieses der letzte Bluttag seyn würde, weil
„man einige Monat lang von keiner weitern Hinrichtung
„mehr hörte, aber man hatte sich betrogen. Der erschrockene
„Adel fieng nach und nach an sich zu beruhigen, und fand sich
„wieder in der Residenz ein. Nun gieng das Blutvergiessen
„aufs neue an. Es war eigentlich nur mit dieser Vergiftung
„ein Vorwand, dessen sich der Tyran bediente, um die vor-
„nehmen Uebelgesinnten mit sammt ihren Familien auszurot-
„ten. So wurde also der größte Theil des siamschen Adels
„auf die elendeste und schimpflichste Weise umgebracht. Man
„muß erstaunen, daß solche anhaltende Grausamkeiten und
„eine so schreyende Ungerechtigkeit keine Empörung veranlaßte;
„der König aber hatte seine Maaßregeln dagegen genommen.
„Eine Menge Truppen waren in den Waffen und allenthal-
„ben vertheilt, und seine besten Plätze wohl besetzt. Hiezu
„kam noch, daß seine Grausamkeit bloß die Grossen zum
„Gegenstande hatte, und das Volk nicht traf, das den
„Adel wegen seines Hochmuths haßte, und daher dessen
„Untergang mit Vergnügen sah.“

„Den

„Den 28sten Februar 1650, also fünf Monat nach dem „Tode der Prinzessin, mußten noch 300 Personen, die sie „bedient hatten, die Feuerprobe aushalten. Diese war aber „so gelinde, weil die Verfolgung nicht wider sie gerichtet war, „daß sie solche sämmtlich aushielten, und daher losgesprochen „und in Freyheit gesetzt wurden. Einige Tage nachher wur„de eine von den Töchtern des verstorbenen Königs, die noch „eine junge Dame war, mit in den Prozeß gezogen. Man „hatte wegen des besagten Verbrechens Verdacht auf sie ge„worfen, weil man wahrgenommen, daß zu der Zeit, da „alle andre bey dem Leichenbegängniß der verstorbenen Prin„zessin weinten, sie gelacht hatte. Dieser Verdacht wurde „durch die Erinnerung der häufigen Klagen bestärkt, die sie „über den regierenden König ausgestossen, weil er nicht genug „Achtung für sie zeige, und dadurch veranlasse, daß „sie nicht wie die Tochter eines Königs behandelt würde, „ob sie gleich den nemlichen Rang wie seine eignen Kin„der habe.“

„So gering auch diese Beweise scheinen, so waren sie „doch hinreichend der Prinzessin den Prozeß zu machen, „und sie zu verdammen; denn ohne sie einmal anzuhören, „ließ man sie mit ihrem ganzen Gefolge die Feuerprobe aus„halten, weil man aber nur sie allein auf dem Korn hatte, so „gab man vor, daß niemand als sie vom Feuer beschädigt „worden wäre. Sie wurde sofort mit silbernen Ketten bela„den, und in einen dunkeln Kerker gebracht, mit dem streng„sten Verbot, sie niemand sehen oder sprechen zu lassen. „Man erwartete alle Augenblicke von dem Tode dieser Prin-

„zessin zu hören, als man vernahm, daß der König Mitlei„den mit ihr zeige, und sie zu retten wünsche, wenn sie sich „nur in Gegenwart des ganzen Hofs wegen des Verbrechens „rechtfertigen wollte. Sie erschien an dem bestimmten Tage, „und hielt mit vieler Würde an ihren Richtern fol„gende Rede:“

„So gefesselt ihr mich hier auch seht, so bin ich doch „aus dem Blute, das ihr in der Person eures Königs ver„ehret, und in der Person meines Vaters verehrt habt. „Es hat den nemlichen Werth; es fließt eben so in meinen „Adern, wie in den seinigen, und dennoch wird dieses Blut „in meiner Person behandelt, als ob ich die niedrigste Scla„vin wäre, zu gleicher Zeit, da man es anderwärts anbetet, „und den Göttern gleich achtet. Woher kommt dieser Un„terschied? Ist denn mein Blut verdorben? Den Göttern „sey Dank, ich habe weder das Fieber, noch die Fr...; *) „und wenn etwas Unreines auch in mir gewesen wäre, so „würde doch das ausgestandene Feuer mich gereinigt haben. „Ich habe aber, wie man sagt, meiner Muhme das Leben „geraubt, und durch dieses Verbrechen die Würde meiner „Vorfahren entehrt. Ich will hier die Umstände des erfolg„ten Todes nicht untersuchen, auch nicht, ob unsre Handlun„gen in uns den Character auslöschen, den die Natur uns „eingeprägt hat; urtheilt aber, ob es gerecht ist, mich un„gehört zu verdammen. Die barbarischen Völker handeln „ganz anders, und selbst die abscheulichsten Verbrechen wer-

„den

*) Beyde Krankheiten werden bey den Siamern für infam gehalten.

„den bey ihnen nach gewissen Formen bestraft. Man macht „sich jetzt ein Gewissen daraus, mich so zu behandeln, wie „man es mit allen andern gemacht hat. Ich verdiene diese „Achtung nicht, auch hat man mich auf den geringsten An„schein zu den schändlichsten Strafen verdammt. Aber ich „soll ja bey dem Leichenbegängniß meiner Muhme anstatt zu „weinen gelacht haben? Auch sagt man, daß ich mich über „die Verachtung des Königs beklagt habe. Seit wenn ver„dammt man denn die unschuldigsten Handlungen? Zu lachen, „wenn man jung ist, und sich noch nicht zu verstellen gelernt „hat, sollte es auch zur Unzeit seyn, ist doch wohl nichts „Strafbares? Und habe ich denn wegen einiger wohl ge„gründeter Klagen das Eisen und das Feuer verdient, und „mußte man in meiner Person das Blut eines Fürsten ver„spotten, der keinen Vorwand suchte das eurige zu ver„giessen; unter dessen Regierung dieses Königreich lange „florirt hat, und unter welcher es noch diesen Tag blühend „seyn würde, wenn nicht gewisse heimliche Feinde ihm den „Scepter durch eine Handlung entrissen hätten, die man „lobt, weil sie das Glück gehabt haben, ohne Widerstand „zu triumphiren, und die man niederträchtiger Weise bey „mir bestraft, weil ich schwach bin, und die ganze Gewalt „in den Händen meines Gegners ist. Ihr sehet also, ihr „meine Richter, die Ungerechtigkeit dieses Betragens, aber „nach der Art, wie ich davon spreche, könnt ihr wohl ur„theilen, daß ich nicht Schonung hoffe. Ich hasse das Le„ben, und seit dem Schimpf, den man mir angethan hat, „wünsche ich nichts als den Tod. Mein Gewissen beunruhigt „mich nicht, aber ich schäme mich in einer Zeit zu leben, wo

„man so schändlich mit den Menschen umgeht, und wo ich „niemand habe, der mir beysteht, den Streichen eines Ty„rannen auszuweichen, der die unglücklichen noch übrigen „Zweige eurer Könige nicht dulden kann. Geht, ihr Richter, „meldet ihm meinen Entschluß, und schildert ihm solchen „auf eine Art, daß er erschrecke. Ich verlange keine Gnade, „nur wünsche ich, daß man meinen Tod noch ein wenig „verschieben möge." *)

„Die Kühnheit und der Nachdruck, womit die Prin„zessin dieses vorbrachte, setzte alles in Bewegung, und wenn „der König in Ansehung der Truppen, wie bereits oben ge„sagt, nicht so gute Maaßregeln genommen hätte, so würde „gewiß eine Empörung entstanden seyn. Die Richter thaten „indessen getreue Meldung von dem, was sie gehört hatten, „wobey der König seinen Zorn, sich so getrotzt zu sehn, ganz „verstellte, und vielmehr Mitleiden mit ihr zu haben vor„gab. Er ließ sie vor sich bringen, und redte sie auf fol„gende Weise an: Ich höre, daß dein Leben dir zur Last „ist, und daß man sich vergebens bemühen würde, dich zurück zu „halten. Woher kommt aber dieser grosse Haß zum Leben? „Vielleicht von den Gewissensbissen, meine Tochter vergiftet „zu haben, oder auch von andern Verbrechen, denn ich „glaube, daß du dich gewiß nicht mit einem einzigen be„gnügt haben wirst. Dennoch so boshaft du auch bist,

„so

*) Diese Rede wird manchem Leser in dem Munde einer siamschen Prinzessin sehr unpassend scheinen. Wahrscheinlich hat sie der gute Struys nicht wenig embellirt.

A. d. H.

„so bin ich doch nicht entschlossen, dir das Leben zu nehmen, „wenn du nur deine Verbrechen aufrichtig gestehn, und deine „Mitschuldigen angeben willst.“

„Glaube nicht, König, erwiederte die Prinzessin, daß „die Drohungen mich schrecken, oder deine falsche Güte mich „täuschen wird. Ich bin in einem Zustande, wo ich mit „dir aufrichtig reden kann. Du hast eine Tochter verlohren, „und willst, daß ich die Ursache ihres Todes seyn soll. Es „sey dann. Ich gestehe also, daß ich sie vergiftet habe, aber „ich behaupte auch, daß dieses Verbrechen nicht so groß ist, „als du es machst, oder vielmehr, daß dieses Opfer zu ge„ring war, um meinen gerechten Schmerz zu stillen. Jeder„mann weiß, daß es durch deine Ränke geschah, daß der „Scepter meiner Vorfahren in deine Hände gekommen, und „daß es auf deinen Befehl ist, daß wir im Staube kriechen. „Habe ich weniger thun können, um mich wegen eines so „grossen Verlusts, und wegen einer so unwürdigen Behand„lung des Bluts so vieler Könige zu rächen? Ich habe „daher gesucht, mich durch den Tod meiner Feinde zu trösten, „es hat mir jedoch so schlecht damit geglückt, daß ich mich un„würdig glaube, von der Sonne beschienen zu werden. Ich „kann das Tageslicht nicht mehr leiden, weil es mir fehlge„schlagen hat, es dir zu entziehn. Was meine Mitschuldigen „betrift, so bekenne ich mit der nemlichen Aufrichtigkeit, daß „ich keinen von allen denen gehabt habe, die du so grausam „hast hinrichten lassen. Warum soll ich aber hier sagen, was „du selbst weist, und niemanden unbekannt ist? Du haßtest „sie seit langer Zeit, du fürchtetest sie, und suchtest nur einen

„Vorwand sie aus der Welt zu schaffen. Du hast diese glück„liche Gelegenheit gefunden, und nun triumphirest du. Der „Himmel liebt dich, genieß daher in Ruhe seine Gunstbezeu„gungen. Um aber bald diese Ruhe zu erlangen, so endige „geschwind, was du angefangen hast. Ich mag nicht mehr „dieselbe Luft einathmen, die der Henker meines Geschlechts „und der niederträchtigste aller Tyrannen einsaugt.“

„Der König that sich die äusserste Gewalt an, sie in „diesem Ton so lange fortreden zu lassen, er wollte aber durch„aus jetzt eine sanftmüthige Rolle spielen; er fragte sie daher „ganz gelassen, ob sie nichts mehr zu sagen hätte, worauf „keine Antwort erfolgte. Dieser Stolz verursachte endlich „den Ausbruch seiner Wuth. Er ließ ihr vor seinen Augen „aus ihrem Arm ein Stück Fleisch schneiden, und befahl, daß „sie es essen sollte. Begnüge dich, erwiederte sie, mein Hen„ker zu seyn, du kannst diesen Körper zwar martern lassen, „aber über meinen Willen vermagst du nichts. Sie wollte „fortfahren, allein der König rief, man sollte sie in Stücken „hauen. Dieses wurde auch sogleich vollzogen, und der Kör„per in den Fluß geworfen.“

„Es waren von der Familie des vorigen Königs noch „zwey Kinder übrig, ein Sohn von zwanzig, und eine Toch„ter von zehn Jahren. Die grosse Jugend dieser letztern „rettete ihr das Leben, der Sohn aber verlohr es an dem „nemlichen Tage, da seine andre Schwester umgebracht wurde. „Er starb unter den Martern, indem er beständig seine und „seiner Schwester Unschuld an dem vorgeblichen Verbrechen

„betheu-

„betheuerte, wobey er jedoch versicherte, daß er gerne stürbe, „weil ihm das Leben eine Last sey, seitdem er von dem Range, „wozu er gebohren, erniedrigt worden wäre, und daß er nur „daß Einzige bedauerte, daß der Tyran ihn überleben müsse.“

* * *

Wir wollen hier aus eben diesem Schriftsteller den Titel des Königs von Siam anführen. So bekannt auch die unsinnigen Benennungen der asiatischen Despoten, und ihre Verwandschaft mit Sonne, Mond und Sternen sind, so scheint es doch, daß dieser hier das Non plus ultra seiner Art seyn dürfte.

Der König der Könige, der die Wasser wachsen und fliessen läßt. Der Monarch, der Gott ähnlich ist; der wie eine Sonne zur Zeit ihrer größten Höhe erscheint, und so lichtvoll wie der Mond, wenn er in seinem größten Glanz am Firmament steht. Der Erwählte Gottes, so verehrungswürdig, wie der Nordstern; dessen Geburt ganz königlich ist, da er von dem großen Alexander abstammt, und dessen Verstand ganz vollkommen und ganz durchdringend ist; einer beständig fortwälzenden Kugel ähnlich, womit man die Abgründe des Meeres messen kann. König, der die Gräber der Frommen ausgeziert hat, der so gerecht wie Gott ist, und eine solche ausgebreitete Gewalt hat, daß die ganze Welt sich unter den Schatten seiner Flügel verbergen kann. König, der in allen Dingen Gerechtigkeit ausübt, wie die Könige seine Vorfahren. Der großmüthigste aller Fürsten auf Erden.

König, der von der Hand Gottes viele Goldminen erhalten, und Pagoden von Kupfer und Gold hat erbauen lassen. König, der auf einem Thron sitzt, der ganz aus Gold und Edelgesteinen zusammengesetzt, und mit hundert goldenen Kronen gekrönt ist, die alle mit neun Arten kostbarer Steine geziert sind. Der größte, reinste und göttlichste Beherrscher der unsterblichen Seelen. Der Heiligste, der alle Dinge sieht. Der allgewaltige Kayser, der das grosse, reiche und unvergleichliche Königreich Siam mit seinen Flügeln bedeckt. Der Glanz der schönen und berühmten Stadt Judia, die von zahllosen Völkern bewohnt wird, und unstreitig die Hauptstadt der ganzen Welt ist. Der einzige Thron, der des größten Königs würdig ist, der das schönste und fruchtbarste aller Länder beherrscht, welche die Sonne bescheint, und dessen Palast ganz aus feinem Gold und Edelsteinen erbauet ist. Der göttliche Beherrscher der goldenen Throne, des weißen, rothen und rundschwänzigten Elephanten, welche drey Thiere die oberste Gottheit von neun Arten andrer Götter sind. Der göttliche Gebieter, in dessen Hand das siegreiche Schwert, und der mit seinem feurigen Arm dem Gott der Heerschaaren ähnlich ist; der vortreflichste und edelste aller Könige der Welt. Der König des weißen Elephanten, der auch König aller andern Elephanten ist, und vor dem viele tausend andre Elephanten verbunden sind, sich zu neigen. König, dessen Augen so glänzen wie der Morgenstern; dem die Elephanten mit vier Zähnen unterworfen sind, desgleichen die rothen, die purpurfarbigen, und die Elephanten vieler andrer Farben, für welche der allmächtige Gott ihm eine große Anzahl prächtiger Geschirre geschenkt hat, die reich gestickt, und ganz mit kost-

baren Steinen besäet sind. König vieler anderer zum Kriege abgerichteter Elephanten, deren Decken Eisen und Feuer aushalten können, desgleichen von solchen, deren Zähne mit Stahl bewafnet und mit kupfernen Harnischen versehen sind. König, der eine zahllose Menge Pferde mit goldenen Hufeisen hat, deren Decken auch mit Gold und Edelsteinen besäet sind, ausser unzähligen andern, die zum Kriege dienen. König, der über alle Kayser, Monarchen und Fürsten der Welt erhaben ist, vom Aufgang der Sonne bis zum Niedergang; der diejenigen zu Ehrenstellen und Würden erhebt, die Verstand genug besitzen, um sich seine Gnade zu erwerben, und der hingegen diejenigen lebendig verbrennen läßt, die sich wider ihn auflehnen. König so mächtig wie Gott, und der die Gewalt hat, alles zu thun, was Gott gemacht und erschaffen hat.

Der König von Siam, um seinen Unterthanen diese Gewalt sinnlich zu machen, bemüht sich von seinen Mandarinen unterstützt den Wahn des Pöbels zu unterhalten, als ob er es sey, der die Wasser nach Gefallen aufhalten und anwachsen lassen könne. Diese Farce ist desto leichter, da man genau die Zeit weis, wo der Zufluß oder der Ablauf des Wassers geschieht. Der Fluß, der das Königreich durchströmt, ist ein Zweig des Ganges, der nach den Jahreszeiten zu- und abnimmt. Wenn das Wasser anfängt zu fallen, welches gewöhnlich im November geschieht, so unternimmt der König, von seinem ganzen Hofe begleitet, einen feyerlichen prächtigen Zug zu Wasser. Seine Galeere glänzt sodann ganz von Gold und kostbaren Steinen; in derselben sieht man

man ihn auf einem goldenen Thron sitzen, unter einem Baldachin, der ganz mit Diamanten bedeckt ist. Sein Gefolge besteht gewöhnlich aus zweyhundert Galeeren von ausserordentlicher Länge, gemalt und vergoldet, und jede derselben mit zweyhundert Rudern besetzt. Ungefähr drey deutsche Meilen von der Stadt wird Halt gemacht, da dann der König und der Oberpriester allein ein kleines, zierliches Boot besteigen, worauf sodann der letztere einige geheimnißvolle Worte über ein goldnes Schwert ausspricht, und es dem Könige überreicht, der dreymal damit den Fluß berührt, und ihm vermöge seiner göttlichen Gewalt befiehlt, sich ins Meer zurück zu ziehn. Während dieser Ceremonie liegt das leichtgläubige Volk an den Ufern aufs Angesicht hingestreckt, und betet die übermenschliche Macht seines Königs an.

T.

III.

Grosses Beyspiel ehelicher Treue.

Eine wahre Geschichte aus dem americanischen Kriege; aufgezeichnet in dem Tagebuch des General Burgoyne.

Aus dem Englischen übersetzt.

„Dieser Tag war ausser der Fortdauer der Schwürigkeiten „und der allgemeinen Noth wegen einem Umstande von Pri„vatelend merkwürdig, der zu sonderbar und zu rührend ist, „als daß ich ihn hier übergehen sollte. Dieser Umstand be„trift Lady Harriet Acklands *) Passage durch die feindliche „Armee, um ihren verwundeten Gemahl zu sehn, der daselbst „gefangen war. Die Aventuren dieser Dame bey der Ar„mee können hier wohl nicht wie überflüssig angesehn werden, „wäre es auch nur in der Absicht, eine wundervolle Ge„schichte förmlich zu bestätigen. Sie würde, wenn wohlge„zeichnet, ein interessantes Gemählde von dem Geist, dem „unternehmenden Muthe und den Unglücksfällen darstellen, „die uns in Romanen hinreissen, hier aber durch die tugend-

*) Der Titel Lady, wenn er vor einem Namen steht, bedeutet ein Frauenzimmer von Stande. Die Dame, von welcher hier die Rede ist, ist die Schwester des jetzigen Grafen von Ilchester, verheyrathet mit dem dermaligen englischen Obristen Ackland, dem sie im letzten Kriege aus Zärtlichkeit nach America folgte.

„haften und edlen Grundsätze einer vernünftigen Liebe und von „Ehestandspflichten realisirt und geordnet sind.“

„Lady Harriet (Henriette) Ackland begleitete im Anfang des Jahrs 1776 ihren Gemahl nach Canada. Sie „hatte in diesem Feldzuge eine große Strecke Landes durchzogen, in verschiedenen sehr unbequemen Jahreszeiten, und „mit Schwierigkeiten kämpfend, die ein europäischer Reisen„der sich nicht wohl vorstellen kann, um in einer armseligen „Hütte zu Chamblee ihrem damals kranken Gemahl beyzu„stehn. Als der Feldzug von 1777 eröfnet wurde, wollte sie „durchaus wieder an den Strapazen und Kriegszufällen Theil „nehmen, die uns bey Ticonderoga erwarteten, allein auf „ausdrückliches Verlangen ihres Gemahls mußte sie zurück „bleiben. Den Tag nach der Eroberung dieses Orts wurde „er schwer verwundet, daher sie über den See Champlain „fuhr, zu ihm zu kommen. So bald er wieder hergestellt „war, fuhr Lady Harriet fort, den ganzen Feldzug durch sei„nem Kriegsglück zu folgen. Beym Fort Eduard, oder „im nächsten Lager, machte sie die gute Acquisition eines „zweyrädrigen Wagens, den die Zimmerleute der Artillerie „verfertigt hatten, und dem Fuhrwerk gleich war, dessen „man sich in England zum Transport der Brief-Feleisen auf „den Landstrassen bedient. Der Major Ackland commandirte „die brittischen Grenadiers, die zu General Frasers Corps „gehörten, und folglich allemal die Vorposten der Armee „formirten. Ihre Lage erfoderte oft so viel Wachsamkeit, „daß niemand des Nachts die Kleider ablegte. In einer „dieser unruhigen Nächte geschah es, daß ein Zelt, worin

„der

„der Major mit Lady Harriet schlief, auf einmal in Brand „gerieth. Ein Unterofficier von den Grenadiers wagte „sich hinein mit Gefahr zu ersticken, und schleppte die erste „Person heraus, die er zu packen bekam. Es zeigte sich, „daß es der Major war. Zu gleicher Zeit hatte sie, ohne zu „wissen was sie that, und vielleicht nicht völlig wach, sich „glücklicherweise dadurch gerettet, daß sie unter der Hinter„wand des Zelts durchgekrochen war. Der erste Gegenstand, „den sie wahrnahm, nachdem sie ihrer Sinnen mächtig wur„de, war der Major auf der andern Seite, der in diesem „Augenblick sich wieder ins Feuer gestürzt hatte, sie aufzu„suchen. Der Unteroffizier rettete ihn von neuem, allein „nicht ohne daß der großmüthige Ehemann sowohl im Gesicht „als an verschiedenen Theilen seines Körpers entsetzlich ver„brannt wurde. Alles, was im Zelt befindlich war, wurde „ein Raub der Flammen.“

„Dieser unglückliche Zufall ereignete sich kurz zuvor, „ehe die Armee den Hudsonsfluß passirte. Weder die „Entschliessung noch die Munterkeit der Lady Harriet wur„de dadurch geschwächt; sie fuhr beständig fort, an allen „Strapazen der Vorposten Theil zu nehmen. Die nächste „Probe ihrer Standhaftigkeit aber war von einer andern „Art, unglücklicher und dauerhafter. Es war am 29. „März, als die Grenadier bey jedem Schritt Schar„mützel erwarten mußten, daher der Major seine Ge„mahlin angewiesen hatte, der Artillerie und Bagage zu „folgen, die keiner Gefahr ausgesetzt waren. Als das „Gefecht angieng, befand sie sich nahe bey einer kleinen

„unbewohnten Hütte, wo sie abstieg. Da man vermuthete, „daß die Action allgemein und blutig werden würde, so „nahmen die Feldwundärzte Besitz von eben diesem Ort, „als dem bequemsten die Verwundeten zu verbinden. Auf „diese Weise konnte die Dame das ununterbrochene Kanonen- und Musketenfeuer genau hören, und zwar vier „Stunden lang mit dem folternden Gedanken in ihrer „Brust, daß da der Posten ihres Gemahls an der Spitze „der Grenadier war, er auch am gefährlichsten Ort der „Schlacht sich befinden müßte. Sie hatte drey weibliche „Gesellschafter, die Baronessin von Riedesel, und die „Frauen zweyer brittischen Officiers, des Major Harnage „und des Lieutenants Reynall; aber in dieser schrecklichen „Lage konnte deren Gegenwart ihr nur geringen Trost ge„ben. Der Major Harnage wurde bald sehr gefährlich „verwundet zu den Wundärzten gebracht, und gleich „darauf kam die Nachricht, daß der Lieutenant Reynall „todt geschossen war. Die Einbildungskraft wird keiner „Hülfe bedürfen, um sich den Zustand der ganzen Gruppe „vorzustellen.“

„Von diesem Tage der Schlacht bis zum 7ten October wartete Lady Harriet mit ihrer gewöhnlichen Heiterkeit des Geistes auf neue Prüfungen. Es war ihr Loos, „daß deren Härte auch mit ihrer Anzahl zunahmen. Sie „wurde abermals ausgesetzt die ganze Action zu hören, „und erhielt endlich den Schlag ihres so gefürchteten Un„glücks, vermischt mit der Nachricht des allgemeinen Jam„mers; die Truppen waren geschlagen, und der Major

„Ackland,

„Ackland, höchst gefährlich verwundet, war gefangen „worden. Der 8te October wurde von der Lady Harriet „und ihren Gesellschafterinnen in Angst und Noth zuge„bracht; kein Zelt, keine Hütte, keinen Zufluchtsort, „als das Hospital mitten unter den Verwundeten und Ster„benden. Als die Armee sich eben wieder in Bewegung „setzen wollte, erhielt ich eine Botschaft von Lady Har„riet, die meinem Urtheil ihren Entwurf unterwarf, ins „feindliche Lager zu gehn, und den General Gates um „Erlaubniß zu bitten, ihrem Gemahl die nöthige War„tung leisten zu dürfen. Sie bezeigte ihren unwandelba„ren Entschluß, dieses zu thun, wenn es nicht mit mei„nen Absichten stritte."

„Obgleich ich meiner Erfahrung zufolge bereit war „zu glauben, daß Geduld und Starkmuth in einem sehr „hohen Grade, sowohl als jede andre Tugend unter der „zartesten körperlichen Form gefunden werden kann, so „erstaunte ich doch über diesen Antrag. Daß ein Frauen„zimmer nach einer so langen angstvollen Bewegung der „Lebensgeister, aller Kräfte erschöpft, nicht allein aus „Mangel an Ruhe, sondern auch ohne die geringste Nah„rung, und durch einen zwölfstündigen Regen vollends alles „Gefühls beraubt, einer solchen Unternehmung fähig wäre, „sich selbst dem Feinde zu überliefern, wahrscheinlich bey „der Nacht, und ungewiß, in wessen Hände sie zuerst „fallen würde, schien mir eine Handlung über die mensch„liche Natur zu seyn. Den Beystand, den ich ihr zu „leisten mich im Stande befand, war in der That nur

„klein.

„klein. Ich konnte ihr nicht einmal einen Becher Wein „anbieten; man sagte mir aber, sie hätte von einer gü„tigen und glücklichen Hand ein wenig Rum und unrei„nes Wasser erhalten. Alles, was ich ihr verschaffen „konnte, war ein offenes Boot, und ein paar Zeilen „auf schmutziges und nasses Papier geschrieben, wodurch „ich sie dem Schutz des General Gates empfahl.“

„Herr Brudenell, Feldprediger der Artillerie, (der „nemliche, der bey General Frasers Leichenbegängniß sich „so ausgezeichnet hatte) erbot sich freywillig, sie zu beglei„ten. Sie hatte ausser ihm noch ein Dienstmädchen, und „des Majors Kammerdiener bey sich, der in der letzten „Schlacht verwundet worden war, und so fuhr sie den „Fluß herunter dem Feinde in die Arme. Ihr Unglück „aber war noch nicht geendigt. Die Nacht war einge„brochen, bevor das Boot die feindlichen Vorposten errei„chen konnte, die Schildwache wollte sie daher nicht paß„siren lassen, ja nicht einmal erlauben, ans Ufer zu „kommen. Vergebens berief sich Herr Brudenell auf die „Friedensflagge, und stellte den Zustand des ausserordent„lichen Ankömmlings vor. Die Wache, die Verrätherey „fürchtete, und den Befehlen ihrer Obern genau nachle„ben wollte, drohete aufs Boot Feuer zu geben, wenn „es sich vor Tages Anbruch bewegen würde. Ihre Angst „und Leiden wurde daher durch sieben oder acht dunkle „und kalte Stunden verlängert, und ihre Betrachtungen „nach diesem ersten Empfang zu urtheilen, konnten ihr „nicht aufmunternde Ideen einflössen, in Ansehung der

„künf-

„künftigen Behandlung, die ihr bevorstund. Die Ge„rechtigkeit erfodert aber beym Schluß dieser Aventure zu „sagen, daß sie von dem General Gates mit aller der „Menschlichkeit und Verehrung empfangen und durchaus „behandelt wurde, die ihr Rang, ihre vortreflichen Ei„genschaften und ihre Unglücksfälle verdienten."

„Diejenigen, die durch diese Scenen von Unruhe, „Drangsalen und Gefahren gerührt sind, mögen dabey „bemerken, daß der Gegenstand derselben ein Frauenzim„mer war von der schönsten Bildung und dem zartesten „körperlichen Bau; von den feinsten Sitten; von Kind„heit an zu allen sanften Vergnügungen und Ueberfluß ge„wöhnt, die eine vornehme Geburt und grosse Glücks„güter erzeugen, und daß sie sich noch dazu nahe an „dem Zeitpunct befand, Mutter zu werden. Ihr Geist „allein war zu solchen Prüfungen gebildet."

L.

IV.

Das Jahrhundert Theodosius des Grossen.

Ein Beytrag zur Geschichte der Sitten und Gebräuche der Vorzeit.

Nach dem Französischen des P. de Montfaucon.

Ein Werk, womit ich mich schon seit langer Zeit beschäftige, macht es mir zu einer Art von Pflicht, die Denkmäler des Mittelalters, die uns vom Ende des vierten und Anfang des fünften Jahrhunderts übrig geblieben sind, zu studiren. Ich verstehe hierunter die Werke des heil. Johannes Chrysostomus, der während der Regierung des grossen Theodosius und seines Sohnes Arcadius mit so vielem Beyfall predigte.

Dieser Heilige war von Geburt ein Syrer, und bestätiget das von dem heiligen Hieronymus über diese Nation gefällte Urtheil: Familiare est Syris uti parabolis; die Syrer bedienen sich gerne der Gleichnisse und Parabeln. Man trift in der That bey diesem Redner eine Menge Vergleichungen an, und er läßt in seinen Schriften alles einfliessen, was sich zu seiner Zeit, sowohl am kaiserlichen Hofe, als auch in den Palästen der Bürgermeister und der Grossen, und in den Häusern des gemeinen Volks Merkwürdiges zugetragen. Er beschreibt die Cirkus, die Theater und alle Arten der Schauspiele, die äussere und innere Bauart und Verzierung

rung der Paläste und Häuser, die Gastmale, Festivitäten und hundert andre Dinge mit der pünktlichsten Genauigkeit.

„Die Kayser, — sagt er — trugen entweder das „Diadem, oder eine Krone, die mit den kostbarsten Edel„steinen ausgeschmückt war, und giengen in einer Tunica „oder langen Rock von Purpur gekleidet, wodurch sie sich „vor allen andern Menschen auszeichneten; auch trugen sie „Kleider (Togæ) von Seide, auf welchen man mit Gold„fäden gestickte Drachen erblickte.“ Diese Drachen auf dem Kleide des grossen Theodosius erregten meine Neugierde, um zu wissen, ob es auch bey seinen Nachfolgern gebräuchlich gewesen, ähnliche Stickereyen auf ihren Kleidern zu tragen. Ich habe daher alle diejenigen untersucht, die Herr du Cange in Kupfer stechen lassen, und auch sogar diejenigen, die er nicht gekannt hat; aber nirgends habe ich etwas Aehnliches gefunden.

Unser Autor sagt an mehr als einem Ort, daß der kaiserliche Thron von massiven Golde gewesen sey. Anderswo beschreibt er die Art und Weise, wie die Kayser auf Gemälden vorgestellt zu werden pflegten. „Der Grund des Ge„mäldes — sagt er — ist blau. Der Kayser ist sitzend auf „seinem Thron vorgestellt, an dessen Seiten sich seine Pfer„de und seine Leibwachen befinden. Auch seine über„wundenen Feinde erscheinen in Fesseln geschmiedet auf die„sem Gemälde.“

Noch weitläuftiger verbreitet er sich über die Reisen und Züge des Kaisers. „Diejenigen, die ihn begleiten —

„sagt er — strotzen ganz von Gold. Die vor seinen Wa-
„gen gespannten zwey Maulesel, die blendendweiß sind, glän-
„zen gleichfalls über und über von diesem Metall. Edelsteine
„von grossem Werth und goldne Bleche zieren diesen Wagen,
„dessen Glanz durch die Bewegung nur noch vermehrt wird.
„Der auf dem Boden desselben ausgebreitete Teppich ist weiß
„wie der Schnee. Die Leibwache des Kaysers und die Sol-
„daten, die ihn begleiten, tragen vergoldete Harnische. Der
„grosse Buckel in der Mitte ihres Schildes ist gleichfalls ver-
„goldet, und rund um denselben befinden sich kleinere auch
„vergoldete Buckel, die eine dem menschlichen Auge ähn-
„liche Gestalt formiren."

Weisse Maulesel und Pferde wurden in den Zeiten des Alterthums von den Fürsten beständig für ein Kennzeichen der unumschränkten Alleinherrschaft gehalten. Nach dem Herodot mußten die Cilicier jährlich dem Darius, König von Persien, dreyhundert und sechzig weisse Pferde liefern. Dionysius, Tyran von Sirakusa, fuhr, nach dem Bericht des Titus Livius, so oft er seinen Palast verließ, in einem mit vier weissen Pferden bespannten Wagen, und Hieronymus, einer seiner Nachfolger, beobachtete gleichfalls diesen Gebrauch. Auf eben diese Weise hielt Nero, wie Suetonius meldet, in Neapel seinen Einzug. Verschiedene Päbste bedienten sich der weissen Pferde als ein Merkmal ihrer Oberherrschaft, und ertheilten auch gewissen Bischöfen die Erlaubniß, eben diesen Gebrauch davon zu machen. Bey den abendländischen Kaysern waren die weissen Pferde noch in weit neueren Zeiten üblich. Als Kayser

Karl

Karl IV. seinen Cousin Karl V. zugenamt, den Weisen, König von Frankreich, zu besuchen kam, schickte letzterer, aus Besorgniß, der Kayser möchte zu Paris, auf eben die Weise, als ob es eine zu seinem Reich gehörige Stadt gewesen wäre, einziehen, diesem Monarchen und seinem Sohn Wenzeslaus zwey schwatze Pferde entgegen, er hingegen bestieg einen weissen Schimmel, und zog so zwischen beyden als einziger Alleinherrscher in Paris ein.

So wenig die Unterthanen der Kayser auch auf Alleinherrschaft Anspruch machen konnten, so hinderte sie doch dieser Gebrauch nicht im Geringsten, sich ebenfalls der Pferde von weisser Farbe zu bedienen. Die Bürgermeister, die Grossen des Reichs, und überhaupt alle Leute von Vermögen fuhren theils in Wägen, die von Mauleselinnen gezogen wurden, deren Köpfe von Silber starrten, theils auch in mit Mauleseln, deren Köpfe von Gold glänzten, bespannten Wägen. Die Lanzen der Soldaten von der kayserlichen Leibwache waren vergoldet, wie ihre Schilde, und ihre Waffenröcke mit Gold durchwirkt; selbst ihre Sattel waren vergoldet.

Wenn der Kayser irgend jemand zum Präfectus erwählte, so beschenkte er ihn, zum Zeichen seiner obrigkeitlichen Würde, mit goldnen Schreibtafeln. Die kayserlichen Briefe wurden öfters bloß Sacra genannt, ohne das Wort Epistola hinzuzusetzen. Wir sehen davon ein Beyspiel an dem Sendschreiben, welches der Kayser Honorius zur Empfehlung des heiligen Johannes Chrysostomus an seinen Bruder den Kayser Arcadius abgehen ließ, und welches folgende Aufschrift führte: Sacra Honorii Augusti missa ad princi-

pem Orientis Arcadium. Der Kayser schickte zugleich zur Ueberbringung seiner Befehle einen Notarius ab.

Wir wollen jetzt zu den Bürgermeistern, den Archonten, und den Grossen des Reichs übergehen. „Sie trugen „seidne mit Gold gestickte Kleider, und ihre Gürtel sowohl „wie ihre Schuhe glänzten über und über von Gold. Der „Archonte, als die erste obrigkeitliche Person, zeichnete sich „vor andern aus durch seinen Gürtel, durch die Stimme des „Herolds, der vor ihm hergieng, durch seine Leibwache, seinen „Wagen und sein Schwert."

Ihre Kämmerlinge (Eunuchi) waren gleichfals auf das prächtigste gekleidet. Die Menge der Bedienten, die jeder grosse Herr und reicher Mann, wenn wir anders unserm Autor Glauben beymessen wollen, in seinen Diensten hatte, scheint unglaublich zu seyn. „Einige — sagt er — „haben tausend, andre bis zweytausend Bedienten, unter „welchen verschiedene goldne Hals- und Armbänder trugen." An einem andern Ort sagt er, daß sich unter diesen Domestiken auch verschiedene Barbaren (Ausländer) befunden hätten.

Die Beschreibung der Paläste der Grossen übertrift noch bey weitem alles, wovon bisher die Rede gewesen ist. Unser Redner sagt an mehr als zwanzig Orten: „daß die „Dächer, obgleich nur von Holz, dennoch über und über vergoldet gewesen wären. Die Thüren, sogar diejenigen, die „zwey Flügel hatten, waren von Elfenbein. In den Zimmern und Kammern waren die Wände überall mit Marmor

„belegt.

„belegt. Traf man ja hin und wieder eine von blossen Stei-
„nen an, so war sie doch mit Goldblech überzogen. Balken
„und Dielen waren vergoldet, und die Fußboden der Zim-
„mer mit kleinen Steinen, einige sogar mit Steinen von
„Werth getäfelt. Manchmal bedeckten sie auch diesen einge-
„legten Fußboden mit reichen Teppichen. Kurz, ihr Hang
„zur Pracht erlaubte ihnen nicht an etwas Mittelmäßigem Ge-
„schmack zu finden."

„Diese Zimmer wurden von ungeheuren marmornen
„Säulen mit vergoldeten Kapitälen unterstützt, dann und
„wann waren sie sogar über und über vergoldet. Ausserdem
„fand man hier viele Bildsäulen von den treflichsten Mei-
„stern der damaligen Zeit, und eine Menge Gemälde
„und Mosaiken."

„Gemeinhin waren ihre Betten von Elfenbein, manch-
„mal von vergoldetem oder mit Silberblechen überzogenem
„Holz, und oft sogar ganz von Silber. An einigen Stellen
„hatte man auch noch, um sie noch glänzender zu machen,
„Zierrathen von Golde angebracht. Ueberhaupt zeigten alle
„Mobilien den erstaunlichsten Reichthum an. Stühle und
„Bänke waren von Elfenbein, Töpfe und Vasen, sogar die-
„jenigen, deren man sich zur Nacht nur bediente, von
„Gold oder Silber."

Nach dem zu urtheilen, was unser Redner davon mel-
det, scheint es, daß zu seiner Zeit die lakonischen Mäntel
oder Schleyer eben so sehr geschätzt wurden, wie in den vori-
gen Jahrhunderten. In dem von Athänäus beschriebenen

Pomp des Ptolämäus wird gesagt, daß bey demselben Nisa, die Säugamme des Bachus, in einen lakonischen Mantel oder Schleyer gekleidet gewesen sey.

„Die Häuser der Grossen und Reichen — sagt er — „waren mit Bädern, grossen gewölbten Gängen und Bogen, „langen Alleen zum Spazierengehen, weitläuftigen Gärten, „und hin und wieder mit Wasserleitungen zur Bewässerung „des Erdreichs versehen.“

Die Pracht der Gastmale schildert er folgender Gestalt: „Ihr Speisetisch war mit Silber überlegt, und alles Ge„schirr, welches dabey gebraucht wurde, ebenfalls von Gold „oder Silber. Diese halbrunde Tafel war so groß, daß sie „von zwey jungen Leuten nur mit vieler Mühe von der „Stelle bewegt werden konnte.“ Martial nennt diese Tafel Sigma, weil sie beynahe einem griechischen Sigma glich, welches zu Martials Zeiten wie ein grosses C geschrieben wurde. Noch mehr aber war sie dem zunehmenden Monde ähnlich. „Sie war — sagt er — mit einer gestepp„ten Decke oder Polster belegt, auf welchen man sich nach „Wohlgefallen ausruhen oder niederlegen konnte.“ — Dieser Gebrauch dauerte noch seit dem fünften Jahrhundert eine Zeitlang fort; aber in der Folgezeit hörte man endlich auf, sich oben auf den Tisch nieder zu legen, obgleich derselbe noch immer seine alte Gestalt beybehielt. Man ließ sich nun ordentlich an der converen Seite des Tisches nieder. Wir sehen diesen einem Sigma gleichförmigen Tisch noch auf den Denkmälern Wilhelms des Eroberers, die von den Tapeten der Stadt Bayeux (in der Niedernormandie) entlehnt

sind.

sind. Er sitzt mit seiner Gesellschaft an der convexen Seite des Tisches. Man that hiebey nichts weiter, als daß man den alten, schon zu Homers Zeiten bekannten Brauch, sich rund um den Speisetisch niederzulassen, von neuem einführte, denn erst eine Zeitlang nach dem Tode des Homers, wurde es in Griechenland Sitte, die Mahlzeiten liegend einzunehmen.

„Neben diesem Tische — fährt er fort — sahe man „eine grosse goldne Flasche, die ein halbes Talent wog, und „von zwey jungen starken Leuten nur mit Mühe in Bewegung „gesetzt werden konnte; desgleichen eine Menge goldner „Krüge, die nach ihrer Grösse rangirt waren. Die Auf„wärter der Gäste, alle junge, schöne und wohlgebildete Leu„te, waren eben so kostbar wie ihre Herren gekleidet, nur „trugen sie weite Hosen. Man erblickte bey diesen Gaste„reyen Musikanten, Flötenspieler und Harfenisten, und „alles duftete von Spécereyen aus Indien, Arabien „und Persien."

Von der Menge vortreflicher Gerichte, die man hier auftischte, geschieht nur in allgemeinen Ausdrücken Erwähnung. Unser Redner sagt bloß, daß man Fasanen aufzutragen pflegte, daß man gewisse Gerichte mit Saussen übergoß, und daß jede Tracht der Speisen von der andern verschieden war. So wurden bey der einen Tracht zuerst auf Kohlen geröstete und mit gehackten Fischen gefüllte Vögel servirt, bey einer andern hingegen war das erste Gericht wieder ganz anders zubereitet.

 Der

Der beste Wein, den man damals kannte, war der thasische; er wuchs auf der bey den griechischen und römischen Schriftstellern so berühmten Insel Thasos. Schmarotzer fanden sich bey den Gastmalen immer in grosser Menge ein; es waren kriechende Schmeichler, die den Grossen und Reichen auf allen Schritten nachfolgten, sie unaufhörlich lobten, und von ihnen aus Erkenntlichkeit dafür an ihre Tafel gezogen wurden.

So oft ein vornehmer Mann sich auf der Strasse blicken ließ, gieng jederzeit ein prächtig gekleideter Ausruffer vor ihm her, der seine Ankunft verkündigen mußte. Hinter diesen kam ein Haufen Liktoren mit ihren Steckenbündeln, die das Volk auseinander trieben, und dann eine Menge Klienten und Schmarotzer. Sie trugen einen goldnen Gürtel oder Scherpe, Balteus genannt; ein in den damaligen Zeiten sehr ansehnliches Ehrenzeichen.

Unser Autor eifert oft über den Luxus der Damen. „Ausser den Ohrgehängen — sagt er — schmücken sie auch „noch das äusserste Ende ihrer Wangen mit andern Juwelen. „Schminke herrscht auf ihren Augenliedern und ihrem ganzen „Gesichte. Ihre Röcke sind mit Goldfäden durchnäht; auch „tragen sie goldne Bleche auf ihren Händen. Ihre Schuhe „ — fährt er fort — sind schwarz, sehr glänzend, und endigen sich mit einer Spitze. Sie fahren auf Wagen, die „von weissen Mauleseln mit vergoldeten Zäumen gezogen werden, und ihr Gefolge besteht in einer grossen Menge Kämmerlinge, Kammermädchen und andern Mädchen. Mit „einem Wort, ihre Pracht übertrift alles.“ —

Junge

Junge Leute von Stande fanden sich an öffentlichen Oertern immer auf das prächtigste gekleidet ein, und auch ihr zahlreiches Gefolge fiel nicht minder herrlich in die Augen. Man unterschied sie hauptsächlich an ihren von Seide gewirkten und von Gold funkelnden Schuhen; auch trugen sie goldne Armbänder.

Unser Redner erwähnt auch der zu seiner Zeit bey den Griechen üblichen Schreibtafeln, wo man nach Auslöschung der ersten Schrift auf der nemlichen Stelle wieder etwas neues zu schreiben pflegte. Eben diesen Gebrauch hatten auch die Lateiner, die, wie Cicero sagt, in palimpsesto auf das Ausgelöschte selbst von neuem schrieben. In ihren Sendschreiben pflegten sie ihre Namen immer vor den Brief zu setzen.

„Ueber die Schaubühne — sagt er — sind Decken „ausgebreitet, auf welchen Schauspieler erscheinen, um irgend „eine alte Fabel oder eine Begebenheit der Vorzeit vorzustel„len. Der eine macht den Philosophen, der andre den „König u. s. f."

Oft eifert er gegen die Schauspiele, und zwar mit Recht; denn die Scenen, die man damals auf die Bühne brachte, machten nicht allein die Jugend weichlich und weibisch, sondern verletzten auch alle Ehrbarkeit und Schaam.

„Man sieht daselbst — sagt er — einen jungen „Knaben, der, indem er seine Haare zurückwirft, durch An„zug und Gebehrden die Gestalt eines jungen Mädchens anzu„nehmen sucht, da hingegen ein Greiß sich den Kopf kahl

„scheeren läßt, und mit seinen Haaren zugleich alle Schaam „von sich wirst. Er gürtet seine Lenden, bietet seine Wan„gen zu Maulschellen dar, und ist bereit, alles zu sagen „und alles zu thun.“ —

Auch Frauenzimmer erschienen mit entblößtem Haupt auf den Bühnen. Ihre Reden athmeten nichts als Ausschweifungen und Liederlichkeit. Sie schienen recht den Vorsatz zu haben, alle Ehrbarkeit und Schaam auszurotten. Hiebey nahmen sie nun noch den Zauber der Flöten und andrer musicalischen Instrumente zur Hülfe, desgleichen ihre wollusteinflössenden Gebehrden; kurz alles zweckte darauf ab, Unkeuschheit und zügelloses Leben zu predigen.

„Ihr seht — sagt er an einem andern Ort — ein „Weib die Bühne betreten, sie tritt mit blossem Kopf und „mit der gränzenlosesten Unverschämtheit einher. Ihre Klei„der sind mit Gold besetzt, und durch ihren weichlichen wol„lustathmenden Gang, durch ihre Hurenlieder und durch die „unzüchtigen Verse und Reden, die sie hersagt, zieht sie die „Aufmerksamkeit aller Zuschauer auf sich.“ — Um aber diese Schandthaten bis auf den höchsten Gipfel zu treiben, erschienen diese Weiber manchmal ganz nackend, und schwammen im Angesicht aller Zuschauer in Bädern herum, die zu diesem Endzweck auf der Bühne angebracht waren.

„Man zog auch — sagt unser Redner ferner — „Stricke über die Bühne, die so ausgespannt waren, daß „man nur im Hinauf- und Hinuntersteigen auf denselben ein„her gehen konnte.“ — Ein einziges übel genommenes

Augen-

Augenmerk oder der geringste Fehler an Aufmerksamkeit war hinreichend, die Seiltänzer ins Orchester herab zu stürzen, wo sie auf eine klägliche Weise den Hals brachen. Man bediente sich damals nicht mehr der Vorsicht des guten Kaysers Marcus Aurelius, der Polster unter das Seil legen ließ, um die Tänzer, wenn sie ja herab fielen, für Schaden zu bewahren, noch zog man Netze unter das Seil, um sie, wie es nach dem Bericht des Capitolinus in der Folge geschah, für diesen halsbrechenden Sprung zu sichern. Wahrscheinlich war es unter der Regierung des Theodosius nicht mehr gebräuchlich, Männer zu Pferde oder gar Elephanten auf dem Seil tanzen zu lassen; ein Schauspiel, welches man doch nach einigen Schriftstellern in ältern Zeiten häufig gesehen hatte.

„Andre — sagt unser Redner — nachdem sie auf „dem Seil einher gegangen waren, zogen sich auf demselben „aus und wieder an, gleichsam als ob sie in ihrem Bette ge„wesen wären. Verschiedene Zuschauer wandten ihre Augen „von diesem Specktakel weg, andre hingegen zitterten, indem „sie diesem gefährlichen Wagestück zusahen. Auch gab es — „fährt er fort — Leute, die sich, indem sie über dem Orche„ster einher schwebten, der Glieder ihres Leibes statt der Flü„gel zum Fliegen bedienten. Andre warfen blosse Schwerter „in die Luft, und fiengen sie im Herabfallen beym Griffe „wieder auf.“ —

Folgende Stelle scheint noch merkwürdiger zu seyn: „Einige, sagt er — stellen eine Stange auf ihre Stirne, „die so fest da steht, wie ein in der Erde eingewurzelter „Baum. Was aber noch weit wunderbarer in die Augen

„fiel, war dieses, daß man oben auf der Stange kleine „Knaben erblickte, die sich mit einander schlugen. Der „Stangenträger bediente sich zu ihrer Unterstützung keinen „andern Theil seines Körpers als die Stirne; sie stand „ganz unbeweglich da.“ —

„Ist wohl — sagt er an einem andern Ort — irgend „ein Unternehmen schwerer, als mit Kugeln zwischen Schwer„tern zu spielen?“ — Diese Spielart, die Lage der Schwerter, und die Schwierigkeit dabey eigentlich zu bestimmen, ist freylich nicht leicht, da er sich nicht deutlicher darüber ausläßt, denn er spricht davon bloß wie von einem zu seiner Zeit üblichen und sehr gefährlichen Spiele.

Zu Antiochien gab es damals Leute, die Löwen fütterten, und sie so zahm und sanft wie Schafe machten. Sie führten diese Thiere durch die Stadt, liessen sie für Geld sehen, und gewannen viel bey diesem Gewerbe. Andre fütterten auf eben diese Weise Bären und Bärinnen. Entlief einmal eins dieser Thiere aus dem Hause, so schloß man in der Nachbarschaft alle Thüren zu, und jeder, dem sie unterwegens begegneten, suchte sich auf das eilfertigste durch die Flucht zu retten.

Man muß billig erstaunen, wenn man bey unserm Redner liest, wie sehr die damaligen Morgenländer, besonders die Antiochier, allem, was man Augenverblendung und Zauberey nannte, ergeben waren. „Andre, sehr beklagenswür„dige Dinge — sagt er — übergeh' ich mit Stillschwei„gen; z. B. das Wahrsagen aus dem Flug der Vögel und „dem

„dem Eingeweide der Thiere; die Vorbedeutungen; die „Beobachtungen der Gestirne zu diesem Endzweck; das Pla„netenlesen; die Symbolen; die Anhängzettel; das Weissa„gen; die Bezauberungen und die magische Kunst.“ —

Verschiedene bedienten sich der Bezauberungen und der Anhängzettel mit Zaubercharacteren zur Heilung der Kranken. Andre sagten gewisse Verse her, und brauchten eben erwähnte Anhängzettel, um sich vor allen Unfällen zu sichern. Noch andre banden goldne Medaillen von Alexander dem Grossen an ihren Kopf oder auch an ihre Füsse, in der besten Hofnung, daß dieses Bildniß eines heidnischen Fürsten bey manchen traurigen Vorfällen sie schützen würde. Dieses war vornemlich bey denjenigen üblich, die als Heiden gebohren waren. Die Griechen zählten wie die Römer zwölf Götter; Alexander der Grosse, sagt Aelian, wollte für den dreyzehnten Gott gehalten seyn. Auch gab es zu Antiochien viele Christen, die noch Ueberbleibsel des Heidenthums unter sich nährten.

Nichts glich dem Aberglauben der Weiber in Rücksicht auf kleine Kinder. „So bald sie gebohren sind — sagt er „— werden Lampen angezündet, und ihnen die Namen von „Leuten gegeben, die sehr alt geworden sind, um ihnen da„durch auch ein langes Leben zu verschaffen, aber demohnge„achtet sterben sie oft sehr jung. Und um noch sicherer dabey „zu gehen, geben sie ihnen Cimbeln, Klappern und scharlach„rothes Garn die Hände.“

„Die

„Die Weiber, Säugammen und manchmal auch die „Mägde — sagt er an dem nemlichen Ort — tunkten „ihre Finger in den Koth, der sich auf den Grund der Bä„der anzusetzen pflegte, und bestrichen damit die Stirne des „Kindes. Fragte man sie, was dieser Koth da nützen sollte, „so fiel die Antwort, sie thäten es bloß um das böse Auge, „den Neid und die Misgunst wegzuschaffen. Einige schrieben „die Namen von Flüssen und Bächen auf die Hände der Kin„der; andre rieben sie mit Asche, Ruß und Salz ein, und „alles dieses geschah in der Absicht, das böse Auge, das ist „Neid und Misgunst, von den Kindern abzuwenden."

Zu allen Arten von Zaubereyen nahm man damals seine Zuflucht. Das Tagewählen, Wahrsagen 2c. war damals sehr gäng und gäbe. Was unser Autor hievon sagt, ist gewiß merkwürdig genug: „Ihre Seele ist immer von leeren „Schrecken erfüllt. Indem ich aus meinem Hause trat, „sagen sie, begegnete mir ein gewisser Mann; ein Umstand, „der mir viel Unglück bedeutet. — Mein schurkischer Knecht „gab mir, indem er mir meine Schuhe reichen sollte, „den linken zuerst, dies bedeutet Elend und Schmach. — „Ich trat mit dem linken Fuß zuerst über die Schwelle des „Hauses, ein Zeichen, daß mir Trübsal bevorsteht. — „Kurz nach meinem Ausgang drehte sich mein rechtes Auge „nach unten, ein Zeichen, daß ich weinen und Thränen ver„giessen werde. — Andre wieder haben mancherley Ahn„dungen, so oft sie einen Esel schreyen, einen Hahn krähen, „einen Menschen niesen hören u. s. f. Kurz sie fürchten „überall nichts als Unglück zu erfahren." — Auch sagt er,

daß

daß sich manchmal Gaukler fanden, die allerley Wunder thaten. Weibspersonen, die ein böses Leben führten, bedienten sich gleichfalls der Zaubermittel, um Mannspersonen an sich zu locken.

Wenn jemand starb, so drückten seine Brüder oder nächsten Anverwandten ihm die Augen und den Mund zu, wie es bey den Alten gebräuchlich war. Niemand wurde in der Stadt begraben, sondern die todten Körper immer aufs Feld hinaus getragen und daselbst beerdigt. Indessen wurde doch dieser alte Brauch oft schlecht genug beobachtet. Die entseelten Körper der Reichen wurden in Seide gekleidet, und so in vergoldeten Bettstäten zu ihrem Grabmal hingetragen. Das Volk versammelte sich dabey in Menge, und alle Lippen tönten vom Lobe des Verstorbenen. Die Knechte und Mägde waren bey dem Leichenbegängniß in Säcke gehüllt; auch die von Stallknechten geführten Pferde erschienen in diesem Aufzuge, und oft bestreueten die Hausgenossen des Verstorbenen ihre Häupter mit Asche.

Der heilige Chrysostomus mißbilligt die Trauerkleider, pullatas seu nigras vestes. Mit weit mehrerem Recht aber eifert er gegen die Klageweiber, (praeficae) die man für Geld zu miethen pflegte, und die mit entblößten Armen sich die Haare ausrauften und ihr Gesicht zerfleischten.

Beynahe alle Perser heyratheten ihre Mütter; eine Sitte, die in diesem Lande so gemein war, daß unser Autor sagt: „Wir bewundern diejenigen Perser, die sich nicht mit „ihren Müttern vermählen." — Zu seiner Zeit waren

 noch

noch die Perser Feueranbeter. „Der König von Persien — „sagt er — trägt einen goldnen Bart. Die geschicktesten „Goldarbeiter faßten ein jedes Härchen in Gold ein.“ — Höchstwahrscheinlicherweise war dieser Bart falsch, so wie in ältern Zeiten das Hauptthaar und der Bart der parthischen Könige, die in grosser Anzahl in unserm erläuterten Alterthum vorgestellt sind, und aus welchen man ersieht, daß sowohl ihr Hauptthaar als ihr Bart von falschen Haaren gemacht waren.

Die Scythen, die Hamaxobier und die Nomadier baueten sich keine Häuser, sondern wohnten in ihren Wagen, so wie es schon die Benennung der Hamaxobier anzeigt, die diese Völker, nicht allein zu den Zeiten des heil. Chrysostomus, sondern auch in den ältesten Zeiten führten.

Dieses wäre also dasjenige, was der heil. Chrysostomus uns von den Moden, den Gebräuchen und dem Luxus unter der Regierung Theodosius des Grossen und seines Sohnes Arcadius berichtet. Ohne diesen heiligen Redner wären diese Gegenstände größtentheils unbekannt geblieben, und alle Nachforschung, die man deshalb bey andern gleichzeitigen Schriftstellern anstellen wollte, würde sicher größtentheils fruchtlos gewesen seyn.

Das sogenannte schöne Alterthum war in diesem Jahrhundert bereits sehr herab gekommen, in der Folge aber verlohr es sich nach und nach noch mehr, bis es endlich gänzlich in eine Art von Barbarey versank. Demohngeachtet verdienen die überbliebenen Denkmäler der folgenden Jahrhunderte nicht vernachlässigt zu werden, sie sind vielmehr ein Gegenstand, der unsrer Wißbegierde vollkommen würdig ist. Ueberhaupt macht dieser

stufen-

stufenweise Verfall einen wichtigen Theil der Geschichte aus, den zu bemerken gute Schriftsteller nicht ausser Acht lassen sollten.

Die Glasscheiben wurden z. B. nicht früher als unter der Regierung Theodosius des Grossen erfunden, und wo ich mich nicht irre, ist es der heil. Hieronymus, der zuerst ihrer Erwähnung thut. Vor dieser Zeit hatte noch niemand den Einfall das Glas auf diese Weise zu nützen. Seneca sagt, daß man zu seiner Zeit angefangen habe, durchsichtige Steine in die Fensterrahme zu setzen. Man holte sie aus verschiedenen Ländern, und zerschnitt diejenigen zu diesem Endzweck, welche die klarsten waren. Plinius der jüngere sagt das nemliche Indessen mußten doch Leute, die das Glas zu so viel andern Dingen nützten, gar leicht auf den Gedanken gerathen, es auch zu ihren Fenstern anzuwenden, um dadurch das Tageslicht zu geniessen, ohne daß sie dabey den Anblick auch noch so entfernter Gegenstände einbüssen durften.

Zur Zeit Theodosius des Grossen fieng man auch an, die Ephippia oder Reutersättel zu vervollkommnen. Man sieht noch heut zu Tage einige derselben auf der Säule des Theodosius zu Konstantinopel, die Knöpfe und Bogen haben; ein Beweis, daß das Innere von Holz war, um sie dadurch desto dauerhafter zu machen. In ältern Zeiten bestanden die Sättel entweder bloß aus einem Stück Stoff, oder auch, doch nur selten, aus ziemlich dünnen Decken, wie man es noch an vielen Reutern sehen kann, die auf den Ehrensäulen des Trajans und Antonins, auf dem Triumphbogen Konstantins, und an andern Orten abgebildet sind.

Vermuthlich kannte man die an den Sätteln befestigten Steigbügel damals noch nicht; wenigstens ist es gewiß, daß sie

erst nach dem Zeitalter Theodosius des Grossen erfunden wurden. Man sieht sie auf keiner einzigen Abbildung eines Reuters aus den ältern Zeiten. Ein noch einleuchtenderer Beweis, daß man in jenen Zeitaltern noch nichts von Steigbügeln wußte, ist der, daß weder die alten Griechen noch die alten Lateiner ein Wort in ihrer Sprache hatten, welches den Begrif von einem Steigbügel ausdrückte. Erst in weit spätern Zeiten, da die Steigbügel schon bekannt waren, findet man, daß sie Stapes oder Stapeda genannt wurden. Aber aus jenen barbarischen Jahrhunderten sind so wenig Denkmäler dieser Art auf die Nachwelt gekommen, daß man sich vermittelst derselben von der eigentlichen Zeit der ursprünglichen Erfindung der Steigbügel unmöglich belehren kann.

In jenen alten Zeiten, da noch Künste und Wissenschaften blühten, gehörten die Wasser- und Windmühlen zu den ganz unbekannten Dingen. Auch die trefliche Erfindung der Schlaguhren mit Rädern und Federn hat man erst jenen barbarischen Zeitaltern zu verdanken, die auf die Regierung Kayser Karl des Grossen folgten; denn jenes schöne Uhrwerk, welches der König von Persien im Jahr 807 diesem Monarchen zum Geschenk überschickte, hatte gar keine Aehnlichkeit mit unsern europäischen Uhren. Einige Schriftsteller eignen zwar dem Archidiaconus Pacificus zu Verona, der kurze Zeit nach Karl dem Grossen lebte, die Ehre dieser Erfindung zu, aber dieses Vorgeben ist immer noch höchst ungewiß; wenigstens fehlt es an hinlänglichen Beweisen zu sehr, als daß man demselben so blindligs Glauben beymessen könnte. —

F.

V. Zur

V.

Zur Länder- und Völkerkunde der Alten.

(Fortsetzung.)

Die alten Geographen, besonders die Griechen, unterschieden sehr sorgfältig Thracien und Macedonien von Griechenland. Das alte Thracien wird jetzt Romanien genannt, und macht einen beträchtlichen Theil von der europäischen Türkey aus; selbst Constantinopel gehört dazu. Der Name Romanien kömmt daher, weil Constantin der Grosse die Stadt, die er zur Hauptstadt des Reichs machen wollte, Neu-Rom genannt hatte. Dieses Land wurde nicht für so fruchtbar als Griechenland gehalten. Der Berg Hemus, der eine Kette ziemlich öder Berge ist, nahm einen Theil davon ein, nur allein die Landstriche an den Seeufern waren wohl bevölkert und angebaut. In der entlegendsten Gegend nach Macedonien zu lag die Stadt Abdera, das Vaterland des Democrit. Dieser Ort hatte eine republikanische Verfassung, wie sich denn auch ihr Senat dadurch unsterblich gemacht hat, daß er den weisesten seiner Mitbürger für einen Narren hielt, und zu dessen Wiederherstellung die ernsthaftesten Maaßregeln nahm. *)

Byzanz

*) Der denkwürdige Brief, den Hippocrates, der ausdrücklich deshalb nach Abdera gerufen wurde, bey dieser Gelegenheit schrieb, und worin er von dem Zustande des Democrit Nach-

Byzanz war eine ziemlich grosse Stadt, die aber nur eine kleine Rolle in der Geschichte spielte, bevor Constantin ihr den Namen Constantinopel gegeben hatte. Thracien hatte seine besondern Könige, welche die Römer wie Barbaren betrachteten. Man überließ sie ihrem Schicksal bis unter der Regierung des Claudius, da denn Thracien auch zur römischen Provinz gemacht wurde. Dieses Volk war in der Cultur bey weitem nicht mit den Griechen zu vergleichen. Die Einwohner hatten von Natur eine wilde Gemüthsart, und fanden ein Vergnügen daran, Blut zu trinken; sie zeigten wenig Fähigkeiten zu Wissenschaften und Künsten, waren aber tapfer und kriegerisch. Die Griechen glaubten, daß der Gott Mars eine besondre Neigung für dieses Land hätte, daher nannten sie ihn auch oft den Gott von Thracien. Das Land endigte sich nach der Seite des egeischen Meeres und des Archipelagus mit einer Halbinsel, deren äusserster Theil die so berühmte Passage des Hellesponts bildete, wodurch Europa von Asien getrennt wurde. Seit undenklichen Zeiten wurde diese Meerenge von zwey festen Schlössern vertheidigt. Das eine in Thracien auf der europäischen Seite hieß Sestos, und das andre in Asien Abidos. So wichtig indessen diese beyden Schlösser auch durch ihre Lage waren, so sind sie doch weniger durch die Geschichte als durch die Fabel der Liebesabentheuer des Leanders und der Hero berühmt.

Macedonien wurde vor der Regierung des Philips und des Alexanders als ein barbarisches Land angesehn. Es hieß anfangs

Nachricht giebt, steht in diesem Journal 5ter Band No. V. Nov. 1784.

anfangs Emathia. - Die Hauptstadt, oder wenigstens die Residenz seiner alten Könige war Pella, ohnweit Thessalonich gelegen. Diese leztre Stadt wurde unter den römischen Kaysern ansehnlich und reich, wozu ihre vortheilhafte Lage im egeischen Meerbusen nicht wenig beytrug; sie hat auch ihren alten Namen mit geringer Veränderung beybehalten, und heißt jezo Salonich. Man fand überdem damals in Macedonien eine Menge Städte, von denen heut zu Tage kaum eine Spur mehr zu sehen ist. Der berühmte Berg Athos lag am äussersten Ende von Macedonien, und beherrschte das egeische Meer; jezo heißt er Monte-Santo, und wird bloß von griechischen Mönchen bewohnt.

Die Staaten des Philips erstreckten sich viel weiter als das alte Macedonien. Epirus und Thessalien machten einen Theil davon aus, daher man diese Provinzen auch oft unter dem Namen Macedonien begriffen hat. Dennoch muß man diese drey Länder wohl unterscheiden.

Die Römer theilten Epirus in zwey Theile, das Alte und das Neue. Das erstere macht noch jezo einen Theil von Griechenland aus, das leztere hingegen wird heut zu Tage Albanien genannt, und ist ein Land voller rauher Gebirge, dessen Einwohner beständig Barbaren gewesen sind. Nur die Seeküsten, die von Schiffen besucht wurden, waren besser cultivirt, und die Menschen durch den Umgang mit Fremden gesitteter geworden. Man glaubt, daß die Albaneser, die jezo dies Land bewohnen, vom Berge Caucasus hergekommen sind, denn man findet daselbst einen Erdraum, der Albanien genennt wird; auch sprechen die Albaneser die illyrische Sprache, die

der Scythen ursprüngliche Sprache war. Die acroceraunischen Gebirge schliessen die Meeresufer ein. Die alten Seestädte von Albanien waren Apollonia, Dyrrachium und Aulona. Die erste ist nicht mehr; die zweyte heißt jetzo Durazzo, und die dritte la Valone. Ohnweit Durazzo geschah die berühmte Schlacht bey Actium, die das Schicksal des römischen Reichs zum Vortheil des Augusts und seiner Nachfolger entschied.

Das eigentliche Epirus, das vormals nach einem seiner alten Könige Chaonia genannt wurde, lag näher als Albanien an den Ufern des mitländischen Meers. Die an den Küsten liegende Berge wurden die molossischen Gebirge genannt, von Molossus, Sohn des Pyrrhus und der Andromache, der hier eine wilde Nation beherrschte, die weniger durch sich selbst als durch ihre Hunde bekannt war, die sie ernährte. Diese Hunde waren in allen Ländern wegen ihrer Stärke und Bosheit berüchtigt. Ein alter griechischer Geschichtschreiber erzählt uns, daß man in Ansehung ihrer eine sehr sonderbare Fabel verbreitet hatte. Es hieß nemlich, daß sie von einem Hund von Erz abstammten, den Vulcan für den Jupiter gemacht hatte. Dieser letztre Gott gab diesen Hund der Europa, die Europa der Procris, und Procris dem Cephalus; hernach erhielt ihn Achilles, Pyrrhus und endlich Molossus, der die Race davon in seinen Gebirgen vermehren ließ. In einem Meerbusen dieses Landes liegt eine Stadt, die jetzo Larta heißt. Ohnweit davon war der Hayn der Dodona, der durch die Orakel im Alterthum so berühmt war. Die Eichen selbst, heißt es, ertheilten solche. Wahrscheinlich waren diese Antworten auf

das

das Geräusch gegründet, das die durch den Wind bewegten Zweige und Blätter der Bäume verursachten, und man nach Gefallen auslegte. Epirus gegenüber lag die Insel Corcyra, jetzt Corfu genannt.

So groß auch in vielen Dingen die Aehnlichkeit zwischen Thessalien und Griechenland war, so vermengten es doch die alten Geographen nie mit einander. Es wurde ehemals durch die Pelasger bewohnt, die theils Barbaren, theils ganz wilde Völker waren, die aber mit der Zeit so gesittet wie die Griechen selbst wurden. Achilles beherrschte Thessalien, und seine Hauptstadt hieß Larrissa, die noch unter dem nemlichen Namen vorhanden ist. In diesem Lande geschah die so berühmte Schlacht von Pharsale, wo Cäsar den Pompejus überwand. Der Fluß Peneus, berühmter in der Fabel als in der Geschichte, bewässerte das anmuthige Thal von Tempe. Das Land in Thessalien war jedoch nicht überall fruchtbar; es hatte grosse Gebirge, das vornehmste derselben war der Berg Olympus. Hier waren auch die Berge Ossa und Pelion, so bekannt durch die Fabel der Riesen, desgleichen der Pindus, der dem Apollo und den Musen geweihet war.

Zu dem, was uns die Alten über die Geographie des eigentlichen Griechenlandes gesagt haben, können wir nichts hinzusetzen; im Gegentheil wissen wir noch viel weniger wie sie davon, weil wir von so vielen berühmten Städten und Oertern jetzt nicht einmal mehr die Lage wissen. Man liest im ebräischen Text der heiligen Schrift, daß Griechenland durch Javan, Sohn des Japhet, bevölkert wurde, und diesen Namen Javan glaubt man in der Benennung Jon wieder zu finden,

wovon die Jonier hergeleitet werden, die zwar die ersten Bewohner Griechenlands waren, aber nicht daselbst blieben, sondern nach Asien übergiengen. Javan oder Jon hatte, wie man sagt, vier Söhne, von denen jeder ein verschiedenes Volk bildete. Sie vertheilten sich alle vier in Griechenland. Verschiedene Völkerschaften, die sich hier auch einfanden, hatten jedoch nicht den nemlichen Ursprung, und stammten nicht von Japhet ab, als die Phönicier und Egypter. Die Griechen führten anfangs den Namen Hellenier, von Hellas, Sohn des Deucalion, nachher nannten sie sich Griechen, von Grecus, Sohn des Cecrops. Man theilte das eigentliche Griechenland in drey Theile, Achaja, den Peloponnes und die Inseln. Die erste Landschaft, die man in Achaja fand, wenn man von der Seite von Epirus kam, war Etolien; beyde Länder waren durch den Fluß Achelous von einander abgesondert. Von allen Städten, womit dieser Theil Griechenlands angefüllt war, sind jetzo sehr wenig Spuren übrig. Die berühmte Stadt Calydon ist fast allein noch vorhanden, und heißt nun Aiten. Durch ein staatskluges Betragen, indem sie es bald mit den Atheniensern bald mit den Lacedemoniern hielten, wußten die Etolier ihre Freyheit zu erhalten, bis sie endlich von den Römern unterjocht wurden. Die Locrier nahmen zwey grosse Bezirke von Achaja ein, den einen am corinthischen Meerbusen, und den andern am euboeischen Meere. Die vornehmste Stadt des erstern Bezirks war Naupactus, jetzo Lepante, bey welcher im 16ten Jahrhundert eine grosse Schlacht zwischen den Türken und Christen vorfiel, worin die letztern Sieger waren. Die Hauptstadt des andern Bezirks war Opuntus. Es ist bekannt, daß Ajax König der Locrier

war.

war. Man gab vor, daß Jupiter ihn mit einem Donnerkeil getödtet hätte, weil er nach seiner Rückkunft von der Belagerung von Troja den Göttern trotzte, an die er nicht glaubte. Ajax war also der erste Martyrer des Atheismus.

Phocien, das man jetzo Livadia nennt, ist ein bergigtes Land, mit engen Thälern und Hohlwegen durchschnitten. Die berühmteste ihrer alten Städte war Delphos am Fusse der Berge Parnassus und Helicon gelegen. Die hiesigen so sehr beruffenen Orakel wurden im Namen des Apollo durch die Oberpriesterin Pythia kund gemacht. Strabo hat uns die Art erklärt, wie diese Priesterin gewöhnlich den göttlichen Geist der Weissagung erhielt. Sie mußte sich nemlich auf einen durchlöcherten Dreyfuß setzen, der über einem Schlund stand, aus welchem berauschende Dünste aufstiegen, und nun stieß sie einige sehr dunkle Verse aus, die von den Fragenden nach Gefallen ausgelegt wurden. Der Tempel in Delphos wurde so sehr in Ehren gehalten, daß die Plünderung und der Besitz desselben in Griechenland grosse Kriege veranlaßt haben, die man die heiligen Kriege nannte. Die Phocier schickten eine Colonie nach Asien, die sehr zahlreich wurde, und eine andre nach Gallien, welche die Stadt Marseille erbaueten. Indessen ist es noch ungewiß, ob diese Phocier von der asiatischen Colonie, oder unmittelbar aus dem Mutterlande gesandt wurden, genug daß die Colonisten nebst der Sprache auch alle griechische Künste mit sich dahin brachten. Hinter Phocien lag die dorische Landschaft, die ihren Namen von der Nymphe Doris hatte, die Tochter des Oceans und der Thetis, die sich mit dem Nereus vermählte, und Mutter

der Nereiden wurde. Dieses Land war vormals stark bevölkert, jetzt aber ist es ganz wüste. An den Küsten von Phocien im Meerbusen von Corinth lag die kleine Insel Anticyra, die wegen des Nießwurtzes berühmt war, den sie hervorbrachte, eine Pflanze, die zur Reinigung des Gehirns diente, daher hatten die Griechen das Sprüchwort, wenn jemand einen Anstrich von Narrheit hatte, zu sagen, man müsse ihn nach Anticyra schicken.

Unterhalb Phocien lag Böotien, ein fettes fruchtbares Land, das aber eine dicke Luft hatte, daher man dessen Einwohner auch beschuldigte, daß es ihnen an Verstand fehle. Diese Provinz war von Attica durch den Berg Citheron und von Phocien durch den Berg Helicon abgesondert, und ungemein bevölkert. Die vornehmste Stadt in derselben war Theben, die in der Geschichte von Griechenland eine so grosse Rolle spielte. Cadmus erbauete sie, Alexander der Grosse aber ließ sie von Grund aus zerstören, und verschonte bloß das Haus des Dichters Pindar, der hieselbst gebohren war. Er zeigte aber nicht die nemliche Achtung für das Haus des Epaminondas, der ein weit grösserer Feldherr und in jedem Betracht ein ganz andrer Mann war, als dieser berüchtigte Eroberer. Man giebt vor, daß Theben das Vaterland des Bachus und Hercules gewesen sey. In Böotien lag auch der Hafen Aulis am euboeischen Meer, wo sich die Flotte der Griechen unter Anführung des Agamemnon versammlete, um zur Belagerung von Troja zu seegeln, und wo sich die rührende Scene zutrug, die den Dichtern so vieler Nationen unter der Benennung: Iphigenia in Aulis, Stof zur Bearbeitung gegeben hat.

In dieser Provinz fielen die beyden berühmten Schlachten von Platea und von Leuctra vor. Ascrea war die Vaterstadt des Hesiodus, und Cheronea der Geburtsort des Plutarchs. Wenn man hiezu nun die grossen Namen Epaminondas, Pelopidas und Pindar hinzufügt, so sieht man, wie ungegründet das Vorurtheil wider den Verstand der Böotier gewesen ist.

Den übrigen Theil von Achaja nahm Attica ein, dessen Hauptstadt das in den Gedanken aller Völker unsterbliche Athen war. Sie hatte drey Hafen, von welchen der pyräische als der vornehmste besonders genannt zu werden verdient. Auf der Seite von Attica der Insel Euböa gegenüber lagen die Felder von Marathon, in welchen Miltiades die Perser überwand. Nach Megara zu fand man die Stadt Eleusis, die wegen der Mysterien der Ceres so berühmt war, endlich Megara selbst, ein Land, das lange Zeit ein Königreich für sich ausmachte, und von Megara, Tochter des Creon, Königs von Theben, gestiftet war, in welche, wie man sagt, Hercules verliebt wurde, die er aber hernach mit sammt ihren Kindern in einem Anfall von Wuth umbrachte.

Der Peloponnes ist derjenige Theil von Griechenland, der am fruchtbarsten an grossen Begebenheiten gewesen ist. Dies ist eine ansehnliche Halbinsel, die nur durch die Landenge von Corinth mit dem festen Lande zusammenhängt, und jetzo Morea genannt wird. Die alten Geographen theilten sie in sechs Theile. 1.) Das eigentliche Achaja, an dem Isthmus von Corinth, dem andern Achaja gegenüber gelegen. Die Stadt Corinth war darin das vornehmste; nachher kam

 Sicyon,

Sicyon, die für die älteste Stadt in Griechenland gehalten wurde. An die Stelle dieser beyden Städte, von denen keine Spur mehr vorhanden ist, findet man jetzo Patrasso am Eingang des corinthischen Meerbusens. 2.) Das argolische Land, dessen Hauptstadt Argos war. Ohnweit davon lag Mycene. Agamemnon herrschte über diese beyden Städte. In dieser Provinz war auch die Stadt Epidaurus, berühmt durch einen Tempel des Aesculaps, der hier unter dem Sinnbild einer Schlange verehrt wurde. 3.) Laconien, das Land der Lacedemonier oder Spartaner. Es war durch den Fluß Erotas bewässert, und von zwey Vorgebirgen umgeben. 4.) Messenien, in welcher die Städte Messena und Metona lagen. Messenien war anfangs ein Königreich für sich, wurde aber hernach den Lacedemoniern unterworfen. Messena ist zwar noch unter dem Namen Mortagia vorhanden, allein in einem höchst elenden Zustande; Metona hingegen ist noch heut zu Tage ein besuchter Hafen, unter dem Namen Modona. 5.) Das elische Land hatte seinen Namen von der Stadt Elis, die mitten im Lande lag, aber bey weitem nicht so berühmt wie die Stadt Olympia, die wegen des Tempels des olympischen Jupiters und der olympischen Spiele so ausserordentlich beruffen war. Diese Spiele wurden hier alle vier Jahre gefeyert und bestimmten die Zeitrechnung, daher man im alten Griechenland bloß nach Olympiaden zählte. 6.) Arcadien, ein sehr fruchtbares Land, das im Mittelpunct des Peloponnes lag, und an keiner Seite das Meer berührte. Es waren hier viel Weiden, und die Schäfer dieses Landes hatten den Ruf, viel Verstand und Höflichkeit zu besitzen. Die Hauptstadt war Megalopolis, das Vaterland des Polybius.

bius. Die andern Städte von Bedeutung waren Mantinea und Tegea. Der angenehmste Theil von Arcadien war die Landschaft Parrhasien, sehr reizend von Hügeln, Thälern und Gebüschen durchschnitten.

Griechenland war und ist noch von allen Seiten mit Inseln umgeben. Im jonischen Meer lag die Insel Leucadia, berühmt wegen eines Vorgebirges, von dessen Gipfel, wie man vorgab, sich die verzweiflungsvollen Liebhaber, um sich von ihrer Leidenschaft zu hellen, ins Meer stürzten. Man nannte dieses den leucadischen Sprung. Die Insel Cephalonia, die noch unter diesem Namen bekannt ist, gehört der Republik Venedig. Ganz nahe dabey lag die Insel Ithaca, die jetzt nichts als ein öder Felsen ist, aber als das Vaterland des Ulysses und des Telemachs den berühmtesten nicht nachsteht. Die Insel Cythere, nunmehr Cerigo, lag am äussersten Ende von Laconien, gegen dem Vorgebirge Malea über. Die rauhen Lacedemonier, die unter den strengen Gesetzen des Lycurgs lebten, konnten daher leicht unter die sanfte Herrschaft der Venus übergehn, da dieser Göttin die Insel geweihet war. In dem Meerbusen von Athen lagen die Inseln Salamin und Aegina. Die erstere ist in der griechischen Geschichte sehr merkwürdig, und die andre war das Vaterland der Myrmidonen, ein Volk, das sich durch die Kleinheit seiner Statur auszeichnete, allein doch die Ehre hatte, vom Achilles zur Belagerung von Troja geführt zu werden.

Die Insel Creta war die größte von allen, die zu Griechenland gehörten. Die vornehmsten Städte in diesem alten Königreich des Jupiters waren Gnossus, Gortyna, Cydonia,

jetzt

jetzt Canea, und Matium, nunmehr Candia. Diese letztre ist die Hauptstadt der Insel, die sogar von ihr den Namen angenommen hat. Man fand hier auch den Berg Ida, das Labyrinth, in welchem der Minotaurus eingesperrt war, desgleichen die Flüsse Picnus und der noch berühmtere Lethe.

Die Insel Euböa, deren Hauptstadt Chalcis hieß, war nur durch eine sehr kleine Meerenge von Böotien abgesondert, die man den Euripus nannte. Von hier kam man im Archipelago, dessen erste Inseln die sporadischen, und die folgenden die cycladischen genannt wurden. Unter denselben befand sich die Insel Lemnos, wo man vorgab, daß Vulcan seine Schmiede hatte; Delos, die für das Vaterland des Apollo und der Diana gehalten wurde; Paros, berühmt wegen des kostbaren Marmors; Naxos, wo man glaubte, daß Bachus erzogen worden sey; endlich die berühmten Inseln, Cos, Samos und Scyros.

Um die Uebersicht des alten Europa zu endigen, ist nun noch Italien übrig. Dieses Land hatte das mit Griechenland gemein, daß die alten Geographen es so gut kannten als jetzo die neuern. Italien aber, glücklicher in diesem Fall wie Griechenland, hat nicht ganz seinen Glanz verlohren, sondern gleichsam nur die Decoration verändert. Man sieht daselbst mit Bewunderung die ehrwürdigsten Trümmer, mit neuen prachtvollen Gebäuden und andern vortreflichen Kunstwerken vermischt. Der Erdboden hat hier nicht aufgehört fruchtbar zu seyn, und ist beständig wohl angebaut worden. Es scheint, daß die alten Einwohner von Italien Ausonier genannt wurden, ihr Ursprung aber ist sehr ungewiß. Sie wurden durch

eine andre Nation beunruhigt, die Umbrier hießen, und wahrscheinlich Gallier oder Celten waren. Diese Umbrier fielen durch Illyrien in Italien ein, vertrieben die Ausonier, jagten sie bis ins Königreich Neapolis, und setzten sich mitten in Italien fest. Man weiß, daß die Sabiner von ihnen abstammten. Einige Zeit nachher langten neue Völkerschaften aus Griechenland in Italien an. Dieses waren Arcadier, von welchen eine Colonie, von Evander angeführt, nicht übel von Faunus aufgenommen wurde, der damals an der Tiber herrschte. Er erlaubte ihnen eine Stadt zu bauen, die man Palantium nannte, und zwar auf einem Hügel der nachher mit dem Namen der palatinische Berg bezeichnet wurde. Evander brachte es dahin, daß die Unterthanen des Faunus den Gottesdienst der Griechen annahmen. In diesem Zeitalter geschahen ganz erschreckliche Erdbeben, die, wie man sagt, Sicilien vom festen Lande trennten. Indessen kamen wieder Gallier über die Alpen nach Italien, und schlugen ihre Wohnungen in Ligurien auf. Hier landete Herkules da er aus Spanien kam; die Ligurier widersetzten sich, und fast hätte der Halbgott ihrer grossen Anzahl untergelegen, endlich aber überwand er sie doch; auch glaubt man, daß er in diesem Lande dem berühmten Räuber Cacus erlegte.

Nach der Zerstörung von Troja wurde Italien gleichsam von griechischen oder trojanischen Völkerschaften überschwemmt. Diomedes, einer der vornehmsten griechischen Feldherrn, führte die Daunier, seine Unterthanen dahin, die sich in dem Lande niederliessen, das jetzo Apulien genennt wird. Antenor, ein trojanischer Krieger drang bis zum adriatischen Meerbusen,

 stellte

stellte sich an die Spitze eines Volks, das man die Heneter nannte, und erbauete die Stadt Padua. Zu gleicher Zeit war auch Aeneas mit seinen Trojanern in Italien angekommen, hatte mit dem Turnus gekämpft, und die Hand der Lavinia, Tochter des Königs Latinus, erhalten. Er regierte mit ihr über Latium, und man gab vor, daß von ihm die Stifter von Rom abstammen sollten. So war der Zustand und die Abtheilung Italiens beschaffen, zu der Zeit, als diese Hauptstadt der Welt erbaut wurde.

Das alte Italien war eigentlich in drey Theile abgetheilt: das mitternächtliche, das mittägige und die Inseln. Im mitmitternächtlichen lag das cisalpinische Gallien. Die verschiedenen Colonien der Gallier, die über die Alpen gegangen, und es nach und nach bevölkert hatten, waren Ursache, daß man dem Lande den Namen Gallien gab, ob es gleich ohnstreitig zu Italien gehörte. Um diesen ganzen so berühmten Erdraum mit Ordnung zu durchgehn, muß man beym adriatischen Meerbusen anfangen. Hier war die Provinz Istria, die Stadt Pola, von welcher noch Ruinen vorhanden sind, Egida oder Justinopolis, Udinum und Forum Iulii (Markt des Julius Cäsars.) Diese Benennung kam von den römischen Legionen her, die Cäsar hier in Besatzung gelegt hatte, daher ansehnliche Märkte in dieser Gegend angelegt wurden. Eben diesen Ursprung hatte auch der Name der Stadt Aquileja, nemlich von den Adlern, die wie bekannt die Heiligthümer der Legionen waren. Beym weitern Fortrücken in Italien fand man die obengedachten Heneter und ihre Stadt Patavium (Padua) desgleichen die Stadt Adria, die ihren Namen dem adriati-

schen

schen Meerbusen gegeben hat; ferner die Quellen von Apona, die vielleicht die ersten mineralischen Wasser von Ruf gewesen sind.

Das cisalpinische Gallien war in zwey Provinzen abgetheilt, disseit und jenseit des Poflusses; das erstere hieß das cispadinische, und das letztere das transpadinische Gallien. Die vornehmsten Städte waren hier: Verona, Brixia (Brescia) Cremona und Mantua. Die Kette von Bergen, die diese Provinz durchlief, war nicht von grosser Höhe. Man nannte sie die euganensischen Gebirge. Mitten in denselben findet man einen grossen See, der bey den Alten Lacus Benacus hieß. In den schönen Zeiten der Republik waren hier um den See eine Menge der zierlichsten Landhäuser; auch der Dichter Catul gehörte oft zu den Bewohnern dieser reizenden Gegend, die seine Muse begeisterte.

Mediolanum, jetzt Mayland, war die vornehmste Stadt der Insubrier, ein Volk gallischen Ursprungs. Bellovesus, der zu den Zeiten des ältern Tarquins bis zu den Thoren von Rom drang, führte seine Truppen hieher und gründete Mayland. Diese jetzt so ansehnliche Stadt war es bey weitem nicht unter der römischen Republik, verschiedene Kayser aber vergrösserten und verschönerten sie bis zum Theodosius. Die lombardischen Könige residirten hier oft, da jedoch ihrer Herrschaft in Italien durch Karl den Grossen ein Ende gemacht wurde, so scheint es, daß Mayland nicht so fest wie Pavia war. Diese letztre Stadt, vormals Ticinum genannt, von dem Fluß Tessino, der durch dieselbe fließt, hatte ebenfalls ein hohes Alter.

 Ober-

Oberhalb Mayland nach den Gebirgen zu fand man die Stadt Comum (Como) an einen grossen See. Dies war das Vaterland der beyden Piliniusse, Onkel und Neffe. In den Gebirgen lag Bergomum (Bergamo) von welcher Stadt man vorgiebt, daß sie von Brennus, dem Heerführer der Gallier erbauet worden sey, der Rom zittern machte. Das Volk in dieser Gegend hat beständig in seiner Gestalt etwas Auszeichnendes gehabt, und man siehet es auch noch jetzo. Sehr kleine Augen, plattförmigte Nasen und sehr grosse Mäuler. Der Verstand der Bergamasker war jederzeit von der schweren Art, jedoch bisweilen ergötzend durch die Naivetät. Nach den Alpen zu wohnten die Salasser, deren Hauptstadt anfangs Capella hieß, nachher aber aus Schmeicheley dem Kayser August zu Ehren Augusta genannt wurde. Ihr jetziger Name ist Aosta. Weiter hin lag Poredia. Wenn man sich dem Meer näherte fand man die Tauriner, deren Hauptstadt, das jetzige Turin, auch ehemals den Namen Augusta führte. Mitten in den Gebirgen waren die Segusiner, deren vornehmste Stadt noch heut zu Tage Susa genannt wird.

Alle diese Völkerschaften gehörten zum transpadanischen Gallien. Die Cispadaner, auf der andern Seite des Poflusses, breiteten sich mehr nach dem innern Theil von Italien aus. Ihre Namen aber zeigten immer einen gallischen Ursprung. Diejenigen, deren Hauptstadt Placentia, jetzo Piacenza, war, hiessen die Anamaner. Die Bojer besassen Parma, Mutina (Modena) und Bononia (Bologna.) Den Lingonen gehörte unter andern Städten auch Faventia, das heutige Faenza. Die Senonier, die aus Sens in Gallien

hei ka-

herkamen, hatten mehrere Städte, worunter auch Ravenna war, ein Ort, der von der Natur zum Seehaven gemacht, allein erst unter Regierung der Kayser dazu eingerichtet wurde.

Die Ligurier hatten die ganze gebirgigte Küste am mitländischen Meere inne, von dem Theil von Gallien an, den man jetzo die Provence heißt, bis zum Lande der Etrurier oder Toscaner. Sie waren in drey Völkerschaften abgetheilt. Eine derselben wurde mit dem Namen der haarigten Ligurier bezeichnet, weil sie ihre Haare nach Art der Gallier trugen, und überdem auch andre Sitten dieses Volks beybehalten hatten. Ihre vornehmste Stadt war Nicea Massilientium; diese Benennung kam daher, weil sie ihre Gründung einer Colonie von Marseille zu verdanken hatte, und um sie von den andern Städten zu unterscheiden, die auch den Namen Nicea führten. Das heutige Monaco war damals ein berühmter Hafen Hercules Monoecus genannt; denn der Tradition zufolge war Hercules hier gelandet da er aus Spanien kam. Ein nahe bey der Stadt liegender hoher Berg führte den Namen Trophea Augusti, weil dieser Kayser, nachdem er die Ligurier überwunden, auf dessen Gipfel Siegszeichen errichten ließ. Zwischen den haarigten Liguriern und den gebirgigten, wohnten die eigentlichen Ligurier als die Hauptvölkerschaft, deren Hauptstadt Genua war. Die meisten kleinen Städte an der Küste haben noch Spuren ihrer alten Namen beybehalten.

Etrurien oder Tuscien war von Ligurien durch den kleinen Fluß Macro abgesondert, und erstreckte sich längst den Kü-

sten bis zum Ausfluß der Tiber. Der Fluß Arno theilte das Land in zwey Theile. Der Name Tuscien kam von Tuscus dem Sohn des Hercules her, und Etrurien von dem Meer, das die Küsten bewässerte, und die Griechen das tyrrhenische nannten. Janus hat den Ruhm dieses Land bevölkert zu haben; er gründete hier zwölf Städte, auch schreibt man ihm eine Menge Erfindungen und Anordnungen zu, die sich auf die Verehrung der Götter, auf gottesdienstliche Gebräuche, Opfer und alle Arten von Zeichendeutungen und Wahrsagungen bezogen. Hierin waren die Toscaner die Lehrer der Römer, auch entlehnten diese von ihnen die Kleidertracht ihrer Magistratspersonen und selbst ihre Toge. Die Etrurier hatten eine besondre Sprache und Schriftart, woraus die lateinische Sprache entstanden ist. Die kleinen Könige und kleinen Freystaaten in Toscana führten lange Zeit mit den Römern Kriege, bis endlich das Land unterworfen, und von dem Consul Coruncanus im Jahr 474 nach Erbauung von Rom zur römischen Provinz gemacht wurde. Zu den vornehmsten Städten in Toscana gehörte Luna, ohnweit der berühmten Rhede, die man damals Portus Veneris nannte, ferner Pisa, von welcher man glaubt, daß eine griechische Colonie sie gegründet habe, und Lucca, das von geheiligten Wäldern umringt war. Auf der andern Seite des Arno zeichneten sich folgende Städte aus: Volaterra, die oft mit den Römern kriegte und lange Zeit frey blieb; sie wurde von Sylla zerstört, da denn die übriggebliebenen Einwohner mit einigen Soldaten der römischen Legionen ohnweit davon die Stadt Florenz gründeten. Sena (Sienna) war eine römische Colonie, die in Toscana angelegt wurde, um die überwundenen Völkerschaften im Zaum zu halten. Aretium (Arezzo)

war die Hauptstadt eines kleinen Bezirks, dessen Bewohner Aretiner genannt wurden. Perusia (Perugia) lag nahe am See Trasimene, bey welchem Hannibal eine grosse Schlacht wider die Römer gewann. Clusium (Chiusi) war die Residenz des Königs Porsenna. Tarquinia, daß noch jetzo Tarqueno heißt, war das Vaterland der Tarquinier, der letzten römischen Könige. Cortona, die ihren Namen noch unverändert behalten hat, muß ehedem eine sehr beträchtliche Stadt gewesen seyn, denn man hat daselbst in unsern Zeiten so viel Alterthümer gefunden, daß man eine etrurische Academie daselbst angelegt hat. Nach Rom zu lagen die Bezirke, die von den Vejern und Faliskern bewohnt wurden.

Im Mittelpunkt von Italien war Umbrien, wovon Romagna jetzo den größten Theil einnimmt. Die apenninischen Gebirge schnitten diese Provinz durch, deren vornehmste Städte Häfen am adriatischen Meere hatten, als Ariminum (Rimini) woselbst sich das Meer zurückgezogen hat; Ancona, Pisaurum (Pesaro) Fanum Fortunae (Fano) Senogallia (Sinigaglia.) Mitten in diesem Lande lag Spoletum (Spoletto.) Der letzte Theil von Umbrien nach Rom zu, war das Sabinerland. Nach dem so bekannten Raub der Sabinerinnen und den blutigsten Gefechten machte dieses Volk mit den Römern nur eine einzige Nation aus. Die Hauptstadt der Sabiner hieß Cures, da sie nun solche ganz verließen, und ihre alte Bewohner sich nach Rom begaben, so entstand daraus der gemeinschaftliche Namen Quirites. Die wenige Analogie, die wir heut zu Tage zwischen diesen beyden Wörtern finden, hat vielleicht ihren Grund in unsrer jetzigen Aussprache.

Latium war der letzte Theil des nördlichen Italiens. Rom war davon die Hauptstadt. Zu den sieben Hügeln, worauf es ehemals gebaut war, hat man noch zwey gefügt, den janiculischen und den vaticanischen. Wenn man aus den Thoren von Rom geht, thut man fast keinen Schritt in den ganzen Bezirk des alten Latiums, ohne bekannte Namen zu finden, die an die grossen Begebenheiten der römischen Geschichte erinnern. Ostia war ein berühmter und sehr besuchter Hafen, dessen Ruinen jetzo so sehr in Morästen vertieft liegen, daß man sich nicht nähern kann. Alba, anfangs Roms Nebenbuhlerin, ist nunmehr unter dem Namen Albano ein kleines sehr angenehm gelegenes Städtchen, woselbst viele der heutigen vornehmen Römer Gärten haben. Das alte Tibur heißt jetzo Tivoli; Man sieht hier noch die Ruinen eines kleinen Tempels, in welchem man glaubt, daß eine Sybille ihre Orakelsprüche gab. Präneste, nunmehr Palestrina genannt, war berühmt wegen eines Tempels der Glücksgöttin. Tusculum (Frescati) zwey deutsche Meilen von Rom gelegen, hat nun schon seit mehr als 2000 Jahren das Glück gehabt mit den zierlichsten Lusthäusern und Gärten zu prangen. Ardea war der vornehmste Ort eines Landes, das die Rutuler bewohnten, von deren König Turnus uns Virgil Nachricht giebt. Das Land der Volsker hatte einen ziemlichen Bezirk. Hier war Antium, ein Seehafen mit einem Tempel des Glücks, wo diese Göttin eben so wie zu Präneste ihre Orakel ertheilte; auch sahe man hier das Vorgebirge der Circe, wo nach dem Homer Ulysses landete, und so viel Mühe anwandte, sich wider die Reize der Zauberin zu vertheidigen, die hier ihren Wohnsitz hatte.

Im

Im innern Lande der Volsker lagen die Städte Velitre (Veletri) und Terracine (Terracina.) Diese beyden Städte sind noch vorhanden, aber zu gewissen Jahreszeiten wegen der bösen Luft höchst ungesund, die aus den Morästen herrührt, welche durch die Trägheit und Nachläßigkeit der neuern Bewohner entstanden, und jezo die ehemals wohlangebauten römischen Felder bedecken.

(Die Fortsetzung folgt.)

VI.

Ausserordentliche Begebenheiten auf dem Weltmeer im Jahre 1765.

Nach den öffentlichen Aussagen vor dem Lordmajor in London George Nelson gerichtlich bestätigt.

Der Schiffscapitain Harrison, auf dessen Schiff sich die fo'genden Vorfälle ereigneten, hat diese Erzählung selbst geschrieben, und bemerkt im Eingange, daß er es gewissermaassen für eine Pflicht der Dankbarkeit gegen die Vorsehung halte, welcher er allein seine wunderbare Errettun; zu danken habe, diese Nachrichten dem Publiko mitzutheilen; und sein Beyspiel ist ein deutlicher Beweis, wie wenig wir berechtigt sind, uns auch in solchen Fällen der Verzweiflung zu überlassen, wo wir keine wahrscheinliche Rettung vor uns sehn.

Er seegelte am 25sten August 1765 von Neuyork ab, passirte den 27. desselben Monats Sandy Hook, und kam am 5. October mit seiner Ladung von Hausgeräthe, Stäben, Wachs, Fischen u. a. m. glücklich zu Fyal, dem Orte seiner Bestimmung an. Nachdem er sein Schiff ausgeladen, nahm er eine Ladung Wein, Brantwein u. s. w. für Neuyork ohngefehr den 22. October ein, und als alles fertig war, gieng er den 24ten October halb zwölf Uhr Vormittage, mit einem frischen S. O. Winde von Fyal unter Seegel; als er um sechs Uhr Abends die Insel drey Meilen nordwärts sahe, so verlohr er das Land bald aus dem Gesichte und hatte Ursache eine glückliche und geschwinde Reise zu hoffen. Am 29sten aber änderte sich der Wind und blies bis zum 2ten December beynahe unaufhörlich mit so vieler Heftigkeit, daß ihm nur sein grosses Seegel allein übrig blieb, welches die Matrosen ausbesserten, denn ihre Aussichten waren höchst traurig, indem das Schiff, welches so lange gegen Wind und Wellen gekämpft hatte, nun sehr leck geworden war, und ihr Vorrath an Speisen hatte auch so abgenommen, daß der Capitain sich gezwungen sahe, jeden Mann auf zwey Pfund Brod wöchentlich zu setzen; überdies bekam jeder noch täglich ein Maaß Wein und ein halb Maaß Wasser; aber auch diese Portion ward er bald genöthigt nach und nach zu vermindern, bis endlich jeder Bissen Speise verzehrt, und auf dem Boden des Fasses, auch nicht über zwey Gallons schmutziges Wasser mehr vorhanden war. „Meine „armen Leute, sagt der Capitain, die durch unaufhör„liche Arbeit und Mangel an Nahrung erschöpft waren, „fiengen endlich an ungeduldig zu werden, und griffen die

„Ladung

„Ladung an, da sie den Wein und Brantwein als die „einzigen Mittel ansahen, ihr Leben zu erhalten, und „ich durfte mich nicht widersetzen, wenn sie sich dessen „bemächtigten, — nur fürchtete ich die Folgen der Un„mässigkeit, womit sie über diese Getränke herfielen, wo„von die unaufhörlichen Flüche und Lästerungen schon ein „Beweis waren. Ich für meinen Theil enthielt mich so „viel als möglich des Weins, und gieng sehr sparsam mit „dem Bodensatze aus dem Wasserfasse um, welcher in „der Folge von unendlichem Nutzen für mich, und wahr„scheinlicher Weise die Mittel zu meiner Erhaltung in die„sem grossen Elende waren.“

„Unser Schiff war einige Zeit von Wind und Wellen „herum geworfen worden, als wir mitten aus der Verzweif„lung zu der unaussprechlichsten Freude übergiengen, weil „wir am 25sten December des Morgens ein Seegel entdeck„ten. Alles lief aufs Verdeck; wir hiengen mit größter Ge„schwindigkeit ein Nothzeichen aus, und hatten um eilf Uhr „das Glück, dem Schiffe so nahe zu kommen, daß wir unsre „Noth vorstellen konnten; wir erhielten von dem Capitain „das Versprechen einiger Unterstützung, die aber gering „schien, denn es sollte nur in sehr wenig Brod bestehn, wo„bey er uns versicherte, daß er selbst in jedem andern Artikel „eingeschränkt sey. Da ich nicht den geringsten Zweifel in „sein Wort setzte, so begab ich mich in die Kajüte, um aus„zuruhen, denn ich war von Hunger und Arbeit erschöpft; „allein kaum war ich einige Minuten da gewesen, als meine „Leute mit Blicken voll unaussprechlicher Verzweiflung zu mir „kamen, und mir mit kaum vernehmlichen Tönen sagten,

„daß sich das Schiff mit möglichster Geschwindigkeit von uns „entferne, und nun nichts als der Tod für uns übrig bleibe. „— Ich kroch auf das Verdeck so geschwind ich konnte, und „sahe leider die Wahrheit dieser Nachricht. Mein Volk er„füllte die Luft mit ihrem Geschrey, und vermehrten es, je „mehr sie jenen aus dem Gesicht verlohren. Der unerbittliche „Capitain setzte seinen Lauf fort, ohne uns eines Blicks zu „würdigen, und verhärtet gegen alle Empfindungen des Mit„leids und der Menschlichkeit ist er vermuthlich noch stolz auf „die Geschicklichkeit gewesen, mit welcher er sich von uns los „machte. — Noch einen Beweis seiner Grausamkeit darf „ich nicht übergehn; als ich ihn zuerst sprach, sagte ich, we„der ich noch einer von meinen Leuten wollten einen Bissen „von seinem Vorrathe verlangen, wenn er uns nur aus unserm „beynah unbrauchbaren Schiffe heraus nehmen wollte, worin „wir jeden Augenblick in der Gefahr zu ertrinken waren, weil „die Oefnungen in demselben sich stündlich vermehrten, und „die Kräfte der Matrosen durch das häufige Pumpen nach „Verhältniß abnähmen. — Diese Bitte schlug er mir völlig „ab, obgleich die Erfüllung derselben bey einer vorkommenden „Noth von grossem Nutzen für ihn gewesen seyn würde, ohne „ihm der geringsten Unbequemlichkeit auszusetzen.“ *)

„Nach-

*) Ohne die Unmenschlichkeit des fremden Schiffers nur im geringsten entschuldigen zu wollen, in so fern sie die Versagung der Lebensmittel betraf, war doch die abschlägige Antwort, die Equipage des Schiffs sämmtlich aufzunehmen, weniger unnatürlich. Wie lange würde wohl der Vertrag der neuen Gäste, nichts zu verlangen gehalten, worden seyn, da

„Nachdem meine Leute auf diese Art alle Aussichten zu „irgend einer Unterstützung verlohren hatten, so zeigte sich auf „ihren Gesichtern ein gewisses finstres Wesen, welches sie für „das gegenwärtige Unglück so wohl als das, was wir noch zu „erwarten hatten, völlig gleichgültig zu machen schien, zu„gleich aber einen festen Entschluß verrieth, für ihre Erhaltung „bis auf den letzten Augenblick zu sorgen. Durch diese Be„trachtung angetrieben warfen wir unsre Augen auf eine Katze „und ein paar Tauben, welches die einzigen noch lebenden „Creaturen am Bord ausser uns selbst waren. Die letztern „schlachteten wir zu unserm Mittagsmahle am Christtage, und „den folgenden Tag die Katze, worüber wir das Loos warfen, „indem neun Mann sich davon sättigen sollten. — Ich be„kam den Kopf zu meinem Antheile, und erinnere mich nicht, „jemals etwas mit so vielem Geschmacke verzehrt zu haben; „die dringende Nothwendigkeit hatte meine Abneigung für „solcher Speise völlig überwunden, und das Wüthen eines „unglaublichen Hungers dasjenige zu einem vortreflichen Ge„richte gemacht, woran ich bey einer andern Gelegenheit „nicht ohne den größten Ekel würde haben denken können. „Nachdem die Katze völlig verzehrt war, fiengen die Leute an „die kleinen Muscheln, welche sich unten am Boden der „Schiffe zu hängen pflegen, zusammen zu schaben, allein diese „Unterstützung war sehr gering, weil die Wellen diejenigen,

da der Hunger in ihren Eingeweiden wüthete, und sie daher wohl unmöglich lange in dieser Lage müssige Zuschauer bey dem Sattessen ihrer Schiffskameraden geblieben seyn dürften.

A. d. H.

„die über dem Wasser waren, größtentheils abgespült hatten,
„die Matrosen auch zu schwach waren, um sich über den
„Bord heraus hängen, und selbige sammlen zu können; ihr
„immerwährender Rausch schien zwar auf gewisse Art ihren
„Muth zu unterhalten, ob er gleich die Verderbniß der Ge-
„sundheit beschleunigte, und jeder Schatten von Nachdenken
„wurde durch eine Reihe von Flüchen und Lästerungen
„verdrängt."

„Am 28sten Dezember (als wir durch anhaltende süd-
„liche Winde beynahe in den 41sten bis 42sten Grad nördlicher
„Breite beständig nordwärts getrieben worden waren) über-
„fiel uns in N. W. gen N. und N. W. ein erschrecklicher
„Sturm, der uns den einzigen Ueberrest aller Seegel, das
„grosse Seegel vollends nahm, so daß wir nun in dem eigent-
„lichsten Verstande ein blosses Wrak *) waren. Der Tod
„schien nun so unvermeidlich gewiß, daß ich auch die letzte
„Zuflucht aller Unglücklichen, die Hofnung nun völlig aufgab,
„und mich zu dem Schritte in die Ewigkeit bereit machte.
„Bis zu diesem Zeitpunkte meiner Erzählung konnte ich um-
„ständlich und richtig mein Journal fortsetzen, das Folgende
„aber habe ich größtentheils, da ich nun unfähig wurde, eine
„Feder zu halten, entweder blos aus meinem Gedächtnisse,
„oder durch einige Zeichen, die ich mit Kreide machte, gesamm-
„let. Den 13ten Januar 1766, da wir noch immer der Will-
„kühr der Winde und Wellen überlassen waren, kam der
„Steuer-

*) Wrak bedeutet ein Schiff, das völlig unbrauchbar ge-
worden ist.

A. d. U.

„Steuermann an der Spitze des übrigen Schiffsvolk halb be„trunken in meine Kajüte. Das Gräßliche in seinen Blicken „schien mich schon von dem, was er mir vorzutragen hatte, „zu unterrichten; er sagte mir, sie könnten nun nicht länger „aushalten; ihr Taback sey alle, sie hätten schon das ganze „Leder an den Pumpen und die Knöpfe von ihren Jacken *) „weg gefressen; es bliebe ihnen nun nichts mehr übrig als zu „loosen, und einen Einzelen unter sich der allgemeinen Erhal„tung aufzuopfern; sie hoften deswegen meine Zustimmung „zu ihrem Entwurfe, und baten mich um eine entscheidende „Antwort.“

„Da ich sahe, daß das Getränke stark bey ihnen wirkte, „so versuchte ich es, sie von ihrem Vorhaben durch gute Worte „abzubringen; ich bat, sie möchten sich zur Ruhe begeben, „und wenn die Vorsicht bis zum folgenden Morgen keinen „Ausweg zeigte, so wollten wir alsdenn die Sache ferner in „Ueberlegung ziehn. Allein, anstatt meinen Vorstellungen „Gehör zu geben, versicherten sie mich mit den schrecklichsten „Flüchen, daß das, was gethan werden solle, sogleich ge„schehn müsse; auch sey es ihnen gleichgültig, ob ich meine „Einwilligung dazu gäbe oder nicht, denn ob sie gleich so gütig „gewesen, mich von ihrem Entschlusse zu benachrichtigen, wür„den sie mich dennoch nöthigen, eben so wie jeder andere mit „Antheil zu nehmen, weil das allgemeine Elend jetzt alle „gleich mache. Weil ich schon längst wegen ihrer beständigen

„Trun-

*) Die englischen Matrosen haben größtentheils lederne Knöpfe an ihren Schiffskleidern.

A. d. U.

„Trunkenheit einige persönliche Beleidigungen befürchtete, so „hatte ich deswegen mein Gewehr fertig gemacht, um bey „einem Ueberfalle bereit zu seyn — allein dies war eine ver„gebliche Anstalt, denn ich war auf keinen Fall vermögend, „Gewalt durch Gewalt zu vertreiben. Als ich sie nun völlig „taub gegen jede meiner Vorstellungen fand, so erklärte ich „ihnen, daß sie zwar thun könnten was sie wollten, allein sie „dürften nie hoffen, daß ich meine Befehle zum Tode dessje„nigen geben würde, den das traurige Loos treffen könnte, „und noch viel weniger, daß ich einigen Antheil an dieser „schaudervollen Nahrung nehmen würde. In wenig Augen„blicken kamen sie zurück, und berichteten mir, daß sie alle „ihr Leben aufs Spiel gesetzt, und das Loos auf einen Neger, „der einen Theil meiner Ladung mit ausmachte, gefallen sey. „— Die kurze Zeit, welche sie zu dieser Verloosung ange„wendet hatten, und die geheimnißvolle Art, womit sie bey „der ganzen Sache zu Werke gegangen waren, flößte mir „einen starken Verdacht ein, daß der arme Aethiopier bey die„ser traurigen Gelegenheit nicht ganz ehrlich behandelt worden „war; allein nach einer kurzen Ueberlegung wunderte ich „mich, daß sie ihm noch die Ehre erzeigt, ihn als ihres „Gleichen zu behandeln. — Der unglückliche Schwarze, „der seine Bestimmung nur zu gut wußte, war bey der Hand, „und als er einen von diesen Kerls gewahr ward, der ein „Pistol lud, ihn umzubringen, stürzte vor mich nieder, und „bat mit Thränen, sein Leben zu retten. Zu seinem Unglücke „war ich kraftlos und unvermögend ihm zu helfen; sie schlepp„ten ihn an das Steuerruder, und schossen ihn in weniger als „zwey Minuten durch den Kopf. Nur eine kurze Zeit liessen

„sie

„sie ihn liegen, ehe er aufgerissen wurde, weil sie Willens „waren, seine Eingeweide zum Abendessen zu braten, wozu „schon ein grosses Feuer bereit war; allein einer von den be„sten Matrosen, James Campbell, dessen Begierde nach „Nahrung zu heftig war, riß die Leber aus dem Körper, und „verzehrte selbige ganz roh, obgleich das Feuer, wie ich schon „erwähnt habe, fertig war, sie zuzurichten. Der Unglück„liche büßte heftig für seinen Heishunger, denn er starb nach „drey Tagen in der größten Naserey, und ward den Morgen „drauf über Bord geworfen."

„Die Leute giengen mit dem Körper des Negers so „wirthschaftlich als möglich um, und setzten sich selbst auf „Portionen, die ihnen viele Tage lang Nahrung verschaften. „Als er aber beynahe verzehrt war, hörte ich sie sehr frey „über neue Mittel, diesen Mangel zu ersetzen, berathschlagen. „Das Resultat war, — mich umzubringen, ehe sie einander „selbst auffrässen. Man wird leicht glauben, daß, wenn ich „wenig Schlaf hatte, ehe ich ihren Entschluß wußte, dessen „noch weniger für mich übrig blieb, nachdem ich von ihrem „Vorhaben unterrichtet war. Nach dem Verhältnisse also, „wie des Negers Fleisch abnahm, wuchs meine Angst, und „mit jeder Mahlzeit, zu welcher sie sich setzten, sah ich mich „meinem Ende einen Schritt näher. In dieser Lage blieben „wir bis zum 28sten oder 29sten Januar, als der Steuermann „mit mehrerer Großmuth als ich wegen der letzten Unterhal„tung hoffen konnte, wieder an der Spitze der übrigen zu mir „kam, und mir sagte, daß, da der Neger nun schon seit ver„schiednen Tagen völlig verzehrt sey, und kein Schiff sich sehen

 „lasse,

„lasse, von welchem man auch nur den geringsten Schatten „von Hofnung erwarten könne, so wäre es nothwendig, wie„der zu loosen, — denn es sey doch besser einzeln, als alle „auf einmal zu sterben."

„Da ich sie völlig unlenkbar fand, und nur zu viel Ur„sache hatte, einige Hinterlist zu befürchten, wenn ich mich „nicht drein mengte, so versuchte ich es, mich im Bette in „die Höhe zu richten, foderte Feder, Dinte und Papier, und „rief sie alle in die Kajüte. Wir waren noch in allem sieben, „und die Loose wurden nun auf die nemliche Art gezogen, wie „bey der Lotterie zu Guildhall. Das Loos traf zwar nicht mich, „allein es fiel auf einen Namens David Flatt, den besten „meiner Leute, und den einzigen Mann, auf den ich einiges „Vertrauen setzen konnte. Das Schrecken bey dieser Ent„scheidung war groß, und die Vorbereitungen zum Tode fürch„terlich. Das Feuer brannte schon beym Steuerruder, und „alles wurde fertig gemacht, das unglückliche Opfer hinzurich„ten. Ein tiefes Stillschweigen herrschte unter der ganzen „Gesellschaft, und würde noch länger gedauert haben, hätte „nicht der Unglückliche, der ziemlich gefaßt schien, es selbst „auf folgende Art gebrochen: „Meine lieben Freunde und „Mitgefährten im Unglücke, sagte er, alles, was ich von „euch zu bitten habe, ist, daß ihr mich so geschwind umbringt „wie den Neger, und mich so wenig als möglich leiden lasset; „hierauf wendete er sich zu einem Namens James Doud, „(der den Neger erschossen hatte) und sagte, ich will, daß „Du mich erschiessest; dieser versprach es ihm sogleich, jedoch „mit augenscheinlichem Widerwillen, und nun bat jener noch

„um

„um eine kurze Zeit, sich zu seinem Ende zu bereiten, welches „ihm auch von der ganzen Gesellschaft willig zugestanden „ward, die im Anfang sogar geneigt schien, nicht auf die „Vollstreckung des Urtheils zu dringen, weil er von allen „sehr geschätzt ward. Allein einige Schlucke Wein unter„drückten bald diesen geringen Schimmer von Menschlichkeit; „jedoch, um ihm ihre Achtung zu bezeigen, entschlossen sie „sich, ihn bis um eilf Uhr am andern Morgen leben zu „lassen, in der Hofnung, daß die Vorsehung während dieser „Zeit irgend ein ander Mittel zu seiner Rettung zeigen wer„de, zugleich baten sie mich, ihm Gebete vorzulesen, und ver„sprachen, mit größter Andacht mitzubeten; ich war über „diese Wendung sehr froh, und ob ich gleich eben nicht sehr „geschickt zu dieser Arbeit war, so strengte ich dennoch alle „meine Kräfte an, und sahe mit Vergnügen, daß sie sich mit „ziemlicher Anständigkeit betrugen."

„Ich war von dem Lesen so abgemattet, daß ich einer „Ohnmacht nahe war, als ich mich niederlegte, unterdessen „hörte ich doch die ganze Gesellschaft mit dem unglücklichen Flatt „reden; sie sagten ihm nemlich, sie hoften, Gott werde einen „Weg zu seiner Rettung zeigen, und versicherten ihn, ob sie „gleich noch keinen Fisch weder gesehn noch gefangen hätten, „so wollten sie dennoch bey Anbruch des Tages alle ihre An„geln auswerfen, um alles mögliche zu versuchen, ihrem „Mangel abzuhelfen, und sein Schicksal zu lindern. Un„glücklicherweise wurde der arme Mensch gegen Mitternacht „völlig taub, und ungefähr um vier Uhr des Morgens war „er in Raserey. Als seine Cameraden seinen Zustand ge-

„wahr wurden, überlegten sie, ob es nicht menschlicher sey, „ihn sogleich umzubringen; allein der erste Entschluß, ihn „bis eilf Uhr des andern Morgens beym Leben zu lassen, „behielt die Oberhand, und sie giengen zur Ruhe, bis auf „einen, der die Aufsicht auf das Feuer hatte. Sie un„terliessen diese Vorsicht, bey allen ihren Ausschweifun„gen, nie.“

„Gegen acht Uhr des nächsten Morgens, als ich eben „in meiner Kajüte an das bevorstehende Ende des armen „Flatt dachte, der nur noch drey Stunden zu leben hatte, „traten zwey Matrosen mit Blicken voll Erwartung herein, „und berichteten mich, daß sie ein Seegel entdeckt hätten, „sie hielten es für ein grosses Schiff, und es schiene uns in „der vortheilhaftesten Direction, die wir nur wünschen könn„ten, zu erwarten. Die armen Leute fanden meine Be„fehle nunmehr ihrer Erhaltung so angemessen, daß sie „denselben mit größter Freudigkeit folgten, und ich hatte „verschiedenemale das unaussprechliche Vergnügen, sie auf „dem Verdecke für Freuden springen und ausrufen zu hö„ren: Es nähert sich, es wendet sich nach uns! Als „es wirklich sehr sichtbar näher kam, dachten sie auch an „ihren unglücklichen Gefährten Flatt, der aber völlig aus„ser Stande war, sich einen Begriff von seiner wunder„baren Befreyung zu machen. Allein mitten in ihren „freundschaftlichen, theilnehmenden Bemühungen um ihn „vergassen sie dennoch nicht, einen Freudentrunk in Vor„schlag zu bringen, — und nur mit der größten Mühe „konnte ich sie überführen, daß dieser Einfall bey unsrer

„trau-

„traurigen Lage sich gar nicht schicke. Meine Vorstellungen „hatten einigen Erfolg, und alle bis auf den Steuer„mann, der schon seit einiger Zeit sich dem viehischten „Grade von Trunkenheit überlassen hatte, liessen diesen „unzeitigen Einfall fahren.“

„Nachdem wir eine geraume Zeit mit ängstlicher „Beobachtung des Schiffes und seiner Bewegungen zugebracht „hatten, sahen wir endlich deutlich ein stark bemanntes „Boot gerade auf uns zu rudern, und nach einiger Zeit „langte es an der Seite unsers Schiffes an; allein unsre „Erscheinung war so fürchterlich, daß die Matrosen sich „mit Blicken voll Verwunderung auf ihre Ruder stützten, „und fragten was wir eigentlich wären? Nachdem wir „ihnen gehörige Nachricht gegeben hatten, kamen sie an „Bord, und baten uns, mit möglichster Eil unser elen„des Wrak zu verlassen, damit sie nicht von einem Wind„stosse übereilt würden, ehe wir ihr Schiff erreichen könn„ten. Da sie sahen, daß ich unvermögend war, selbst „ins Boot zu steigen, so gaben sie Seile her, mit denen „ich hinunter gelassen ward, meine Leute folgten, und „ich habe wohl nicht nöthig zu sagen, daß es mit der größ„ten Bereitwilligkeit geschah.“

„Als wir eben abstossen wollten, rief einer von „meinen Leuten, daß der Steuermann fehle; in der all„meinen Verwirrung war die Aufmerksamkeit eines Jeden „auf sich selbst gerichtet, und es war beynahe ein Wun„der, daß jemand sich seiner erinnerte. Er ward unter-

„dessen sogleich gerufen, und erschien endlich mit sichtba-
„rem Erstaunen über die Menge Volks, denn der Freu-
„dentrunk, welchen er in reichlichem Maasse zu sich ge-
„nommen, hatte alle Erinnerung bey ihm vertrieben.
„Nachdem wir ihn ins Boot genommen hatten, stiessen
„wir ab, und erreichten ungefähr in einer Stunde das
„Schiff, wo wir mit einer Menschenfreundlichkeit aufge-
„nommen wurden, die dem Capitain die größte Ehre
„macht; er war bey unsrer Ankunft mit allen Passagiers,
„aus einer Bewegung des Mitleidens sowohl, als der
„Neugierde auf dem Verdeck; allein unsre hohlen Augen,
„eingefallnen Wangen, lange Bärte und abgezehrten Ge-
„stalten machten solchen Eindruck auf sie, daß der Capi-
„tain, indem er mich mit vieler Höflichkeit selbst in seine
„Cajüte führte, für Schrecken zitterte, und Gott dankte,
„der ihn zum Werkzeuge unsrer Rettung auserseh[n] hätte.
„Der Name dieses großmüthigen Mannes war Thomas
„Evers, er führte das Schiff Susanna von Virginien
„nach London, wohin es eigentlich gehörte. Einige Tage
„vorher hatten sie selbst einen heftigen Sturm ausgestan-
„den, und ihr Vorrath an Lebensmitteln war nicht groß;
„allein der menschenfreundliche Capitain ließ sich hierdurch
„nicht abhalten, sich unsrer anzunehmen, ob er gleich
„durch diesen Zuwachs von sieben Personen in kurzer Zeit
„genöthigt ward, die ganze Mannschaft auf die Portion
„von zwey und ein halb Pfund Brod wöchentlich und täg-
„lich auf ein Quart Wasser und ein halbes Pfund gesalz-
„nes Fleisch zu setzen. So seegelten wir lange bey bösem
„Wetter, wovon das Schiff so leck ward, daß die Leute
„unauf-

„unaufhörlich pumpen mußten, und hoften immer einem Schiffe „zu begegnen, welches unserm Mangel einigermaassen abhel„fen konnte; allein wir sprachen nur einen Franzosen von „Cap François, der sich aber in eben so dürftigen Umständen „befand, als wir.“

Den andern Tag, nachdem Capitain Harrison auf der Susanna angekommen war, ward der Steuermann desselben, Archibald Nicolson, ein Opfer seiner Unmässigkeit, und starb; er hatte durch den Trunk seinen Magen so geschwächt, daß keine ordentliche Nahrung mehr darin blieb. Die übrigen von Harrisons Leuten waren sehr krank, und der unglückliche Flatt blieb sinnlos; nur zwey von ihnen waren bis zu ihrer Ankunft zu Dartmouth im Stande, einige Dienste zu thun.

Da Capitain Harrison das Schiff und die Ladung in Neuyork hatte assecuriren lassen, so hielt er es zum Besten der Eigenthümer für nothwendig, die nöthigen Anstalten zu ihrer Sicherheit zu machen. Er wendete sich deswegen bey seiner Ankunft in London sogleich an einen Notarius, und ließ die nöthigen Papiere und Atteste ausfertigen. Er gieng hierauf in dem Schiffe, die Hofnung, zurück nach Neuyork, um im Schoosse seiner Familie von dem ausgestandenen Elende auszuruhen.

W — rf.

VII.

Das Glück und das Unglück.

Eine Allegorie.

Das Glück und das Unglück, von der Vorsehung bestimmt, die Schicksale der Menschen zu ordnen, wurden nach dem Hause eines reichen phönicischen Kaufmanns geschickt, Namens Velas, der zu Tyrus wohnte. Das Glück, die älteste, schön wie der Morgen und angenehm wie der Frühling, nannte sich Raonia; ihre Schwester hingegen, das Unglück, war häßlich und mürrisch, und hatte den Namen Calara angenommen.

Velas hatte zwo Söhne, Philalethes und Aliger. Sie waren beyde zur Handlung bestimmt, dennoch hatten sie eine vortrefliche Erziehung erhalten, und von ihrer ersten Kindheit an in der genauesten Eintracht und Freundschaft gelebt. Die Liebe aber, vor welcher alle Neigungen der Seele wie die Furchen eines Schiffs auf dem Ocean verschwinden, bedrohete sie in einer unglücklichen Stunde mit Zwietracht, denn beyde wurden durch die Schönheiten der Raonia bezaubert. Die Nymphe betrug sich ganz so wie die Erdentöchter, und munterte bald diesen bald jenen auf; um aber eine bestimmte Erklärung zu vermeiden, so äusserte sie ihren Entschluß, nie zu heyrathen

rathen, es sey denn, daß ihre Schwester, von welcher sie ihrem Vorgeben nach unmöglich lange abgesondert seyn könnte, auch zu gleicher Zeit verheyrathet würde. Velas, dem die Leidenschaft seiner Söhne bekannt war, und der alles von ihrer Heftigkeit fürchtete, nöthigte sie, um den Folgen vorzubeugen, durch sein Ansehn, ihre Ansprüche aufs Loos ankommen zu lassen, nachdem sie zuvor einen feyerlichen Eid gethan hatten, diejenige Nymphe ohne Widerrede zu heyrathen, die ihnen zufallen würde. Die Loose wurden gezogen, und Raonia ward die Frau des Philalethes, so wie Calara dem Aliger zufiel.

Bald nach der Hochzeitfeyer starb Velas, nachdem er seinem ältesten Sohn, Philalethes, sein schönes Haus nebst dem größten Theil seines sehr ansehnlichen Vermögens vermacht hatte. Dieser Erbe war zugleich der glücklichste Ehemann. Die muntere Gemüthsart und die bezaubernden Schönheiten seiner Frau entzückten ihn; er kleidete sie in Gold und Silber, und gab ihr Kleinodien von unschätzbarem Werthe. Er ließ für sie einen Palast im Walde bauen, und ganze Ströme in seine Gärten leiten, deren Ufer mit Tempeln und Pavillons geziert waren. Er gab den Edlen des Landes die prächtigsten Feste, wobey ihre Ohren durch Musik, und ihre Augen durch glänzende Gegenstände bezaubert wurden. Seine Anverwandten aber sahe er wie Fremde an, und die Gespielen seiner Jugend schien er gar nicht mehr zu kennen. Auch

seinen Bruder konnte er nicht mehr leiden, und endlich befahl er gar, daß man ihn nicht mehr ins Haus herein lassen sollte.

Da aber ein Fluß, wenn er gleich noch so ansehnlich ist, sich in den Thälern verliehrt, wenn er nicht durch Ufer aufgehalten wird, so muß sich auch der Strom des Glücks verliehren, wenn er nicht durch Oeconomie begränzt wird. In wenig Jahren war das grosse Vermögen des Philalethes durch Ausschweifungen verschwendet, seine Waarenlager waren leer, und was ihm noch übrig blieb, fiel in die Hände unbarmherziger Gläubiger. Er wandte sich um Unterstützung zu den Edlen und Vornehmen, die er oft so köstlich bewirthet und mit Geschenken überladen hatte; seine Stimme bey ihnen aber war ganz wie die Stimme eines Unbekannten, und man erinnerte sich nicht, je sein Gesicht gesehen zu haben. Die Freunde, die er ehedem vernachlässigt hatte, achteten ihn jetzo auch nicht, seine Frau überhäufte ihn mit Schmähungen und floh ihn endlich, um sich auf ewig zu entfernen. Dennoch war sein Herz so sehr von ihren zauberischen Reizungen gefesselt, daß er ihr nacheilte und zu bleiben beschwor. Allein vergebens. Sie riß sich von ihm los, und zwar mit solcher Eilfertigkeit, daß ihre Larve abfiel, und ihm einen häßlichen verunstalteten Kopf mit grauen Haaren entdeckte.

Was nachher aus ihm wurde, meldet die Tradition nicht mit Gewißheit. Man glaubt, daß er nach

Egyp-

Egypten floh, und daselbst von den Almosen einiger Freunde lebte, die sich seiner erbarmet hatten, und daß er bald darauf im größten Elende starb.

Wir wollen nun sehen, was Aliger that, der von seinem Bruder Philalethes, wie oben gesagt, aus dem Hause verbannt wurde. Calara, so unleidlich sie seinem Herzen, und so sehr sie in seinen Augen ein Greuel war, verließ ihn keinen Augenblick. Sie war seine beständige Begleiterin auf allen seinen Schritten. Er erhielt Nachricht, daß sein am reichsten beladenes Schiff von einem sardinischen Seeräuber genommen, daß ein anderes an die lybischen Ufer gescheitert wäre, und daß der Wechsler, dem er den größten Theil seines baaren Geldes anvertraut hatte, nach Sicilien entflohen sey. Er sammlete nunmehr die kleinen Ueberbleibsel seines Glücks, verließ Tyrus, und wurde von der Calara durch nie betretene Wüsteneyen und öde Gegenden zu einem kleinen Dorf geführt, das an dem Fuß eines Berges lag. Hier schlugen sie ihre Wohnung auf und lebten eine Zeitlang ohne Unruhe. Calara, um sein ausgestandenes Leiden etwas zu vergelten, milderte die Strenge ihrer Blicke, gab ihm die heilsamsten Rathschläge, entwöhnte sein Herz von der unmässigen Neigung zu irrdischen Dingen, und lehrte ihm die Götter zu verehren und sein ganzes Vertrauen und Glückseligkeit auf ihren Schutz zu setzen. Sie flößte seiner Seele die sanftesten Empfindungen ein, machte ihn bescheiden und demüthig, lehrte ihm das Unglück seiner Ne-

benmenschen bemitleiden, und ihnen nach seinen Kräften beyzustehn.

Endlich erhob sie eines Tages ihre Stimme und sagte: „Ich werde gewöhnlich von den Göttern zu denen geschickt, „die sie lieben; denn durch meine strenge Behandlung führe „ich sie nicht allein zu künftigem Glück, sondern bereite sie „auch vor mit desto grösserer Lust alle gemässigten Lebens„freuden zu geniessen. So wie die Spinne beym Angriff „ihre Zuflucht zu ihrem innersten Gewebe nimmt, eben so „zieht auch die Seele die ich betrübe, ihre wandernden „Gedanken zusammen, und flieht nach Glückseligkeit in sich „selbst zurück. Ich war es, welche die Charactere des „Socrates, des Cato und Timoleon zu einer so göttlichen „Höhe brachte, und sie allen künftigen Jahrhunderten als „Muster aufstellte. Naonia, meine lächelnde aber verrä„therische Schwester, ist niemand anders als das Glück „selbst. Nur zu oft überliefert sie diejenigen, die sie ver„führt hat, an ihre grausamen Trabanten, die Angst „und Verzweiflung, um von ihnen gegeisselt zu werden, „während daß ich, das Unglück, nie unterlasse diejeni„gen, die von mir belehrt seyn wollen, zu den ange„nehmen Wohnungen der Ruhe und Zufriedenheit zu „führen.“

Aliger hörte ihre Worte mit Erstaunen und grosser Aufmerksamkeit an, und da er sie dabey starr ansahe, so schien ihre Ungestalt sich nach und nach zu verringern.

Seine

Seine Abneigung zu ihr verlohr sich allmählig und gieng in Hochachtung über, so daß er sich ganz ihrer Leitung überließ. Sie wiederholte ihm oft die weise Maxime eines griechischen Philosophen: „daß diejenigen, welche die we„nigsten Bedürfnisse haben, den Göttern am nächsten „kommen, welche gar nichts bedürfen.“ Sie ermahnte ihn, seine Augen auf die vielen Tausende zu werfen, die im Unglück unter ihm wären, anstatt die wenigen anzugaffen, die mit Pomp leben; und die Götter nicht um Reichthümer und Ehrenstellen zu bitten, sondern um ein tugendhaftes Herz, ein ruhiges tadelfreyes Leben und einen Tod voll grosser Hofnungen.

Sie fand zwar, daß er von Tag zu Tag ruhiger wurde, allein daß dennoch ihr Anblick ihm keine Liebe einflössen, so wenig als ihre Gesellschaft ihn ergötzen konnte. Dieses vermochte sie endlich ihm folgende Anrede zu halten:

„So wie Gold durch das Feuer gereinigt und verfei„nert wird, so wird das Unglück durch die Vorsehung „gesandt die Tugend der Sterblichen zu versuchen und zu „verbessern. Der Endzweck ist bey dir erreicht und meine „Pflicht ist erfüllt. Ich verlasse dich nun und gehe um von „meinem Auftrag Rechenschaft abzulegen. Dein Bruder, „zu dessen Loose meine Schwester, das Glück fiel, und „dessen Zustand du so sehr beneidet hast, hat endlich den „Irrthum seiner Wahl erfahren, und ist jetzt, eben da ich

„mit dir rede durch den Tod von seinem höchst elenden Le„ben befreyet worden. Glücklich ist es für dich, Aliger! „gewesen, daß Calara zu deinem Loose gefallen ist. Wenn „du dich ihrer gehörig erinnerst, so wird dein künftiges Leben „ehrenvoll und dein Tod glücklich seyn."

Mit diesen Worten entschwand sie seinen Augen. Aber obgleich ihre Züge in diesem Augenblicke anstatt wie gewöhnlich Abscheu zu erregen, vielmehr eine schmachtende Schönheit darstellten, so konnte dennoch Aliger ohngeachtet aller Anstrengungen seines Geistes es nicht dahin bringen sie zu lieben. Er bedauerte weder ihre Abreise, noch wünschte er ihre Rückkehr. Allein so lieb ihm ihre Abwesenheit auch war, so waren ihre Rathschläge doch in sein Herz gegraben, und in Befolgung derselben wurde er glücklich. Er gieng nach Tyrus zurück und fieng wieder an zu handeln, erlangte in kurzer Zeit ein zum wahren Genuß des Lebens hinreichendes Vermögen, womit er sich ein Landguth kaufte, um daselbst den Ueberrest seiner Tage zuzubringen. Hier beschäftigte er sich mit Feld- und Gartenbau, unterdrückte alle unordentliche Leidenschaften, und bildete seine Seele ganz nach den Lehren der Calara. Er erlebte ein hohes Alter und starb geehrt und bedauret. Sein Lieblingsaufenthalt war eine Eremitage im Garten gewesen, unter einem Gewölbe von Bäumen mit Myrthen und Amaranthen eingefaßt; an dieselbe stieß ein Bad, gebildet von einer Quelle, die aus einem Felsen sprang. Ueber dem Eingange las man folgende Inschrift:

Die Freyheit wohnt in diesem Moosgewölb und ihre Hausgenossen
sind Wahrheit, Tugend, Gnügsamkeit: O! sprich
der du verachtend nahst! Wenn? Wo? empfängt in Schlen reicher Grossen,
solch einer Wirthin Hand, und solch ein Umgang dich?

L. N.

VIII.

Cromvels Enkelin.

Eine nie gedruckte Anecdote.

In dem Gefolge der noch lebenden englischen Prinzessin Amalia, Tante des jetzigen Königs, befand sich noch vor wenig Jahren eine Enkelin des grossen Oliver Cromvel, als Hofdame, unter dem Namen Miß Russel, die ganz den hohen Geist ihres Großvaters geerbt hatte. Wie bekannt, wird der 30ste Januar, als der Hinrichtungstag Carls I. noch immer in England gefeyert. Einst kam an diesem Tage, der Vater des jetzt regierenden Königs, der damals Prinz von Wallis war, zur Prinzessin, und fand Miß Russel beschäftigt, den Anzug ihrer Gebieterin in Ordnung zu bringen. Der Prinz wandte sich darauf zu ihr, und sagte scherzhaft: „Schämen sie sich Miß Russel!

„Warum

„Warum sind sie heute nicht in der Kirche gewesen, um „sich durch Thränen und Bussethun wegen der Sünden „zu demüthigen, die ihr Großvater an diesem Tage begangen hat?“ „O gnädiger Herr!“ erwiederte Miß Russel, „ich dächte als Enkelin des Oliver Cromvel wäre ich „genung durch meine jetzige Beschäftigung gedemüthigt, da „wie sie sehen, ich ihrer Schwester Schleppe aufstecken muß.“ Der Prinz nahm diese Antwort gar nicht übel, sondern erzählte sie lachend bey Hofe.

A.

Weissenfels,

gedruckt bey Caspar Simon Ifens sel. Erben.

Avant - Coureur.

1785.

Von diesem Zeitungsblatte, oder Eilboten, erscheint wöchentlich eine Nummer, bisweilen, wenn der Vorrath es erheischt, erscheinen zwey Nummern. Der Preis ist jährlich in Strasburg neun Livres, oder ein und ein halber Laubthaler. Man wendet sich gerade an die akademische Buchhandlung unter Couvert Herrn Müllers des ältern in Kehl, oder in Sachsen und weiter in Norden, an G. J. Göschen, wohnhaft im neuen Petrino in Leipzig. An diesen, oder auch an die akademische Buchhandlung kann man auch alle Bestellungen französischer Bücher gelangen lassen, und versichert seyn, meistens binnen vier Wochen, mit sehr geringen Kosten das Begehrte zu erhalten; indem erwähnte akademische Buchhandlung das ganze Jahr hindurch jede Woche alle neue Schriften erhält, welche in Paris und dem übrigen Frankreich heraus kommen, und das, was sie nicht vorräthig hat, durch ihre Correspondenz sehr bald um billige Preise herbeyschaffen kann.

Um von der Absicht des *Avant Coureur* eine richtige Vorstellung zu erwecken, wird hier die Vorrede zu No. I. abgedruckt.

„Erschrecken Sie nicht. Die Zahl der Journale soll durch dieses Blatt nicht vermehret werden. Es ist nur ein Zeitungsbote, ein französischer Eilbote, der wöchentlich ausgeschickt wird, um ohne den mindesten Aufwand von Gelehrsamkeit, ohne einige Prätention an irgend ein schriftstellerisches Verdienst, nur die Titel der neuesten französischen Produkte herum zu tragen. Er soll gar keinen Anspruch an Aufklärung des Menschengeschlechts machen. Das ist der Schriftsteller Sache. Und

wohl dem, der nach Schlosserischer Vorschrift aufklärt! — Nur die Titel der Bücher, klein oder groß, schon gedruckt, oder noch unter der Presse, gut und schlecht, wie sie erscheinen, aber noch kaum von der freyen Luft getrocknet, samt dem Preise und Inhalt — das ist alles was er bringen soll. Bisweilen eine kleine Nachricht, aus der gelehrten Pariser Welt, oder wenn sonst etwas die Leser interessiren kann. Aber so ganz bescheiden nur für das erste Bedürfniß der Neugierde. Die Zeit ist nicht vortheilhaft gewählt, um dieses Blatt anzufangen; die volle litterarische Ernte ist des Winters. Im Sommer und Herbste, wo meistens die grosse und kleine Welt auf dem Lande zerstreut ist, findet der Buchhändler sein Interesse nicht dabey, seine neue Waare auszulegen. Und der Pariser Schriftsteller, dessen Werke nicht nach der Lampe riechen dürfen, sucht nun in freyer Luft, im Angesicht der Natur seinen Geist zu erweitern, seine Ideen zu entwickeln, seinen Geschmack zu bilden und das beym Kaminfeuer gedachte, an der Sonne zur Reife zu bringen.

Wenn also jetzt an Mannigfaltigkeit und Wichtigkeit etwas abgehet, so wird im Winter der Vorrath desto reicher seyn.

Man bittet bey Bestellungen dieses Blattes zu melden, ob man solches wöchentlich durch die reitende Post, oder monatlich durch die fahrende, oder gelegentlich, aus Strasburg verlangt. In den ersten beiden Fällen tragen die Liebhaber das Porto von Strasburg aus bis an den Ort ihres Aufenthaltes. Alle vier bis sechs Wochen hat man Gelegenheit von Strasburg bis hieher.

Ankündigung:

Da beynah jeder Stand seinen eigenen Almanach und den nicht ohne Vortheile hat, nur der Stand der Prediger nicht; so haben wir uns entschlossen nächste Michael-Messe einen

Almanach für Prediger auf das Jahr 1786

zu liefern und die Besorgung einem Mann übertragen, der als Schriftsteller rühmlichst bekannt ist, und würdige Gelehrte zu Mitarbeitern hat. Der Inhalt wird folgender sein:

1.) An Statt der unbedeutenden Namen der Heiligen werden die Namen verdienstvoller Prediger aus allen Ländern gesezt.

2.) Wird die neueste Kirchengeschichte getreu und unpartheiisch erzählt.

3.) Werden Pastoralbemerkungen, Amtsvorfälle, Entdeckungen, Verbesserungen, Beyträge zur Volksaufklärung und überhaupt das folgen, was Zweckmässig ist.

Prediger die sich nicht viele Journale anschaffen können oder wollen, werden hier in einer gedrängten Kürze das Merkwürdigste beysammen finden, und den Zustand der Kirche übersehen können.

Weissenfels, den 28. Julo 1785.

Caspar Simon Ifens
sel. Erben.

Litteratur und Völkerkunde.

III.

September. 1785.

I.

Elegie
auf
Friederike Charlotte Bause,
im Namen zwey ihrer Freundinnen
D. und W.

Von Herrn Kreissteuereinnehmer Weisse.

Oh! ſhe was gentler than the dove;
Her face than May-born flow'rs more fair;
Her eyes diffus'd the light of Love,
Mild were her manners, ſoft her air.
So many charms to one aſſign'd,
Or ſo much virtue with ſuch ſweetneſs join'd!

So iſt denn dies von jenen ſüſſen Abendſtunden,
Wo zu dem fröhlichen Genuß
Des trauten Umgangs uns der Freundſchaft Glück verbunden,
Der unerwartete, feindſelige Beſchluß?

Von den vier Blüthen, die der Lenz von ihren Tagen *)
Vereint — noch mehr der Herzen Sympathie,
Sinkt von des Todeshand die schönst' jetzt abgeschlagen,
Entblättert in den Staub, und sie verwelkt so früh!

Sie, unsre liebste, ja, von unsern Blumen allen
Die lieblichste der ganzen Lindenflur,
Der Jugend Stolz und Neid, des Alters Wohlgefallen,
Ein schönes Ideal der bildenden Natur.

Das holde Mädchen! ihrer Aeltern Augenweide;
Das Muster schwesterlicher Zärtlichkeit!
Für jeden, wer sie sah und wer sie hörte, Freude,
Sie, ganz jungfräuliche Vollkommenheit! — —

Wofür ach! wurden dann die sanften Rosenwangen
In jedem Zug mit so viel Reiz geschmückt?
Wofür die Grazie, des Jünglings heiß Verlangen
Und Sehnsucht, diesem Mund so blühend aufgedrückt?

Und warum lächelte durch diese Augenlieder
Der holde Blick in stetem Sonnenschein?
Ja, wofür kleidete die Schöpfung diese Glieder
Ins glänzende Gewand des reinsten Aethers ein?

Doch Schönheit, Reiz, Gestalt, noch für die Erdensöhne
Ein herrlich Schauspiel, so wie diese Welt,
Mit jeder schimmernden und zauberreichen Scene
Zur Lust der Sinnen uns ein Weilchen dargestellt;

Schön

*) Die jüngere Madame Dyk, Mademoiselle Weisse und die beyden Demoiselles Bause, waren kurz vor diesem traurigen Zufall übereingekommen, sich alle Wochen einmal an einem bestimmten Tage zu versammlen. Diese Zusammenkunft von vier höchstliebenswürdigen jungen Frauenzimmern hatte auch einigemal statt gefunden, als der Tod sie trennte.

A. d. H.

Schön ist die Rose, die in vollem Purpur glühet,
Und schön ein Stern am blauen Firmament,
Nichts aber mehr, wenn er verlischt, und sie verblühet:
Doch hier! warum so viel Verstand, Herz und Talent? — —

Seht sie, die Holde dort in vollem Jugendglanze,
Wie strahlet sie im prächt'gen Saal hervor?
Gleich einer Grazie schwimmt sie in edlem Tanze,
Tritt auf die Luft und steigt auf ihr empor.

Hört! ihre sanfte Hand rührt jene Silbersaiten!
Noch mehr — sie rührt der Glocken Harmonie,
Die aufgeweckt von ihr mit Himmelsstimmen streiten,
Wo noch so tief kein Werk der Tonkunst drang, als sie.

Ein traurig klagendes Adagio entsteiget
Dem todten Stoff, und es schmilzt unser Herz,
Und selbst Terpsichore, gerührt, horcht auf und schweiget,
Und auf die Cyther fließt der nassen Augen Schmerz. ⸗ ⸗ ⸗

Doch unsre Freundin hebt uns noch zu höhern Sphären,
Und stimmt den feyernden Choral jetzt an,
Und Engel neigen sich herab, um zuzuhören.
Die Andacht hebt entzückt die Hand und betet an!

Ihr Auge glänzt empor und ihre Wangen glühen —
Die Freundschaft bebt, daß in dem Seelenblick
Die Töne ihren Geist mit auf zum Himmel ziehen,
Und ruft zur Erde sie voll Zärtlichkeit zurück. ⸗ ⸗ ⸗

Komm, süsses Kind, in unsern Arm zurück und kühle
Die Gluth, die schon in dir zum Himmel brennt,
Laß unsre Liebe dir noch gnügen und — ach! fühle
Noch erst der Erde Glück, eh man dich jenem gönnt!

In deinem Beyspiel laß uns noch der Tugend Lehren,
Das im Gewand der Schönheit mehr gefällt,
Im freundlichen Gespräch uns noch die Weisheit hören,
Die in der Anmuth Kleid die sichre Palm' erhält. —

O! welche Tugend wohnt in dieser feinen Seele!
Wie unverfälscht ist, was sie denkt und spricht!
So wie das Ebenmaas der Glieder, ohne Fehle,
Und so unschuldig, sanft und mild, wie ihr Gesicht. —

Glücksel'ger Jüngling! den, sie einst in Arm zu schliessen,
Das Glück der Lieb' und Hymens Gunst ersehn!
Wo ist der, der so vieler Tugend zu geniessen,
Verdient, als Jüngling so, wie du, als Jungfrau schön?

Wo sind die Fesseln sanft genug dich einst zu binden?
Wo ist der Ring g'nug köstlich? wo der Schmuck
Als Braut, dich einst zu zieren? wo, den Kranz zu winden,
Für dies dein blondes Haar — die Blumen reizend g'nug?

Ach, nirgends! — nicht geschenkt warst du uns, nur geliehen!
Der Himmel, der dich schon uns wieder nimmt,
Zeigt uns, wie schön die sind, die er sich zu erziehen
Frühzeitig reifend fand, und früh sich schon bestimmt. —

Kein Opfer reicht dahin, uns sie noch zu erhalten,
Das wir ihm gern hier würden zugestehn;
Umsonst des Vaters Angst, der Mutter Händefalten,
Der Schwester Thränenfluth, der Freundschaft zärtlich Flehn!

Mit jenem scharfen Nord, der manches Blümchen knickte,
Das die Empfindsamkeit zur Winterlust
Sich mühsam auferzog und treu bewahrt, ach! drückte
Der Tod den giftgen Pfeil dir in die zarte Brust. —

Sie

Sie sank dahin, die Gluth, die in den Adern wühlte,
War ihrer Liebe minder fürchterlich,
Als daß sein Bogen auch nach ihrem Julchen zielte,
Der holden Schwester, die sie mehr geliebt, als sich ...

Er fehlte: noch ein Trost dem liebensvollen Herzen,
Daß sie von ihr, schon der Genesung nah,
Ob gleich ein Raub der tiefsten schwesterlichen Schmerzen,
Des Todesfeld allein sich überlassen sah.

Sie sahs und zagte nicht, und daß sie auf der Erde,
So wie an jeglicher Vortreflichkeit,
Uns an Geduld und Muth ein edles Beyspiel werde,
Kämpft sie den Kampf, und siegt auch fallend in dem Streit.

Ihr Geist schwingt sich empor, umgeben vom Gedränge
Der Engel, die sich freun ihn zu empfahn,
Und stimmt voll Harmonie in ihre Lobgesänge
Noch schönre Lieder, als sie hier gesungen an! —

Uns Freundin! die wir hier auf deinem Grabe weinen,
Wird deine Tugend unvergessen seyn,
Und jährlich, bis wir wieder uns mit dir vereinen,
Soll unsre Zärtlichkeit mit Veilchen es bestreun! — —

Doch du, der manchen Werth durch deines Griffels Stärke
Der Grabes Nacht entriß, wenn Bitten gilt,
Gieb uns, o Bause, noch das schönste deiner Werke,
Ein, deiner Tochter gleich, ganz deiner würdig Bild!

Leipzig, den 18. März 1785.

II.

Das karaibische Denkmal.

Die Karaiben, welche die Provinz Terra Firma in America bewohnen, sind in verschiedene Völkerschaften eingetheilt, die alle beynahe eine Sprache reden, und einerley Sitten haben. Die Nation der Oyachikas, die einen Theil dieses Volks ausmacht, zeichnet sich vor den andern durch die gewissenhafteste Beobachtung ihrer Gelübde aus, und ein jeder Hausvater hat seinen eignen Schutzgott, den er unter der Gestalt irgend eines Thieres verehrt. Damit sie nun beständig ein Bild der Gottheit vor den Augen haben, ist es bey ihnen gebräuchlich, die Felle der zu Hausgöttern angenommenen Thiere auf das ehrerbietigste aufzubewahren. An diese Felle richten sie nun alle ihre Gelübde und Gebete, und ein jeder ihrer Jäger oder Krieger trägt stets eines derselben bey sich, in der besten Hofnung, sich durch diesen Talisman vor allen Fährlichkeiten zu sichern.

Ein Wilder, der Matabekbé — in ihrer Sprache so viel als Tigerkatze — hieß, wählte das Thier dieses Namens zu seinem Beschützer, und gieng dem gewöhnlichen Gebrauch zufolge seit diesem Zeitpunkt weder auf die Jagd noch sonst irgend wohin, ohne an seinem Gürtel das Fell dieses Thieres bey sich zu tragen. Eines Tages, da er mit neunzehn andern Kriegern, einen Feind zu überfallen, unterwegens war, redete er seine Gefährten mit folgenden Worten an:

„Ihr

„Ihr wißt, meine Freunde, daß wir schon längst keine
„Rache wegen der an unsern braven Landsleuten verübten
„Beleidigungen und Grausamkeiten haben nehmen können;
„laßt uns daher einander zuschwören, nicht eher wieder zur
„Ruhe in unsre Hütten zurück zu kehren, bis wir unsre
„Hände im Blut der Frevler gebadet, und so die uns zuge-
„fügte Schmach abgewaschen haben werden.“ —

Alle gaben diesem Entschluß Beyfall; das Gelübde wurde abgelegt, und sie setzten ihren Weg fort, fest entschlossen sich siegend zu rächen oder zu sterben. Ach! der unglückliche Matabekbé sahe nicht vorher, daß dieses unselige Gelübde, die gänzliche Niederlage des Häufchens, welches er anführte, den Tod aller derjenigen, die ihm am theuersten waren, und eine allgemeine Trauer seines Volks bewirken würde.

Die durch ihr Gelübde mit neuem Muth beseelten und sich unüberwindlich dünkenden Oyachikas vernachläßigten zu sehr die bey einem solchen Fall höchstnöthige Vorsicht. Sie wurden ausgekundschaftet. So bald ihre Feinde ihre geringe Anzahl erfuhren, griffen sie zu den Waffen, und legten sich weit stärker wie ihre Gegner an einen Ort, wo diese durchaus vorbey kommen mußten, im Hinterhalt. In eben dem Augenblick, da es die Oyachikas am wenigsten vermutheten, wurden sie von einem Hagel von Pfeilen begrüßt; ein gräßliches Geschrey durchtönte die Luft, und von allen Seiten stürzten ihre Feinde mit schwarzbemalten Gesichtern, die Keule in der Faust hervor, und brachten sie bald vollends in Unordnung. Alle wurden getödtet, nur der Anführer des

Häufchens allein rettete sich in eine enge und tiefe Felsenkluft, bey welcher ein kleiner Bach vorbey rieselte.

Hier überließ sich der unglückliche **Matabekbé** ganz dem Nachdenken über die abscheuliche Lage, worin er sich befand. — „Die tapfern Oyachikas — sagte er zu sich „selbst — sind gefallen, ohne einen Pfeil auf ihren Feind ab„schiessen zu können, und ich bin in den Bauch dieses Felsens „versteckt. Den Vögeln der Nacht ähnlich, scheue ich den Tag. „Unglücklicher! was wirst du thun? — Kannst du, nach „dem Schwur, den du abgelegt hast, ohne Blut zu deinem „väterlichen Dache heim kehren? — Würdest du wohl bey „deiner Zuhausekunft von etwas anders erzählen können, als „von deiner schimpflichen Flucht und deinem dunkeln Aufent„halt?“ — Nun wandte er sich zu seinem Tigerkatzenfell — „O mein Schutzgott! rief er aus, warum hast du mich „der Wuth meiner Feinde entrissen? warum liessest du mir „nicht das Schicksal meiner Kameraden mit ihnen theilen? „Nimm mir das Leben, ich beschwöre dich darum! befreye „mich von der Qual, länger an mein schreckliches Schicksal „zu denken!.... Aber nein, ich muß erst mein Gelübde „erfüllen, muß das Blut meiner Mitbrüder rächen!... „Ha! vielleicht wird mir dieser süsse Wunsch noch diese Nacht „gewährt. Die Feinde, berauscht von Freude und von Ver„gnügen trunken, werden meiner nicht gewärtig seyn. Ich „werde wohl so glücklich seyn, einige von den andern abgeson„dert zu finden, an welchen ich meine Wuth auslassen kann; „nur dieser Wunsch werde erfüllt; Gefangenschaft und der „grausamste Tod sollen mir nachher gleichgültig seyn.“ —

So

So entstand schneller Entschluß in der Seele dieses Wilden. In eben dem Augenblick verließ er seinen Schlupf- winkel, und bemerkte, daß die dicke Nacht, die ihn ringsum umgab, seinen schwarzen Vorsatz nur noch mehr belebte. Die Feinde hatten sich mit ihrer gemachten Beute zurück bege- ben; er nahm daher seinen Weg gerade nach ihrem Dorfe zu. Aber die Dunkelheit und seine in größten Aufruhr gesetzten Sinne machten, daß er sich verirrte. Er gieng die ganze Nacht fort, ohne eine Hand vor Augen sehen zu können. Bey Anbruch des Tages bestieg er eine Anhöhe, um die Ge- gend zu beschauen, in welcher er sich befand; und nun gerieth er auf die Vermuthung, daß er seinen Weg zu weit linker Hand gelassen haben müßte. Dieser Irrthum verursachte, daß er nur noch mehr die rechte Strasse verfehlte; je weiter er gieng, je weiter entfernte er sich von seinen Feinden. End- lich ward er gewahr, daß er sich geirrt hatte, und nun wollte er wieder von neuem umkehren. Aber den folgenden Tag wurde der Himmel so dunkel, daß er keinen Gegenstand auf seinem Wege mehr unterscheiden konnte. Funfzehn Tage hinter einander herrschte die nemliche Dunkelheit, und alle Bäche und Flüsse flossen von der Menge des gefallenen Re- gens über. Bald folgte er einer Kette von Bergen, bald gieng er längs dem Ufer eines Flusses hin, und immer fand er sich am Ende durch ungeheure Seen und Moräste aufge- halten. Drey ganzer Monate lang durchirrte er Wälder und unermeßliche Wüsteneyen, schwamm durch Flüsse und watete durch die größten Sümpfe. Wenn er nicht mehr jagen konnte, sahe er sich genöthiget, von wilden Früchten und Wurzeln zu leben. Von Hitze und Müdigkeit schon halb todt, quälten

ihn noch eine Menge Insekten, so bald er sich nur an einem schattigten Ort zur Ruhe niederlegte. Oft wurde er von wilden Thieren angefallen, und nur der Güte seines Bogens und seiner Geschicklichkeit, sich desselben zu bedienen, dankte er seine Erhaltung. Jede Minute, die er schlief, lief er Gefahr gefressen zu werden, und unaufhörlich sah' er sich dem giftigen Biß der Skorpionen, Schlangen und andrer Ungeziefer ausgesetzt. Er kam in trockne Gegenden, wo er nicht einen Tropfen Wasser zu seiner Erquickung fand; kurz die ganze Natur schien sich gegen sein Daseyn verschworen zu haben. — Einst da er das letzte rohe Stück Wildpret verzehrte, riß seine Geduld vollends; er sahe rings um sich her, ob er nicht irgend wo ein Thier erblicken könnte, welches vom Hunger getrieben seine Mahlzeit mit ihm theilen wollte. Alle seine Hofnung, seine Seufzer und Thränen waren vergebens; überall erblickte er nichts als stumme, unempfindliche Zeugen seiner Verzweifelung. Sanftmüthige und zahme Thiere flohen vor ihn, und die übrigen näherten sich nur um ihm Schaden zuzufügen. —

Ohngeachtet aller dieser Unfälle blieb Matabekbé doch immer gesund. Die Stärke seines Temperaments machte, daß er allem widerstand. Wuth und Verzweifelung ergriffen ihn, da er keinen seiner Feinde antraf, und auch nicht wußte, nach welcher Seite er sich wenden sollte, um den Weg zu ihrem Wohnplatz zu finden. Er schwur daher, sich nicht aus den nordwestlichen Gegenden zu entfernen, und sein altes Gelübde in dem ersten Dorfe, welches ihm aufstossen würde, zu erfüllen. Acht Tage verflossen seit diesem neuen Entschluß,

ohne

ohne daß er wußte, wo er sich befand. Aber am neunten ward er einen Fußsteig gewahr, und erkannte, daß ihn solcher gerade nach seinem väterlichen Dorfe zuführte.

„Allmächtige Götter!“ — rief er bey diesem Anblick aus — „was für Greuel laßt ihr mir vorher „sehen! Es ist nicht mehr Zeit, darüber nachzudenken; „ich bin gezwungen, einen meiner Brüder zu ermorden!... „Welch ein Schauer ergreift mich? ... ich bin ausser „mir! ... Ach! ich war in dem Vorsatze ausgezogen, „das Blut meiner Freunde zu rächen, und nun bin ich „bereit, es selbst zu vergiessen. Unsterbliche Wesen! sind „denn so grausame Gesetze zur Regierung des Weltalls „nothwendig? Umsonst war ich bis heut ein Verehrer „der Tugend, und doch soll ich als ein Verbrecher sterben! „Ach! was ist doch wohl Tugend?“ —

Unser Wilde war nicht mehr als nur noch eine halbe Tagereise von seinem Dorfe entfernet. Er gieng langsam fort; dann und wann machte er Halte, und mehr als einmal war er schon im Begrif umzukehren; aber seine Vorurtheile zwangen ihn beständig seinen Weg vorwärts zu nehmen. Der Gedanke an die That, die er zu begehen eben im Begrif war, beunruhigte ihn so sehr, daß er beynahe alles Bewußtseyn verlohr. Indessen setzte er doch immer seinen Weg mit kurzen Schritten fort. Hier wollen wir ihn auf einen Augenblick verlassen und sehen, was sich während seiner Abwesenheit in seiner Heimath ereignete.

Die Bundesgenossen oder Freunde der Oyachikas erfuhren zuerst die Niederlage des unter Matabekbe's Anführung

rung abgeschickten Haufens, und thaten es dem Kaziken des Dorfes kund. Diese Zeitung erweckte eine allgemeine Bestürzung; eine geraume Zeitlang hörte und sahe man nichts als Seufzer und Thränen, und schon glaubte man durchgängig, daß kein einziger der Wuth der Feinde entronnen sey. Matabekbe hatte eine Schwester, die er zärtlich liebte, und von ihr eben so sehr wieder geliebt wurde. Seit jener unglücklichen Nachricht gieng sie täglich ihrem Bruder auf dem Wege entgegen, wo sie ihm das letzte Lebewohl gesagt hatte. Auf ihrem Rückwege pflückte sie jedesmal allerley Früchte, und überbrachte sie ihrem Vater und ihrer Mutter, die beyderseits sehr alt und über den Verlust ihres Sohnes untröstlich waren. Dieses liebevolle Betragen gegen die Urheber ihrer Tage sowohl als ihre Sanftmuth, ihre Schönheit und ihre übrigen treflichen Eigenschaften machten, daß sie von allen ihren Nachbaren und Bekannten geschätzt und geliebt wurde.

Das Schicksal wollt' es so, daß diese liebenswürdige Schwester das erste menschliche Wesen seyn mußte, welches dem Matabekbé begegnete. Gott! welch ein Schauer durchdrang ihn, da er sie erblickte! Seine Zunge stockte, sein Haar hob sich, seine Knie zitterten, fast wär' er zu Boden gesunken. In eben diesem Augenblicke ward auch seine Schwester ihn gewahr; sie erkannte ihn, ließ ihr Körbchen fallen, und blieb staunend stehen. Beyde sahen steif und unbeweglich einander an. Das gute Mädchen erhielt zuerst den Gebrauch ihrer Sinne wieder, lief auf ihn zu, und stürzte sich in seine Arme. — „Ha! mein theurer Bruder, du lebst also „noch?... was mußt du nicht ausgestanden haben, da ich „dich so entstellt wiedersehe!. wie viel Thränen hab' ich um

„dich

„dich vergossen! — Grausame Götter, sagte Matabekbé „ganz leise, ihr wollt mich zwingen meinen Schwur zu bre„chen, um nur einen Vorwand zum Verderben meines Volks „zu haben!.... Ha! wenn ich denn nun alles meiner Ehre, „meiner Pflicht aufopfern soll, so will ich gehorchen; aber „all' das abscheuliche meiner That wird auf euch zurückfallen... „— Worüber beklagst du dich, liebster Bruder?... Du „scheinst beunruhigt zu seyn ... vergiß alle deine Leiden und „bedenke doch, daß du wieder zu den Deinigen zurückkehrst, die „dich so brünstig lieben... — Abscheulicher Beschützer! (rief „Matabekbé aus, indem er zugleich einen Blick auf das Fell „seiner Tigerkatze warf) hast du mir nur darum das Leben „erhalten, um mich die verabscheuungswürdigste aller Uebel„thaten begehen zu lassen?... Blutdürstiger Geist, wie lange „willst du noch ein Spiel mit den größten Verbrechen treiben? „Du willst also zwey Opfer haben?.. Nun wohl, Barbar, „nimm sie hin!“ — Indem er diese letzten Worte sagte, „durchstieß er den Busen seiner unglücklichen Schwester, die noch „im Fallen ausrief: „Ach! mein Bruder, was machst du? „warum tödtest du mich? — Dieser nach Blut lechzende Ti„ger, erwiederte er, hat es so gewollt, er hat einen Schwur, „den ich gethan habe, genützt, um mich zum Schwestermörder „zu machen. Aber stirb nur in Frieden, du sollst bald genug „gerochen werden.“ — In dem nemlichen Augenblick zerriß er das Fell der Tigerkatze, trat es mit Füssen, und nun kehrte er seinen Arm gegen sich selbst. Mit verschiedenen tödtlichen Wunden durchbohrt fiel er neben seiner Schwester nieder, die noch Kräfte genug übrig hatte, um zu schreyen: „Ach! mein „Bruder! was thust du?“ — —

Ein Wilder, der von ohngefähr an diesem Ort vorüber gieng, wurde den in seinem Blut sich badenden Matabekbé und seine unglückliche Schwester neben ihm gewahr, die eben den letzten Athem von sich gab. Er fragte den Erstern nach dem Namen des Mörders; Matabekbé erzählte ihm seine traurige Geschichte, und schloß mit der Bitte: man möchte ihn und seine Schwester beysammen an diesen nemlichen Ort begraben. Hierauf druckte er die Hand des Wilden und starb indem er ihm das letzte Lebewohl sagte.

Die Nachricht des Wilden brachte bald das ganze Dorf in Aufruhr. Die Eltern der beyden Unglücklichen sahen daß jedermann zusammenlief und folgten, von bangen Ahndungen erfüllt, der Menge bis zu der blutigen Stelle. Welch ein herzerschütternder Anblick stellte sich hier ihren Augen dar: sie wurden ohnmächtig; endlich kamen sie wieder zu sich und stürzten sich über die blutigen Leichname ihrer Kinder. Beynahe hätten sie vor Schmerz den Geist aufgegeben. Mit vieler Mühe gelang es nur ihren Freunden, sie zu entfernen; aber ein hitziges Fieber raubte ihnen in kurzer Zeit die wenigen Kräfte, die sie noch besassen. Da sie auf eine so traurige Weise ihre einzigen Stützen verlohren hatten, wünschten sie nichts weiter als zusammen zu sterben. Ihr Wunsch wurde bald erfüllt; sie starben beyde den dritten Tag nachher, und wurden an der Seite derjenigen begraben, deren Verlust ihren Tod verursacht hatte.

Zum ewigen Andenken dieser rührenden Begebenheit wälzten die Oyachikas zwey grosse Steine von sechs Fuß in der Länge und drey Fuß in der Dicke auf das Grab ihres unglücklichen Landsmannes und seiner Schwester. Auf dem

Grabe der beyden Eltern pflanzten sie zwey dicke Gesträuche, die beyde Gräber beschatteten, und die, wenn Thau oder Regentropfen daran hiengen, die beyden guten alten Leute vorstellten, die den Tod ihrer Kinder beweinten. Rund um dieses Denkmal zogen sie noch einen Graben, dessen Rand mit neunzehn hohen Bäumen bepflanzt wurde, zum Gedächtniß der neunzehn Krieger, die den Matabekbé begleiteten, da er den unvorsichtigen Schwur that, der eine so fatale Katastrophe nach sich zog.

Selbst die Feinde, die Matabekbé's Gefährten erschlagen hatten, wurden von dem Unglück der Oyachikas gerührt. Sie kamen selbst ein Jahr nachher, und brachten das Kalumet des Friedens nebst aller Beute, die sie bey dem letzten Vorfall gemacht hatten. Diese wurde am Fuß des Monuments auf einen breiten und platten Stein nieder gelegt, der seit dieser Zeit beständig zu einer Art von Opferstein diente. Nach angenommenen Frieden schwuren beyde Kaziken, im Namen der beyden Völkerschaften, alles Vorgefallene zu vergessen, und einen ewigen Bund mit einander zu schliessen. Dieser Friedenstraktat wurde seitdem immer treulich beobachtet, und sie leben noch bis auf den heutigen Tag in dem besten Vernehmen. Das Denkmal des Matabekbe und seiner Familie wird überhaupt bey den Karaiben so hoch gehalten, daß alle mit den Oyachikas verbundene Völker kein Bündniß zu schliessen pflegen, ohne es auf diesem Grabe zu bestätigen. Selbst viele Fremde wallfahrten zu diesem von jedermann als ein Heiligthum angesehenen Gedächtnißmale, und lassen beständig einige Geschenke auf demselben zurück.

F.

III. Zur

III.

Zur Geschichte der Angelsachsen.

Folgender Aufsatz ist ein Fragment aus der vortreflichen Geschichte Gibbons vom Untergang des römischen Reichs, ein Werk, wovon nur ein kleiner Theil ins Deutsche übersetzt worden ist, ob es gleich zu den ausserordentlichen Produkten unsers Jahrhunderts gehört, daher] dieses Bruchstück gewiß vielen deutschen Lesern angenehm seyn wird.

Während der Zeit die Königreiche der Franken und Visigothen in Gallien und Spanien gegründet wurden, vollbrachten die Sachsen die Eroberung von Britannien, die dritte grosse Provinz der westlichen Präfectur. Da Britannien also schon vom römischen Reich abgesondert war, so könnte ich ohne Vorwürfe zu besorgen, eine Erzählung übergehn, die den ungelehrtesten meiner Leser so bekannt, als dunkel den allergelehrtesten ist. Die Sachsen, die vortreflich mit dem Ruder und der Streitaxt umzugehn wußten, waren jedoch in derjenigen Kunst unwissend, die allein den Ruhm ihrer Thaten fortpflanzen konnte. Die natürlichen Einwohner des Landes, die in die Barbarey zurückgefallen waren, vernachlässigten den Ruin ihres Vaterlandes zu beschreiben, und die zweifelvolle Tradition war fast erloschen, bevor die römischen Missionarien das Licht der Wissenschaften und des Christenthums wieder herstellten. Die Declamationen des Gildas, die Fragmente oder Fabeln des Nennius, die dunkeln Anspielungen in den sächsischen Gesetzen

setzen und Chroniken, und die geistlichen Mährchen des ehrwürdigen Bede sind theils durch den Fleiß nachfolgender Schriftsteller erweitert und vermehrt, theils durch die Einbildungskraft andrer verschönert worden, deren Werke ich nicht ehrgeizig genung bin zu critisiren, oder Auszüge daraus zu machen. Dennoch mag der Geschichtschreiber dieses grossen Reichs wohl in Versuchung gerathen den Revolutionen einer römischen Provinz nachzuspüren, bis sie aus seinem Gesichte verschwindet. Es ist einem Engländer wohl erlaubt sorgfältig die Geschichte der Niederlassung von Barbaren zu untersuchen, von welchen er seinen Namen, seine Gesetze und vielleicht seinen Ursprung her hat.

Ungefähr vierzig Jahr nach Endigung der römischen Regierung scheint es, daß Vortigern die höchste, obgleich sehr ungewisse Oberherrschaft der Fürsten und Städte von Britannien erlangt habe. Dieser unglückliche Monarch ist fast einmüthig wegen seiner schwachen und schädlichen Politik verwünscht worden, furchtbare auswärtige Krieger einzuladen, um die verdrießlichen Anfälle inländischer Feinde abzuwenden. *) Seine Gesandten werden von ernsthaften Geschichtschreibern nach der Küste von Deutschland geschickt; sie halten eine pathetische Rede an die Generalversammlung der Sachsen, und

*) Diese Einladung, deren Wahrheit blos auf einige unbestimmte Ausdrücke des Gildas und Bede beruht, ist von Witekind, einem sächsischen Mönch des 10ten Jahrhunderts, in eine regelmässige Geschichte ausgebildet worden. Rapin und selbst Hume haben dieses verdächtige Zeugniß zu leicht angenommen, ohne auf den bestimmten und wahrscheinlichen Bericht des Nennius Acht zu haben.

und diese kriegerische Barbaren beschließen endlich mit einer Flotte und einem Heer den bittenden Bewohnern einer entfernten unbekannten Insel beyzustehn. Wenn Britannien in der That den Sachsen unbekannt gewesen wäre, so würde das Maaß der Trübsale für ihre Einwohner nicht so vollständig gewesen seyn. Aber die Macht des römischen Gouvernements war nicht allemal hinreichend, die Seeküsten gegen die deutschen Seeräuber zu schützen. Die unabhängigen und getheilten Ländereyen waren ihren Anfällen blos gestellt, ja bisweilen vereinigten sich die Sachsen mit den Schottländern und Picten in einer stillschweigenden oder ausdrücklichen Conföderation von Raub und Verheerung. Alles was Vortigern thun konnte, war die verschiedenen Unglücksfälle zu schwächen, die von allen Seiten auf seinen Thron und sein Volk zustürmten, und seine Politik mag vielleicht Lob oder Entschuldigung verdienen, wenn er in dieser Lage die Allianz von Barbaren vorzog, deren Seemacht sie sowohl zu den gefährlichsten Feinden, als zu den nützlichsten Alliirten machte. Hengist und Horsa befanden sich mit drey Schiffen an der östlichen Küste, als man sie vermochte unter dem Versprechen einer sehr grossen Belohnung die Vertheidigung von Britannien zu übernehmen. Ihre unternehmende Tapferkeit befreyte auch bald das Land von den caledonischen Feinden. Die Insel Thanet, ein sicherer und fruchtbarer Erdstrich, wurde diesen deutschen Hülfsvölkern zum Wohnort angewiesen, und man versah sie dem Tractat gemäß mit einem Ueberfluß von Lebensmitteln und Kleidungsstücken. Diese günstige Aufnahme veranlaßte 5000 Krieger sich mit ihren Familien auf siebenzehn Fahrzeugen einzuschiffen, so daß die aufkeimende Macht des Hengist durch diese grosse Verstärkung nicht wenig vermehrt

vermehrt wurde. Der schlaue Barbar stellte Vortigern den scheinbaren Vortheil vor, in der Nachbarschaft der Picten eine Colonie getreuer Alürten zu pflanzen. Eine neue Flotte von vierzig Schiffen unter dem Befehl seines Sohns und Neffen, segelte aus Deutschland, verheerte die Orkneyinseln, und es landete endlich ein neues Heer auf der Küste von Northumberland, an dem entgegengesetzten äussersten Ende des zum Untergang geweiheten Landes. Das herannahende Uebel war leicht vorzusehn, aber unmöglich abzuwenden. Die beyden Nationen waren bald entzweyt, und durch gegenseitige Eifersucht wider einander erbittert. Die Sachsen vergrösserten alles was sie für ein undankbares Volk gethan und gelitten hatten, und die Britten bedauerten die grossen verschwendeten Belohnungen, die dennoch den Geiz dieser stolzen Söldner nicht hatten befriedigen können. Die Ursachen von Furcht und Haß erzeugten endlich einen unversöhnlichen Streit. Die Sachsen ergriffen die Waffen, und durch ein verrätherisches Blutbad während der Sicherheit eines Fests, vernichteten sie das noch übrige schwache Zutrauen, das noch die Mittelstrasse zwischen Krieg und Frieden hält. Nach dem Nennius wurden hiebey 300 brittische Anführer ermordet.

Hengist, der nach der Eroberung von Britannien dürstete, ermahnte seine Landsleute diese vortrefliche Gelegenheit zu nützen. Er mahlte ihnen mit lebendigen Farben die Fruchtbarkeit des Landes, den Reichthum der Städte, die Feigherzigkeit der Eingebohrnen und die bequeme Lage einer so grossen abgesonderten Insel, die von allen Seiten den sächsischen Flotten zugangbar wäre. Die Colonien, die nach und

nach in einen Zeitraum von 100 Jahren von der Elbe, der Weser und dem Rhein herkamen, bestanden größtentheils aus drey tapfern deutschen Völkerschaften: Die Jütländer, die alten Sachsen und die Angelsachsen. Die erstern, die unter der Fahne des Hengist fochten, hatten das Verdienst ihre Landsleute auf dem Pfade des Ruhms zu führen, und in Kent das erste unabhängige Königreich zu gründen. So wurden Gesetze und Sprache der Eroberer einheimisch, bey einem Volk, daß nach Ablauf von 400 Jahren Südbritannien die ersten Monarchen gab. Die Angelsachsen unterschieden sich durch ihre Anzahl und durch ihr Glück; sie machten daher Anspruch auf die Ehre einen immerwährenden Namen einem Lande zu geben, von welchem sie den größten Theil besassen. Die Barbaren, angefeuert von Hofnungen nach Raub zu Wasser oder Lande, wurden durch diese dreyfache Conföderation nach und nach geschwächt. Die Frisen, die durch ihre Nachbarschaft mit den brittischen Ufern zu nachdrücklichen Versuchen gereizt wurden, machten, jedoch nur auf kurze Zeit, die Stärke und den Ruhm der sächsischen Waffen zweifelhaft. Die Dänen und Preussen thaten ohnmächtige Angriffe. Mit den Sachsen aber kamen auch einige gefahrsuchende Hunnen herüber, die bis zum baltischen Meer gedrungen waren, und sich auf deutschen Schiffen zur Eroberung einer neuen Welt einschiften. Diese kühne Unternehmung aber war nicht durch die Vereinigung der Nationalmacht vorbereitet oder ausgeführt. Jeder Anführer versammlete seine Haufen nach dem Maaß seines Rufs und seiner Glücksumstände, rüstete eine Flotte von dreyssig oder auch von sechszig Schiffen aus, erwählte den Ort zum Angrif, und richtete sich mit seinen Operationen nach

den

den Vorfällen des Kriegs oder nach seinem Privatinteresse. Bey der Invasion von Britannien kamen viele Helden um, aber nur sieben siegreiche Anführer nahmen den Titel als Könige an. Die Eroberer gründeten sieben unabhängige Throne, die sächsische Heptarchie und sieben Familien, wovon eine durch eine weibliche Nachkommenschaft bis zum jetzigen König von England fortgepflanzt worden ist, leiteten ihren gemeinschaftlichen heiligen Ursprung von Wodan, dem Kriegsgott her. Man hat vorgegeben, daß diese Republik von Königen durch eine Generalversammlung und durch ein höchstes Oberhaupt gemäßigt war. Allein eine so künstliche Regierungsverwaltung stimmt nicht mit dem rauhen und unruhigen Geist der Sachsen überein; ihre Gesetze schweigen hievon und ihre unvollkommene Jahrbücher geben nur blos einen dunkeln und blutigen Prospect innerlicher Zwistigkeiten.

Gildas, ein Mönch, der in der tiefsten Unwissenheit von allem war, was das menschliche Leben betraf, und sich doch unterstand als Geschichtschreiber aufzutreten, entstellt auf eine seltsame Weise den Zustand von Britannien, zu der Zeit, da es vom westlichen Reich getrennt wurde. Er beschreibt in grossen Worten die Fortschritte des Ackerbaus, den fremden Handel und die Schiffe, die mit jeder Fluth auf der Themse und der Severn ankamen, und die feste prächtige Bauart der öffentlichen und Privatgebäude. Er wirft dem brittischen Volk einen sündlichen Luxus vor; einem Volk, das nach eben diesem Schriftsteller in den simpelsten Künsten unerfahren war, ja ohne den Beystand der Römer sich nicht einmal im Stande befand, Mauern von Stein aufzuführen oder eiserne Waffen

zu verfertigen zur Vertheidigung ihres Vaterlandes. Unter der langen Herrschaft der Kayser war Britannien nach und nach in die elegante aber niedrige Form einer römischen Provinz gebracht worden, deren Sicherheit von einer fremden Macht abhieng. Die alten Unterthanen des Honorius sahen daher ihre neuerlangte Freyheit mit Verwunderung und Schrecken an; sie wurden sich selbst überlassen, ohne die geringste bürgerliche oder Militärverfassung zu haben, und ihren ungewissen Oberhäuptern fehlte es entweder an Muth, oder an Geschicklichkeit, oder auch an Gewalt, die Macht des Volks wider den gemeinschaftlichen Feind zu leiten. Die Einführung der Sachsen zeigte nur zu deutlich ihre innerliche Schwäche, und erniedrigte den Character sowohl des Fürsten als des Volks. Ihre Bestürzung vergrösserte die Gefahr; der Mangel an Einigkeit verminderte ihre Hülfsmittel; und die wüthenden Factionen waren mehr bemüht sich einander als Stifter des öffentlichen Unglücks anzuklagen, als demselben Einhalt zu thun. Indessen waren die Britten nicht unwissend, ja sie konnten nicht unwissend seyn, in dem was zum Gebrauch der Waffen und deren Verfertigung erfoderlich war. Die beständig wiederholten unordentlichen Angriffe der Sachsen gaben ihnen Anlaß sich zu ermannen, und die Kriegsvorfälle mochten für sie glücklich oder unglücklich seyn, so wurde wenigstens ihre natürliche Tapferkeit durch Disciplin und Erfahrung vermehrt.

Zu der Zeit, da Europa und Africa ohne Widerstand von den Barbaren unterjocht wurde, kämpfete die Insel Britannien allein und ohne alle Hülfe, mit Nachdruck obgleich unglück-

unglücklich gegen die furchtbaren Seeräuber, die fast zu gleicher Zeit ihre nördlichen, südlichen und östlichen Küsten angriffen. Die Städte, die mit Klugheit befestigt waren, wurden mit Standhaftigkeit vertheidigt. Die Vortheile des Bodens, der Hügel, Wälder und Moräste wurden sorgfältig von den Einwohnern genützt. Die Eroberung eines jeden Districts wurde mit Blut erkauft; ein starker Beweis dieser Niederlagen der Sachsen giebt das studierte Stillschweigen ihres Annalisten. Hengist hatte vielleicht die Hofnung die Eroberung von Britannien zu vollenden, allein sein Ehrgeiz, den er in einer thätigen Regierung von fünf und dreyssig Jahren zeigte, mußte sich mit dem Besitz von Kent begnügen. Die zahlreiche Colonie, die er im nordlichen Theil der Insel gepflanzt hatte, wurde durch den Stahl der Britten ganz ausgerottet. Die Monarchie der Westsachsen wurde indessen durch die beharrsamen Bemühungen dreyer kriegerischer Generationen gegründet. Das Leben des Cerdic, einer der muthigsten Enkel des Wodan, wurde ganz mit der Eroberung von Hampshire und der Insel Wight zugebracht. Der Verlust den er in der Schlacht von Mount Badon erlitt, setzte ihn endlich in den Zustand sich einer unrühmlichen Ruhe ergeben zu müssen. Kenric, sein tapfrer Sohn, rückte in Wiltshire ein, belagerte Salisbury, das damals auf einer grossen Anhöhe gelegen war, und überwand ein Heer, das der Stadt zu Hülfe kam. In der darauf folgenden Schlacht bey Marlborough zeigten seine brittischen Feinde ihre Kriegswissenschaft. Ihre Truppen waren in drey Linien gestellt; jede derselben bestand wieder aus drey verschiedenen Abtheilungen, wobey die Cavallerie, die Bogenschützen und Pickenträger nach den

Grundsätzen der römischen Tactik geordnet waren. Die Sachsen griffen mit einer grossen Colonne an, und hieben muthig mit ihren kurzen Schwertern in die langen Lanzen der Britten ein. Die Schlacht wurde zweifelhaft fortgesetzt, bis die Nacht anbrach. Zwey entscheidende Siege, der Tod von drey brittischen Königen, und die Einnahme von Cirencester, Bath und Gloucester, gründeten den Ruf und die Macht von Caulin, Enkel des Cerdic, der seine siegreichen Waffen bis zu den Ufern der Severne trug.

Nach einem hundertjährigen Kriege hatten die unabhängigen Britten noch das ganze Land an der westlichen Küste inne, von der Mauer des Antoninus bis zum äussersten Vorgebürge von Cornwal, und die vornehmsten Städte des innern Landes thaten noch immer den Waffen der Barbaren Widerstand. Dieser wurde aber immer geringer, da sich die Kühnheit und Anzahl der Feinde beständig vergrösserte. Die Sachsen und ihre Conföderirten, die sich endlich durch langsame und höchst beschwerliche Bemühungen den Weg bahnten, rückten immer von Norden, Süden und Osten vorwärts, bis sie ihre siegreichen Fahnen im Mittelpunkt der Insel vereinigten. Jenseit der Severn behaupteten die Britten jedoch ihre Freyheit, die auch die Heptarchie, ja selbst die Monarchie der Sachsen überlebte. Die muthigsten Krieger, die das Exil der Sklaverey vorzogen, fanden einen sichern Zufluchtsort in den Gebirgen von Wallis. Die Unterwerfung von Cornwal erfolgte erst viele Generationen später. Sie geschah durch Athelstan, der eine englische Colonie in Exeter pflanzte, und die Britten jenseit des Flusses Tamar einschränkte. Der

Geist

Geist der tapfern cornwallischen Ritter wurde durch die Dienstbarkeit ganz zu Boden gedrückt, so daß, nach dem Roman des Tristram zu urtheilen, ihre Feigherzigkeit fast zum Sprüchwort wurde. Ein Trupp Flüchtlinge gieng im 6ten Jahrhundert nach Gallien, woselbst sie durch ihre Tapferkeit oder durch die Freygebigkeit der merovingischen Könige einen Strich Landes erlangten. Der westliche Theil von Armorica erhielt nunmehr die neuen Benennungen von Cornwall und von Kleinbritannien, und die verlassenen Ländereyen der Osismier wurden mit einem fremden Volk angefüllt, die unter der Autorität ihrer Grafen und Bischöfe die Gesetze und Sprache ihrer Voreltern aufbewahrten. Den schwachen Abkömmlingen aber des Clovis und Carls des Grossen schlugen die Britten von Armorica den gewöhnlichen Tribut ab, unterjochten die benachbarten Districte von Vannes, Rennes und Nantes, und formirten einen mächtigen Staat, der hernach mit der Krone Frankreich verbunden wurde.

In einem Zeitalter von unaufhörlichen unerbittlichen Kriegen mußte nothwendig viel Muth und etwas Geschicklichkeit zur Vertheidigung von Britannien angewandt werden. Wenn indeß das Andenken dieser Streiter fast ganz vergessen ist, so dürfen wir uns nicht darüber betrüben, da jedes Jahrhundert, so mangelhaft es auch an Wissenschaften und Tugenden immer seyn mag, dennoch mit blutigen Thaten und Kriegsruhm überflüssig versehn ist. Das Grabmal des Vortimer, Sohn des Vortigern, wurde am Rande des Seeufers errichtet, als ein furchtbares Landzeichen für die Sachsen, die dreymal von ihm in den kentischen Feldern waren über-

wunden worden. Ambrosius Aurelianus stammte von einer edlen Familie her; seine Bescheidenheit war seiner Tapferkeit gleich, und diese Tapferkeit war, bis auf die letzte unglückliche Schlacht, immer mit glänzendem Erfolg gekrönt. Aber jeder altbrittischer Name ist durch den berühmten Arthur verdunkelt, den Erbprinzen der Silurer in Südwallis, und dem erwählten König oder Feldherrn der Nation. Nach den besten Zeugnissen schlug er in zwölf auf einander folgende Schlachten die Angelsachsen in Norden und die Sachsen in Westen; jedoch wurde das sinkende Alter des Helden durch die Undankbarkeit des Volks und häusliche Unglücksfälle verbittert. Die Begebenheiten seines Lebens sind aber für uns weniger interessant, als die sonderbaren Revolutionen seines Ruhms. In einem Zeitraum von 500 Jahren war die Tradition seiner Thaten aufbehalten, und durch die obscuren Barden von Wallis und Armorica nach ihrer rauhen Art verschönert. Diese Barden waren den Sachsen verhaßt, und dem übrigen Menschengeschlecht unbekannt. Der Stolz und die Neugierde der normannischen Eroberer vermochte sie, sich um die alte Geschichte von Britannien zu erkundigen. Sie hörten mit gieriger Leichtgläubigkeit die Erzählungen von Arthur an, und priesen mit Eifer die Verdienste eines Fürsten, der die Sachsen, ihre gemeinschaftlichen Feinde, besiegt hatte. Sein Roman, der aus der Landessprache von Jeffrey aus Monmouth ins Lateinische übertragen, und hernach in den modemässigen Zeitstyl übersetzt wurde, war mit allen den verschiedenen geschmacklosen Zierrathen bereichert, die zur Erfahrung, zur Gelehrsamkeit, und zur Phantasie des 12ten Jahrhunderts gehörten.

Die

Die Verpflanzung einer phrygischen Colonie von der Tyber nach der Themse, war leicht von der Fabel der Eneide hergenommen, daher also den königlichen Vorfahren des Arthur ihr Ursprung in Troja angewiesen, und ihre Verwandschaft mit den Cäsars bestimmt wurde. Seine Tropheen waren mit gefangenen Provinzen und kayserlichen Titeln ausgeschmückt, und seine dänischen Siege rächten die neuern Demüthigungen seines Vaterlandes. Die Galanterie und der Aberglaube dieses britischen Helden, seine Feste und Turniere, nebst der berühmten Stiftung der Ritter von der runden Tafel, waren getreue Copien von den damals herrschenden Sitten des Ritterstandes. *) Die fabelhaften Thaten von Uthers Sohne scheinen jedoch weniger unglaublich, als die sonderbaren kühnen Unternehmungen der Normänner. Die Pilgerschaften und die heiligen Kriege führten in Europa die Wunder der arabischen Magie ein. Feen und Riesen, fliegende Drachen und bezauberte Schlösser, wurden mit den einfachern Fictionen der Abendländer vermischt, und nun hieng das Schicksal Britanniens von der Kunst oder den Wahrsagungen des Zauberers Merlin ab. Eine jede Nation nahm den Volksroman des Arthur und der Ritter von der runden Tafel unter sich auf, und schmückte ihn aus. Ihre Namen wurden in Griechenland und Italien berühmt, und die bändereichen Erzählungein der Ritter Lancelot und Tristram von allen Edeln und Fürsten studirt, denen die Helden und Geschichtschreiber des Alterthums nicht behagen wollten. Endlich

*) Gibbon versichert hier in einer Note, daß man unmöglich die Wirklichkeit der runden Tafel einräumen könne.

A. d. Uebers.

sich wurde das Licht der Wissenschaften und der Vernunft wieder angezündet. Der Talismann wurde zerbrochen, das Phantasiegebäude zerfloß in der Luft, und durch einen natürlichen obgleich ungerechten Uebergang der menschlichen Meynungen, ist das gegenwärtige Zeitalter so streng, daß selbst die Existenz des Arthur jetzo in Zweifel gezogen wird.

Wenn der Widerstand nicht die Eroberung verhindern kann, so muß er das Elend eines Landes vergrössern. Nie war eine Eroberung fürchterlicher und verheerender als in den Händen der Sachsen, die die Tapferkeit der Feinde haßten, die Treue bey Tractaten verlachten, und ohne Skrupel die heiligsten Gegenstände des christlichen Gottesdienstes schändeten. In fast allen Districten sahe man Schlachtfelder, die durch Denkmäler von Knochen kenntbar gemacht waren, und Bruchstücke niedergerissener Thürme mit Blut befleckt. Die letzten der Britten, ohne auf Alter oder Geschlecht zu sehen, wurden unter den Trümmern von Anderida niedergemetzelt. Solche schreckliche Auftritte waren unter der sächsischen Heptarchie häufig. Die Künste, die Religion, die Gesetze und Sprache, welche die Römer so sorgfältig in Britanien verpflanzt hatten, wurden von ihren barbarischen Nachfolgern ausgerottet. Nach der Niederreissung der vornehmsten Kirchen flüchteten die Bischöfe, die nicht nach der Märtyrer Krone schmachteten, mit ihren heiligen Reliquien nach Wallis und Armorica. Der Rest ihrer Heerde blieb ohne geistliche Nahrung, und die Ausübung, ja sogar das Andenken an die christliche Religion verschwand. Der einzige Trost der brittischen Clerisey war hiebey die Verdammniß ihrer Götzen dienenden Feinde. Die

Könige

Könige von Frankreich hatten Achtung für die Privilegien ihrer römischen Unterthanen; die wilden Sachsen hingegen traten Roms und seiner Kayser Gesetze mit Füssen. Die Proceduren der bürgerlichen und Criminalgerichtsbarkeit, die Ehrentitel, die Aemter, der Rang in Gesellschaft, die häuslichen Ehestandsrechte, Testamente und Erbschaften, wurden gänzlich abgeschaft, und der vermischte Haufen von edlen und unedlen Sklaven wurde durch Traditionsgebräuche regiert, die sich bey den deutschen Schäfern und Seeräubern eingeschlichen hatten. Die Sprache der Wissenschaften, der Geschäfte, und des geselligen Umgangs, die noch von den Römern herkam, gieng bey dieser allgemeinen Verwüstung verlohren. Wahrscheinlich nahmen die Deutschen eine Anzahl lateinischer und celtischer Wörter auf, um ihre neuen Bedürfnisse und Ideen auszudrücken, *) allein diese ungelehrigen Heiden behielten den Gebrauch ihres Nationaldialects bey, und führten ihn durchaus ein. Fast jeder zur Kirche und zum Staat gehöriger Name zeigt seinen teutonischen Ursprung an, und die Geographie von England wurde allenthalben mit ausländischen Zeichen und Benennungen geschrieben. Beyspiele von einer so schnellen und so vollständigen Revolution dürften nicht leicht gefunden werden; sie erregt aber eine wahrscheinliche Vermuthung, daß die Künste Roms in Britannien nicht so tiefe Wurzel geschlagen hatten, wie in Gallien und Spanien; und daß das Rauhe sowohl des

Landes

*) Dr. Johnson behauptet zwar, daß wenig englische Wörter brittischen Ursprungs sind, allein Whitaker, der durch seine Geschichte von Manchester bekannt ist, und die brittische Sprache versteht, hat mehr als 3000 dieser Wörter entdeckt, und davon ein langes Verzeichniß gemacht.

Landes als dessen Bewohner nur mit einem dünnen Firniß von italienischen Sitten bedeckt war.

Diese sonderbare Veränderung hat Geschichtschreibern und Philosophen glauben gemacht, daß die eingebohrnen Britten ganz ausgerottet, und ihre Ländereyen durch einen beständigen Zufluß von deutschen Colonien bevölkert worden sind. Man sagt, daß 300,000 Sachsen der Einladung des Hengist Gehör gaben. Wenigstens war die grosse Emigration der Angelsachsen in dem Zeitalter des Bede durch das Oede ihres Landes sichtbar, und überdem hat uns die Erfahrung die schnelle Fortpflanzung des Menschengeschlechts gezeigt, wenn sie in eine fruchtbare Wildniß geworfen werden, wo ihre Schritte uneingeschränkt sind, und Nahrung im Ueberfluß vorhanden ist. Die sächsischen Königreiche zeigten das Bild eines neu entdeckten Landes und einer neuen Cultur; die Städte waren klein, die Dörfer von einander entlegen, und der Ackerbau ungeschickt betrieben; vier Schafe wurden an Werth einem Acker des besten Landes gleich gehalten, und ein grosser Erdstrich, der aus Wäldern und Morästen bestand, wurde gänzlich der Natur überlassen. Das jetzige Bisthum Durham, und das ganze Land von der Tyne bis zur Tese *) war damals nichts als ein wildgewachsener öder Wald. Man kann annehmen, daß eine so unvollkommene Bevölkerung in einigen Generationen durch englische Colonien verbessert wurde, aber weder Vernunft noch Thatsachen können die unnatürliche Vermuthung

*) Dieser Fluß heißt im Englischen Tees und im Lateinischen Tesa.

A. d. Uebers.

muthung rechtfertigen, daß die Sachsen allein in der Wüste blieben, die sie erobert hatten. Es war vielmehr das Interesse dieser blutdürstigen Barbaren, nachdem ihre Herrschaft gesichert, und ihre Rache gesättigt war, sowohl für die Erhaltung des Landvolks als des Viehes in einem Lande zu sorgen, wo man keinen Widerstand mehr zu befürchten hatte. Bey allen Revolutionen dieser Art wird die geduldige Heerde das Eigenthum der neuen Gebieter, und der heilsame Vertrag von Nahrung und Arbeit wird unter ihnen stillschweigend durch gegenseitige Bedürfnisse bestätigt.

Wilfrid, der Apostel von Sussex, erhielt von seinem königlichen Convertiten das Geschenk der bey Chichester liegenden Halbinsel Selsey, nebst allen darauf befindlichen Personen und deren Eigenthum. Sie bestanden in 87 Familien. Wilfrid erlöste sie zu gleicher Zeit von ihrer geistlichen und weltlichen Knechtschaft, und taufte selbst 250 Sklaven von beyden Geschlechtern. Das Königreich Sussex, das sich von der See nach der Themse erstreckte, enthielt 7000 Familien, und 1200 wurden der Insel Wight zugeschrieben. Wenn wir diese Berechnungen verfolgen, so scheint es, daß England damals durch eine Million Knechte angebaut wurde, die zu den Ländereyen ihrer despotischen Gebieter gehörten. Die dürftigen Barbaren kamen oft in Versuchung, ihre Kinder oder auch sich selbst zur ewigen Knechtschaft zu verkaufen. Dieses geschah sogar ausserhalb Landes, denn es ist bekannt, daß ihre Jünglinge öffentlich auf dem Markt in Rom verkauft wurden. Die Nationalsklaven waren jedoch hievon ausgenommen, die bey weitem nicht so zahlreich als die fremden waren, die ihre Freyheit im Kriege

verlohren hatten. Als die Zeit und die Religion die rauhen Sitten der Angelsachsen milderten, ermunterten die Gesetze den häufigen Gebrauch der Sklavenlossprechung. Diese Freygelassenen und ihre Unterthanen von Wallischer Abkunft nahmen den ehrenhaften Rang als untergeordnete freye Leute an, sie durften Landeigenthum besitzen, und hatten alle Ansprüche auf die Rechte der bürgerlichen Gesellschaft. Diese sanfte Behandlung war nöthig ein kühnes Volk in Gehorsam zu erhalten, das man neuerlich an den Gränzen von Wallis und Cornwal sich unterwürfig gemacht hatte. Der weise Ina, der Gesetzgeber von Wessex, vereinigte die beyden Nationen durch die Bande von häuslichen Verbindungen, und vier vornehme Britten aus Somersetshire wurden an dem Hofe dieses sächsischen Monarchen ehrenvoll ausgezeichnet.

Es scheint, daß die unabhängigen Britten wieder in den ursprünglichen Zustand der Barbarey zurückgefallen waren, aus welchem sie, obgleich unvollkommen, herausgezogen worden. Durch ihre Feinde von dem ganzen menschlichen Geschlecht abgesondert, wurden sie der catholischen Welt bald ein Gegenstand des Abscheus. Das Christenthum war zwar in den wallischen Gebürgen angenommen, allein die rauhen Schismatiker schlugen hartnäckig aus, den Befehlen der römischen Päbste in Ansehung der Form der geistlichen Tonsur, und der Osterfeyer zu gehorchen. Der Gebrauch der lateinischen Sprache wurde nach und nach abgeschaft, und so wurden die Britten der Künste und der Gelehrsamkeit beraubt, die Italien ihren sächsischen Proselyten mittheilte. In Wallis und Armorica wurde die celtische Sprache, die Ursprache dieser westlichen Länder,

aufbe-

aufbehalten und fortgepflanzt, ja die Barden, diese alten Gesellschafter der Druiden, wurden sogar bis ins 16te Jahrhundert durch die Gesetze der Elisabeth beschützt. Ihr Oberhaupt, ein ansehnlicher Kronbeamter an den Höfen von Pengwern, Aberfraw und Caermarthaen, begleitete die Truppen auf ihren Feldzügen. Die Monarchie der Britten, die er vor ihrer Schlachtordnung besang, feuerte ihren Muth an, und rechtfertigte ihre Verheerungen. Seine untergeordnete Diener, die Lehrer und Schüler der Vocal- und Instrumentalmusik, besuchten bey ihren Wanderungen königliche, edle und gemeine Häuser, so daß die grosse Volksarmuth, die durch die Clerisey schon aufs höchste getrieben war, durch die Forderungen der Barden noch vermehrt wurde. Ihr Rang und ihre Verdienste mußten erst durch feyerliche Versuche bestimmt werden, bey welchen der starke Glaube an eine übernatürliche Eingebung sowohl die Phantasie des Poeten, als seiner Zuhörer erhitzte. Im Jahr 1568 wurde zu Caerwys in Wallis eine Bardensitzung auf ausdrücklichen Befehl der Königin Elisabeth gehalten, und regelmässige Grade in der Vocal- und Instrumentalmusik wurden fünf und funfzig Minstrels gegeben. Der Preis des Wettstreits war eine silberne Harfe.

Die letzten Zufluchtsörter der celtischen Freyheit, die äussersten Länder von Gallien und Britannien waren weniger für den Ackerbau als zur Viehzucht bequem. Der Reichthum der Britten bestand in ihren Heerden. Milch und Fleisch waren ihre gewöhnliche Nahrung. Das Brod wurde als ein ausländischer Luxus betrachtet, und von vielen verworfen. Die Freyheit hatte die Gebürge in Wallis und die Mo-

 raste

räfte in Armorica bevölkert. Diese grosse Volksmenge veranlaßte das boshafte Vorgeben, als ob die Polygamie bey ihnen eingeführt gewesen, und manche Häuser zehn Weiber und funfzig Kinder enthalten hätten. Ihre Gemüthsart war rasch und cholerisch; sie waren kühn in Worten und Thaten, und da sie die Künste des Friedens nicht kannten, so liessen sie ihren Leidenschaften in auswärtigen und bürgerlichen Kriegen den Lauf. Die Cavallerie von Armorica, die Lanzenträger von Gwent, und die Bogenschützen von Merioneth waren alle furchtbar. Ihre Armuth aber konnte ihnen selten Schilde und Helme verschaffen, so wie diese auch durch ihr Gewicht die Geschwindigkeit und Behendigkeit ihrer Operationen aufgehalten haben würden. Ein griechischer Kayser ließ den König Heinrich II. um Nachricht von dem Zustand von Britannien ersuchen, und dieser Monarch versicherte aus eigner Erfahrung, daß Wallis von einer Race nackter Krieger bewohnt wäre, die ohne Furcht ihre mit eisernen Rüstungen versehene Feinde angriffen.

Durch die Revolution in Britannien wurden die Gränzen der Wissenschaften sowohl als des Reichs verenget. Die finstre Wolke, die durch die Entdeckungen der Phönicier sich etwas verzogen hatte, und durch Cäsars Waffen vollends vertrieben worden war, zeigte sich wieder an den Ufern des atlantischen Meeres, und eine römische Provinz war von neuem unter den fabelhaften Inseln des Oceans verlohren. Hundert und funfzig Jahr nach der Regierung des Honorius beschreibt Procopius, der beste Geschichtschreiber damaliger Zeit, die Wunder einer entlegenen Insel, deren östliche und westliche

Theile

Theile durch eine antike Mauer getrennt sind, welche die Gränze von Leben und Tod, oder eigentlicher von Wahrheit und Fiction bezeichnet. Der östliche Theil ist nach seiner Beschreibung ein schönes Land, von einem civilisirten Volk bewohnt; die Luft ist gesund, die Wasserquellen rein und im Ueberfluß, und die Erde überaus fruchtbar. In Westen hingegen jenseit der Mauer ist die Luft ansteckend und tödtlich, und der Erdboden mit Schlangen bedeckt. Diese schreckliche Wüste ist die Region der abgeschiedenen Geister, die von den entgegengesetzten Ufern in substantiellen Booten, und durch lebendige Ruderer herüber gebracht werden. Einige Fischerfamilien, die Unterthanen der Franken sind, dürfen deshalb keinen Tribut geben, weil sie dieses Charonsgeschäfte so mühsam verwalten. Jeder nach der Reihe muß in der Mitternachtsstunde lauren, um die Stimmen und Namen der Geister zu hören; er bemerkt ihr Gewicht, und findet sich durch eine unbekannte unwiderstehliche Macht fortgerissen. Nach Erzählung dieses phantasievollen Traums liest man mit Erstaunen, daß der Name dieser Insel Brittia ist; daß sie im Ocean, der Mündung des Rheins gegenüber liegt, und nicht weit vom festen Lande entfernt ist; daß drey Nationen sie beherrschen, die Friesländer, die Angelsachsen und die Britten; und daß einige Angelsachsen im Gefolge der fränkischen Gesandten in Constantinopel gewesen sind. Von diesen Gesandten hat Procopius vielleicht eine von ihm angeführte, sonderbare, obgleich nicht unwahrscheinliche Begebenheit gehört, die mehr den Geist als die Delicatesse einer angelsächsischen Heldin bezeichnet, und sich in den Jahren zwischen 534 und 547 zutrug. Sie war mit Radiger, König der Warner verlobt, einer deut-

schen Völkerschaft, die zwischen dem Ocean und dem Rhein wohnte; der treulose Liebhaber aber wurde durch politische Gründe bewogen, seines Vaters Wittwe, die Schwester Theodeberts, Königs der Franken, vorzuziehn. Die verlassene Prinzessin der Angelsachsen, anstatt diesen Schimpf zu beweinen, versuchte vielmehr ihn zu rächen. So kriegerisch ihre Unterthanen auch waren, so sagt man doch, daß sie nicht den Gebrauch, ja nicht einmal die Figur eines Pferdes kannten. Sie seegelte indessen kühn aus Britannien nach der Mündung des Rheins mit einer Flotte von 400 Schiffen und 100,000 Mann. Nach dem Verlust einer Schlacht, worin Radiger selbst gefangen genommen wurde, flehte dieser bey seiner siegreichen Braut um Gnade. Sie vergab seine Beleidigung, verjagte ihre Nebenbuhlerin, und zwang den König der Warner mit Ehre und Treue die Pflichten eines Ehemanns zu erfüllen. Diese glänzende Kriegsverrichtung scheint die letzte Seeunternehmung der Angelsachsen gewesen zu seyn. Die Künste der Schiffahrt, wodurch sie die Herrschaft über Britannien und über das Meer erlangt hatten, wurden durch diese träge Barbaren vernachlässigt, die auf eine unvernünftige Weise auf alle Handelsvortheile ihrer insularischen Lage Verzicht thaten. Sieben unabhängige Königreiche waren durch unaufhörliche Streitigkeiten zerrüttet, und selten, es sey im Krieg oder Frieden, war die brittische Welt mit den Nationen des festen Landes verbunden.

L.

IV. Nach-

IV.

Nachricht von der Insel Moaly. *)

Zu den uns sehr wenig bekannten Inseln des östlichen Weltmeers gehört die Insel Moaly, eine von den Inseln Amzuam. Dieses Eyland liegt unter dem 86sten Grad der Länge, und dem 8ten Grad der südlichen Breite. Ihr Umfang ist neun bis zehn französische Meilen, und in Ansehung ihrer Grösse ist sie sehr bevölkert. Die Einwohner sind olivenfarb, mit schwarzen langen Haaren, übrigens nicht übel gestaltet. Die Weiber sind sehr schamhaft, und gehen immer mit verdecktem Gesicht, daher die Höflichkeit in dieser Insel erfodert, daß man ihnen den Rücken zukehret, so bald man sie gewahr wird. Sie gehen größtentheils nackend; ein baumwollenes Stück Zeug um den Unterleib gegürtet, ist ihre ganze Bekleidung. Nur blos der Sohn ihres Königs trägt einen Turban von weissem Nesseltuch. Ihre Art zu schreiben ist wie die ebräische von der rechten zur linken Hand. Anstatt der Federn bedienen sie sich hölzerner Griffel, und ihre Dinte ist flüssiger Kühnruß. Das Papier steht bey ihnen in grosser Achtung.

Die Religion dieses Volks ist eine Mischung der muhamedanischen und des Götzendienstes. Sie beobachten die Beschneidung und den Ramadan. In Ansehung ihrer Speisen befol-

*) Diese Nachrichten sind aus einem seltenen Buche genommen. Der Verfasser, ein französischer Officier, that 1680 die Reise nach Ostindien.

befolgen sie die Gesetze Mosis. Der Verfasser besuchte ihre Tempel, und fand sie bald stehend, bald auf der Erde sitzend, und dann wieder lang ausgestreckt vor dem Skelet eines Ochsenkopfs liegend. Es waren mehr als 200 versammlet. Der Kopf lag auf einem abgesonderten Pfeiler, an dessen Fuß sich eine grosse mit Wasser angefüllte Muschel befand. Ein sonderbarer Anblick hiebey war eine Menge Ratzen und Mäuse zu sehen, die während dem Gebet sich hier einstellten, um ihren Durst in der Muschel zu löschen, wodurch jedoch die Schwarzen nicht irre gemacht wurden, sondern das größte Stilleschweigen beobachteten. Der Pater Chateau = neuf, ein Jesuite, der als Missionar nach China gieng, wurde durch diese falsche Andacht so aufgebracht, daß er einen grossen irdenen Topf, der zu den Geräthschaften des Tempels gehörte, in Stücken schlug. Diese Handlung mißfiel allen europäischen Zuschauern, und setzte die Schwarzen in Wuth, die auch sogleich ihr Heiligthum gerächt haben würden, wenn der fanatische Priester nicht so mächtig beschützt worden wäre.

Wenn eine Frau niedergekommen ist, muß sie 42 Tage lang sich von ihrem Manne absondern, und in einem andern Hause wohnen, ja sie darf ihn in dieser ganzen Zeit nicht einmal sehen, worüber der Mann sich desto leichter tröstet, da die Vielweiberey hier erlaubt ist. Dennoch sorgt er für die Gefangene, und schickt ihr durch andre Weiber alles Nöthige zu. Kein anderer Mann, kein Knabe oder Mädchen darf zu ihr gehen. Ist sie mit einem Mädchen niedergekommen, so behält sie solches bey sich; ist es aber ein Knabe, so wird er von ihr genommen, und den achten Tag beschnitten. An diesem

Tage

Tage giebt der Vater seinen Freunden ein grosses Gastmahl, so wie die Mutter ein gleiches am 42sten thut. Nach diesem Fest führen die Weiber die Befreyte singend und tanzend zu dem Hause ihres Mannes, der sie wie eine neue Gattin empfängt. Doch dieses geschieht allein bey der Geburt der Söhne, denn bey den Töchtern bleiben alle Ceremonien weg, und die Mutter ist genöthigt, ohne alle Begleitung in der Stille nach Hause zurück zu kehren. So bald diese Kinder nur im geringsten mannbar sind, so sucht man ihnen Parthien aus. Die Heyrathsceremonie besteht darin, daß beyde, Braut und Bräutigam, zu einem vier Fuß von der Erde erhöheten Bette geführt werden, das aus trocknem Rohr gemacht ist, auf welchem eine Matte liegt. Da die Mädchen nie anders als mit bedecktem Gesicht ausgehn, und die Brautleute sich also zum erstenmal jetzt sehn, so bemalen sie einander das Gesicht mit Farben, um sich wieder zu erkennen. Dieses ist das einzige Geschäfte, was sie in diesem Bette verrichten, denn die Ehestandsfreuden werden bis auf die Nacht ausgesetzt. Der Mann steht zuerst auf, grüßt alle Verwandte seiner Frau, die sich gegenwärtig befinden, und holt sodann auch seine neue Gattin aus dem Bette heraus, die deßhalb zurückbleibt, um ihre Niedrigkeit gegen ihren Mann zu zeigen, die so lange dauert, bis er sie selbst wieder erhebt.

Diese Insulaner verkaufen keine Kühe, da sie von der Milch dieser Thiere ihre größte Nahrung ziehen, so wie die Araber, von denen sie wahrscheinlich herstammen; eine Vermuthung, die durch mancherley Dinge bestärkt wird. Sie nennen ihren König Cheik, sind so wie die Araber grosse

Beobachter der Sterne, deßgleichen sind sie listig, verstellt, gewaltige Lügner und Räuber. Sie kommen um Vieh zu verkaufen an die Schiffe, handeln und lassen sich bezahlen. Das Vieh wird sodann von ihnen hingeführt, wo es der Käufer verlangt, und wo sie es mit Stricken von Cocusbäumen gemacht, anbinden. Hiezu suchen sie die schwächsten aus, damit diese Thiere, die sehr wild sind, sie desto leichter zerreissen, und nach ihren alten Weyden laufen können, wodurch denn für die Käufer Vieh und Geld verlohren ist.

Diese Insel ist wahrscheinlich ehemals von einem andern Volke bewohnt worden, welches ihre gottesdienstliche Oerter beweisen. Man findet hier ein tempelartiges Gebäude, das den Muhamedanern zur Mosche dient, und aus grossen Steinen aufgeführt ist, die durch Kalk und Kitt befestigt sind. Auch sind dabey Ruinen von andern Gebäuden in eben diesem Styl erbaut, und mit einer Art von Thurm versehn. Ihre Wohnungen sind eigentlich nur von Zuckerrohr gebaut, und mit Pfeilern von Cocusholz gestützte Hütten. Sie haben verschiedene kleine Abtheilungen, und die Hütte selbst ist blos durch einen hölzernen Riegel verwahrt; denn so gerne dieses Volk auch Fremde beraubt, so ist doch der Diebstahl untereinander bey ihnen eine ungewöhnliche Sache. Ein gleiches versichert man auch von dem Ehebruch.

Der Winter ist in dieser Insel unbekannt. Sie hat einen ausserordentlichen Ueberfluß an allen Arten von Früchten und Kräutern. Auch wird der Cocusbaum hier häufig gefunden, der den asiatischen Völkern zu so mancherley Bedürfnissen dient.

T.

V. Ber=

V.

Bertrand Du Guesclin,

Connetabel von Frankreich.

Ein historisches Gemählde.

(Beschluß.)

Kaum war Du Guesclin an den spanischen Gränzen angelangt, als Heinrich von Transtamara mit einem auserlesenen Heer zu ihm stieß. Alles demüthigte sich vor ihnen, und nie gieng wohl eine Staatsrevolution schneller vor sich, als diese. Calahorra öfnete ihnen die Thore und Heinrich ließ sich daselbst öffentlich als König von Castilien huldigen. König Peter befand sich indessen zu Burgos, wo er zu seiner äussersten Kränkung sehen mußte, daß ein Grosser nach dem andern ihn verließ und zu seinem Rival übergieng. Die siegende Armee marschirte endlich auch auf diese Stadt los, und der Tyrann entfloh. Auch Toledo that nur wenigen Widerstand und ergab sich bald dem Sieger.

Nachdem sich Castilien auf diese Weise gänzlich unterworfen hatte, drangen Heinrich und Du Guesclin in Andalusien ein. Cordua nahm sie freywillig auf, Sevilla wurde mit Gewalt dazu gezwungen; hier fielen alle Schätze des flüchtigen Königs in ihre Hände. Von da wandten sie ihren Siegesflug, denn so verdient die schnelle Ausführung ihrer Unternehmungen mit allem Recht genannt zu werden,

gegen Gallizien, wo bald ein beträchtlicher Theil dieses Königreichs dem neuen König huldigte. Unser Held hatte nicht wenig Antheil an allen diesen Siegen, und Heinrich, der mit seinem Beystande sich in einem einzigen Feldzuge fast alle Staaten seines Bruders unterworfen hatte, ernannte den braven Du Guesclin aus Dankbarkeit zum Connetabel von Castilien, so wie er ihm denn auch in der Folge das Herzogthum Molina und noch fünf andere Herrschaften schenkte.

Peter hatte unterdeß seine Zuflucht zu dem Prinzen Eduard von Wallis nach Aquitanien genommen. Dieser edelmüthige Prinz, der sich noch mehr durch seine Tugenden, als seine vielfältigen Siege, alle Herzen unterworfen hatte, sah in dem Flüchtling nichts als einen unglücklichen König, der seines Beystandes bedürftig war, und sogleich entstand in seiner grossen Seele der Entschluß, ihm seine Krone wieder zu verschaffen. Er versammelte daher so viel Truppen als er nur in Eil zusammenbringen konnte, und schickte zu gleicher Zeit allen Engländern und Gasconiern, die mit den Kameradschaften nach Spanien gezogen waren, die Ordre, sich unverzüglich bey seinen Fahnen einzustellen. So zügellos diese Räuber sonst auch dachten, so gehorchten sie doch willig dem Befehl dieses selbst von ihnen angebeteten Helden, und nur allein die gebohrnen Franzosen blieben bey Du Guesclin zurück.

Eduard brach nur mit einem kleinen Heere nach Spanien auf, es war aber der Kern von englischen und gasconischen Kriegern; nicht nur die besten und kühnsten Soldaten aus den Kameradschaften, sondern auch eine Menge der

tapfer-

tapfersten und berühmtesten Befehlshaber und Ritter folgten seinen Fahnen; z. B. der bekannte Captal von Buch, der Graf von Armagnac, Clisson, von dem wir in der Folge bald mehr zu sagen Gelegenheit haben werden, und vornehmlich der unüberwindliche Chandos. Heinrich hatte dagegen nahe an hunderttausend Mann auf die Beine gebracht, doch verließ er sich bey alle dem mehr auf die in so vielen Fährlichkeiten geprüfte Erfahrung und Kenntnisse seines Connetabels, als auf die Ueberlegenheit seiner Macht, die auch in der That an innrer Güte dem kleinen Heere seines Gegners bey weitem nicht beykam. Zwischen Najara und Navarrette ward endlich (1367) ein entscheidendes Treffen geliefert. Beyde Theile fochten hartnäckig; aber der Sieg erklärte sich doch am Ende wie gewöhnlich für seinen Liebling, den Prinzen von Wallis. Du Guesclin hatte abermals das Unglück gefangen zu werden, und der dethronisirte Peter erhielt aus den Händen des Siegers seine Krone wieder.

Der Prinz von Wallis kehrte bald wieder nach Bordeaux zurück und nahm unsern Helden, als seinen Kriegsgefangenen mit sich, den er aber dabey beständig mit all der Großmuth begegnete, die ihm so eigen war. Heinrich von Transtamara war unterdessen zu dem Herzog von Anjou, dem Bruder Carl des Fünften und Stadthalter von Languedok geflohen, bey dem er in seinem Unglück grosse Unterstützung genoß. In kurzer Zeit gelang es ihm wirklich so viel Truppen aufs neue zusammen zu bringen, daß er noch dasselbe Jahr wieder nach Castilien zurückkehren konnte. Unser Held wendete gleichfalls alles an, um wieder auf freyen Fuß gestellt

zu werden; nach vielfältigem Bestreben erreichte er endlich seinen Endzweck, und der Prinz von Wallis entließ ihn gegen Erlegung einer Summe von hunderttausend Franken seiner Gefangenschaft.

Die Biographen unsers Helden geben vor, daß folgender Umstand sehr viel zu seiner Loslassung beygetragen haben soll. Es verbreitete sich ein Gerücht, als ob man in fremden Landen überall fest glaube, der Prinz von Wallis fürchte sich, seinen Gefangenen loszugeben. Ein Vorwurf dieser Art mußte natürlicherweise den Prinzen auf das empfindlichste kränken, und zwar um so viel mehr, da er sich bisher immer bestrebt hatte, der Welt zu zeigen, daß seine Seele keine Furcht kannte. Er ließ daher den Du Guesclin zu sich holen und redete ihn folgendergestalt an: „Herr Bertrand! „man will behaupten, daß ich mich vor euch fürchte, und es „daher nicht wage, euch in Freyheit zu setzen — Es „giebt Leute, erwiederte Du Guesclin, die es sa„gen, und ich schätze es für die größte Ehre .... Nun „dann, so will ich das Gegentheil beweisen, unterbrach ihn „der Prinz, ich gebe euch eure Freyheit wieder, und ihr mögt „selbst den Werth eures Lösegeldes bestimmen. — Laß es „hunderttausend Franken seyn, sagte der Ritter mit einem „zuversichtlichen Ton. — Wo werdet ihr aber so viel Geld her„nehmen? fragte der Prinz — Lebhaft erwiederte jener: Die „Könige von Frankreich und von Castilien, denn Heinrich „wird es vermuthlich nun schon wieder seyn, der Pabst und der „Herzog von Anjou, werden es mir leihen; auch kenn' ich „einen der die Schlüssel zu dem Kasten in Verwahrung hat,

„in

„in welchem ich diese Summe finden werde . . . . Ausserdem, „setzte er hinzu, dürft' ich nur in mein Vaterland gehen, und „bin versichert, daß die Weiber daselbst von dem was sie sich „mit Spinnen verdienen, mein Lösegeld herschießen würden.“ — In einem gesittetern Zeitalter hätte man eine solche Antwort vielleicht für die unverzeihlichste Großsprecherey gehalten; sie war aber in der That weiter nichts als eine Probe von der Freymüthigkeit unsers Helden, der sich auch wirklich gewissermaßen ein gegründetes Recht erworben hatte, vortheilhaft von sich selbst sprechen zu können. Auch fand sich der Prinz von Wallis nicht im geringsten dadurch beleidigt, und nahm das angebotene Lösegeld an, ohne sich weiter zu bekümmern, durch was für Mittel solches herbeygeschafft würde.

Kaum war Du Guesclin wieder frey, als sich viele seiner Anverwandten und Freunde bey ihm einfanden. Durch ihre Unterstützung sah er sich bald an der Spitze von zweytausend Geharnischten, mit welchen er nun ohne Verzug Heinrichen von Transtamara nacheilte. Dieser Prinz hatte bereits verschiedene Vortheile gegen seinen Bruder erfochten und belagerte eben die Stadt Toledo, da Du Guesclin mit seinem Corps zu ihm stieß. König Peter, der zum Entsatz dieser Stadt herbeyeilte, wurde geschlagen, gefangen und von seinem eignen Bruder ermordet. *) Heinrich fand nun nirgends keinen

*) Verschiedene französische Schriftsteller gehen über diese Begebenheit entweder sehr schnell weg, oder erzählen solche doch höchst ungerne und mit Widerwillen, weil es in der That nur zu sehr den Anschein hat, als ob Du Guesclin sich dabey eben nicht auf die biderste Weise betragen habe. In

keinen Widerstand mehr und sah sich bald im völligen ungestörten Besitz des so sehnlich gewünschten Thrones. Gerne hätte er

In der alten, handschriftlichen, nie gedruckten und in Versen geschriebenen Lebensgeschichte desselben, die den Titel: Roman de Bertrand de Gléaquin führt, (denn Du Guesclin und alle von seinem Hause hießen im 14ten Jahrhundert Gléaquin; ein Name der ursprünglich niederbretagnisch war, und so wie die Namen mehrerer bretagnischer Häuser in der Folge nach französischer Methode verstümmelt oder französirt wurde,) wird dieser Vorfall folgendergestalt erzählt: Nachdem König Peter das letzte Treffen verlohren hatte, entwich er in das Schloß Montiel, wo er belagert wurde. Zwar versuchte er bey Nachtzeit sich auch von hier mit der Flucht zu retten, fiel aber dabey in die Hände eines französischen Ritters, der des Villaines, zugenahmt der Stammler, (le begue) hieß. Von diesem ward er erkannt und in sein Zelt geführt. Heinrich, der bald Nachricht davon erhielt, war noch vor ihnen in das Zelt gekommen und verlangte, daß der Ritter ihm seinen Feind ausliefern sollte, für den er eine ansehnliche Summe zu geben versprach. Villaines erfüllte dies Begehren und nun zückte Heinrich seinen Dolch, um den unglücklichen König niederzustossen. Peter war zwar unbewaffnet, aber weit grösser und stärker als sein natürlicher Bruder. Er wehrte daher mit der einen Hand den Dolchstoß ab, mit der andern aber ergriff er ihn bey der Brust, warf ihn auf die Erde und fiel über ihn her. In dieser Stellung fiengen beyde mit einander zu ringen an, und Heinrich, der sich in seiner schweren Rüstung nicht recht berühren konnte, war eben auf dem Punct unterzuliegen, als Du Guesclin in Begleitung verschiedener Officiere ins Zelt trat. Das erste, so ihm in die Augen fiel, war

er seinen siegreichen Connetabel auf immer bey sich behalten; aber Du Guesclin blieb nur so lange in Castilien, als seine Gegenwart zur Sicherheit des neuen Königs durchaus nöthig war. So bald dieser keinen Feind mehr zu fürchten hatte, gieng unser Held im Jahr 1370 wieder nach Frankreich zurück, welches von neuem mit England in Krieg verwickelt war.

Aus Castilien brachte er zwar nicht mehr als funfzehnhundert Geharnischte mit; aber die Menge von Kriegern, die sich täglich bey ihm einfanden, machte, daß in kurzer Zeit dieser kleine Haufen zu einem ansehnlichen Heere anwuchs. Moyssac, Agen, Tonneins, Aiguillon, Le Port Saint-Marie und andre Städte mehr, wurden auf die Nachricht von seinem Anmarsch, von den Engländern verlassen und von den Einwohnern ohne Schwertstreich übergeben. Eben da Du Guesclin im Begrif war mit seinen Truppen zu dem Herzog von Berry zu stossen, der damals

Limo=

war die Gefahr des Prinzen Heinrichs, dem Peter den Dolch zu entreissen aus allen Kräften sich bemühte. Du Guesclin befahl so gleich einem seiner Adjutanten, einem jungen und starken Mann, den gefangenen König bey den Beinen anzufassen, ihn mit Gewalt umzuwenden und unter seinen Bruder zu legen. Auf diese Weise ward es letzterm leicht genug gemacht, ihm das Herz zu durchbohren, welches denn auch wirklich geschah. Heinrich, ließ dem unglücklichen Peter den Kopf abschlagen und vor seinem Zelt aufstecken, so wie denn auch nach der Uebergabe von Montiel, der Körper in einem Sack an den Zinnen dieses Schlosses aufgehangen wurde.

Limoges belagerte, hielt er zu Perigueux einen Rasttag, um zugleich die Festungswerke dieser Stadt zu besichtigen. Bey dieser Gelegenheit zeigte man ihm eine unfern davon gelegene Abtey, die von Natur sowohl als durch Kunst ziemlich fest war. Ein zahlreicher Haufen Engländer hatten sich derselben bemächtigt, die Mönche mit Gewalt herausgejagt, und von dem nehmlichen Tage an, das ganze umliegende flache Land in Contribution gesetzt. Kaltblütig, als ob von einem blossen Spatziergang die Rede wäre, sagte unser Held: „Man muß diese Räuber ohne Verzug aus ihren Posten vertreiben; ich will daher sogleich mit den Meinigen hin und den „Mönchen ihr Eigenthum wieder verschaffen.“ — Seine Krieger waren den Augenblick bereit, ihm zu folgen. Man bot ihm schwer Geschütz an; er schlug es aber aus, weil er überzeugt war, daß er sich auf die Tapferkeit seiner Truppen weit mehr als auf alles Geschütz verlassen konnte. Der größte Theil der Einwohner von Perigueux zog mit zur Stadt heraus, um den Ausgang dieses Unternehmens mit eignen Augen anzusehen.

Bey seiner Ankunft vor der Abtey rief Du Guesclin selbst mit lauter Stimme dem englischen Befehlshaber zu, daß er sich ergeben sollte. Dieser schlug es aber muthig ab, und unser Held befahl nun den Seinigen sogleich Sturm zu laufen. So bald nur die Leitern an die Mauer angelegt waren, stieg Du Guesclin, mit seinem Schilde über den Kopf, zuerst hinauf, und rief von oben den Franzosen zu: „Mir „nach! Kameraden! mir nach! der Platz ist unser, wir wollen „ihn den ehrlichen Mönchen wieder geben, und die Beute

„des

„des Feindes unter uns theilen." — Sie folgten; die Mauern wurden von allen Seiten erstiegen, der Kommendant getödtet, und die Besatzung sich zu ergeben gezwungen. Die Mönche nahmen nun mit frohem Herzen ihr Kloster wieder in Besitz, und Du Guesclin kehrte unter lauten Zujauchzen des Volks nach Perigueux zurück, von wo er aber schon den Tag nachher wieder aufbrach.

Neue Gunstbezeugungen der Glücksgöttin warteten bereits auf ihn. Er kam in dem Lager vor Limoges an, eben da der Herzog von Berry, des hartnäckigen Widerstandes müde, die Belagerung aufheben wollte. Du Guesclin verhinderte ihn daran. Er näherte sich den Thoren der Stadt, nannte sich, und stellte den Einwohnern, mit all der kriegerischen Beredsamkeit die ihm so eigen war, die Unnützlichkeit ihrer Widersetzung vor. Sein blosser Name that in der That so viel Wirkung, daß die Belagerten allen Muth verlohren und Limoges zwey Stunden nachher übergieng.

Der Ruf von Du Guesclins neuesten Thaten war bereits vor ihm hergegangen, als er selbst zu Paris anlangte. Jünglinge und Greise eilten ihm entgegen und das frohe Zujauchzen des Volks zeigte zur Genüge, wie theuer der Held ihrem Herzen seyn mußte. Carl empfieng ihn mitten unter seinen Hofleuten auf die herablassenste Weise. Kaum wollte es der Monarch zugeben, daß er vor ihm niederknien durfte. Er hob ihn sogleich auf, und überreichte ihm zu gleicher Zeit das Connetabelschwert von Frankreich. Der ganze Hof lobte einstimmig die Wahl des Königs, die, wie sie alle laut sagten, nie auf einen Würdigern hätte fallen können. Nur

Du Guesclin weigerte sich lange eine Würde anzunehmen, die er auf keine Weise zu verdienen glaubte, aber die Gegenvorstellungen und das dringende Anhalten des Königs bewogen ihn doch endlich nachzugeben. *) Er war der erste, der das Connetabelschwert entblößt in seiner Hand haltend, den Eid der Treue ablegte, welches sonst nur fürstliche Lehnssassen der Krone zu thun pflegten.

So bald Du Guesclin Connetabel war, stellte er sogleich dem Könige vor, wie nöthig es sey, alle Kräfte des Reichs gegen England aufzubieten, und verlangte daher, daß ihm zu Führung des Krieges wenigstens ein Heer von dreyssigtausend Mann zugestanden werden möchte; aber der König konnte ihm nicht mehr als funfzehnhundert Geharnischte bewilligen, die mit ihren Schildknappen und bewafneten Knechten in allem ohngefähr ein Corps von sechstausend Pferden ausmachten. **) Doch es vermehrte sich in kurzer Zeit ansehn-

*) „Noble Roy, chier Sire, lui disoit-il, je vous prie „chierement que vous me deportiez de cet Office, & „le bailliez à un autre, qui plus volontiers le prendra, „& qui mieux le sçaura faire. Messire Bertrand, lui „répondit le Roy, ne vous excusez point; je n'ai frere, „cousin, neveu, Comte ne Baron en mon Royaume, „qui n'obéisse à vous; & si nuls en étoient au con„traire, ils me courrouceroient tellement, qu'ils s'en „appercevroient: si prenez l'office joyeusement, & je „vous en prie." — voy: L'histoire du Connetable „du Guesclin."

**) Nach dem Bericht andrer stand Carl dem Connetabel nicht mehr als fünfhundert Geharnischte zu.

sehnlich genug. Kaum war es entschieden, daß Du Guesclin ohngeachtet der Herannäherung des Winters zu Felde gehen würde, so eilte der ganze bretagnische Adel zu seinen Fahnen, wodurch denn sein Heer um mehr als doppelt so stark, wie anfänglich ward. Olivier von Clisson, einer der berühmtesten Ritter der damaligen Zeit, der vor kurzem aus englischen in französische Dienste getreten, und eben so tapfer als Du Guesclin, zugleich aber auch weit wilder, unmenschlicher und unversöhnlicher wie unser Held war, fragte den Connetabel: wie er es wohl anfangen wolle, um einen so zahlreichen Adel gehörig zu unterhalten, zumal da er vom Könige kaum für die Hälfte Besoldung zöge? „Ich werde alle meine Güter, und „zuletzt sogar den Schmuck meiner Frau verkaufen — erwie„derte der Held — der König wird mich schon für diese Aus„gabe und Vorschuß, den ich zum Besten seines Dienstes „thun muß, schadlos halten.“ — Clisson konnte seine Bewunderung über eine eben so großmüthige als ungewöhn„liche Denkungsart nicht stillschweigend zurückhalten: „Ha! „— rief er aus — bis jetzt hab' ich noch nicht völlig den „Du Guesclin gekannt!“ —

Zu eben dieser Zeit erneuerte der Connetabel den alten Brauch der kriegerischen Brüderschaften, indem er mit eben gedachtem Olivier von Clisson seinen Waffenbund (association d'armes) schloß. Beyde Helden schwuren einander ewige Freundschaft zu, und machten sich durch einen förmlichen Contract, für sich sowohl als ihre Kinder, verbindlich, ihr Vermögen, Leben und Ehre wechselseitig zu vertheidigen, ausgenommen gegen den König von Frankreich, seine Brüder,

den Vicomte von Rohan und andre Herren, deren Vasallen sie waren. Der Herzog von Bretagne, mit dem Clisson bereits einen Zwist bekommen hatte, wird in dieser Urkunde nicht ausgenommen. Diese Waffenbrüderschaft wurde von beyden Theilen auf das feyerlichste beschworen, indem sie dabey ihre Hände auf das Evangelium legten.

Robert Knolles, einer von Eduards geschicktesten Generalen, war eben im Begrif auf Paris loszugehen; da er unterwegens die Nachricht von Du Guesclins Ankunft daselbst erhielt, so zog er sich mit seinem Heere auf das eiligste gegen das Ufer der Loire, um auf diese Weise desto leichter Poitou, Anjou, Maine, Touraine, Bretagne und die Normandie decken zu können. Aus diesen Standquartieren wurden nun die französischen Provinzen unaufhörlich von seinen Truppen beunruhigt, und um sie von dort zu vertreiben, brach unser Held sogleich auf. Als er zu Caen ankam, fanden sich alle seine Anverwandten und Freunde bey ihm ein. Er gab ihnen ein prächtiges Gastmahl, wobey alle Speisen in goldnen Schüsseln aufgetragen wurden, die er noch als einen Theil von der in Spanien gemachten Beute mitgebracht hatte. Nach Tische theilte er diese goldne Tafelgeschirre, nebst seinem Silberzeuge und dem Schmuck seiner Gemahlin unter seine Krieger mit den Worten aus: „Hier, meine lieben Kameraden, schenk ich euch alles, was ich habe, und wünsche, „euch nun desto begieriger auf die Schätze unsrer Feinde gemacht zu haben. Haltet euch fertig, denn spätstens morgen marschiren wir.“ —

Diese

Diese großmüthige That erwarb ihm vollends unumschränkte Herrschaft über die Herzen seiner Soldaten. Man brach wirklich schon um Mitternacht auf. Du Gueselin überfiel mit der bewunderungswürdigsten Schnelligkeit ein feindliches Quartier nach dem andern. Was nicht gutwillig das Gewehr von sich warf und um Gnade bat, ward entweder niedergehauen, oder doch wenigstens zerstreut. Doch auch in letzterm Fall folgte der unermüdete Sieger den Flüchtigen überall auf dem Fusse nach; verschanzten sie sich, so grif er sie in ihren befestigten Lägern an; flohen sie in die Städte, so wurden sie auch da belagert und mit Gewalt zur Uebergabe gezwungen. Knolles selbst versteckte sich in das ihm zugehörige Schloß Derval in Bretagne, und schämte sich so sehr über seine Niederlage, daß er seitdem nie wieder am Hofe des Königs von England erschien. Von seinem fürchterlichen Heer, das unser Held wie Spreu vor sich zerstäubt hatte, entkamen nur wenige nach Guienne, wo sie ihre Flucht und ihre Schande, so gut sie es nur vermochten, zu beschönigen suchten.

Unter andern merkwürdigen Thaten, die sich in diesem so glücklichen Feldzuge zutrugen, verdient besonders nachstehende angemerkt zu werden. Der Connetabel belagerte Bresoire, und war von dem Commendanten dieser Stadt, da er ihn auffodern ließ, durch eine grobe Antwort im höchsten Grade beleidigt worden. Ein bretagnischer Ritter, der Jean Du Bois hieß, gerieth hierüber in Wuth, und gelobte auf das feyerlichste, seine Fahne entweder auf den höchsten Thurm der belagerten Stadt zu pflanzen, oder über diesen gefährlichen Ver-

such umzukommen. Indessen gelung ihm doch sein Vorsatz, so kühn er auch immer war. Er war wirklich der erste, der gedachten Thurm erstieg, und seine Fahne mit dem gewöhnlichen Feldruf: Es lebe Du Guesclin unsre Zuversicht! (vive nôtre Dame du Guesclin) auf die Mauer pflanzte. Von diesem Augenblick an verlohr der Feind allen Muth, die Stadt wurde von allen Seiten erstiegen, und kein einziger Engländer entrann dem Schwert der Sieger.

In jenen an grossen und edeln Thaten so reichen Zeiten der alten Chevalerie war nichts gewöhnlicher, als daß ein jeder guter Ritter dem Tode lieber tausendmal Trotz bot, und die gefährlichsten Unternehmungen mit der kühnsten Gleichgültigkeit gegen sein Leben bestand, als daß er nur ein einzigesmal sein Gelübde gebrochen haben sollte. Du Guesclin selbst, als er Montcontour belagerte, gelobte, kein Fleisch zu essen, noch seine Rüstung eher abzulegen, bis er diesen Ort erobert haben würde: „jamais ne mangerai de chair, „ne dépouillerai ne de jour ne de nuit“ — Ein andermal that er nach dem Abendessen das Gelübde: Bevor keinen Bissen wieder zu sich zu nehmen, als bis er bey den Engländern das Blaue im Auge gesehen, und sie zu einem Treffen gezwungen hätte. Noch ein andermal sagte er zu den Bürgern von Terrascon, die er belagerte: „j'ai fait voeu „à Dieu & à Saint Yves, que par force d'Assault vous „aurai.“ —

Die strenge Witterung des Winters zwang beyde Theile, allen fernern militärischen Operationen ein Ende zu machen, und der Connetabel erhielt vom Könige Befehl, seine Truppen aus-

auseinander gehen zu lassen. Dies wäre nun zwar leicht genug zu bewerkstelligen gewesen; denn ein jeder Krieger wünschte von Herzen einige Monate über sich ausruhen zu können; aber sie verlangten dabey auch den für ihre bisher geleisteten Dienste versprochenen rückständigen Sold, und der Hof hatte noch kein Geld zu diesem Behuf auszahlen lassen. In dieser Verlegenheit faßte Du Guesclin schnell seinen Entschluß, und theilte abermals eine ansehnliche Summe Geld, welches er nur eben aus Castilien erhalten hatte, unter die braven Gefährten und Theilnehmer seiner Siege aus. Er sagte bey dieser Gelegenheit zu seinen Freunden, die über diese ausserordentliche Freygebigkeit voll Erstaunens waren: „Der König, „mein Herr, wird mir diese Summe schon wieder ersetzen, so „bald er nur kann. Möchte er mir nur die Gewalt ertheilen, „mit seinen Rentmeistern und Pächtern Abrechnung zu halten; „und ich bin gewiß überzeugt, daß ich sodann nicht allein seine „Kasse mit Geld anfüllen und seine Soldaten bezahlen, son„dern auch seine arme Unterthanen von einer Menge drücken„der Auflagen würde befreyen können." —

Seitdem Du Guesclin durch seine Rückkehr nach Frankreich den Sieg, so zu sagen, gezwungen hatte, sich wieder für seine Landsleute zu erklären, schienen die Engländer gar nicht mehr die nemlichen wie zuvor zu seyn. Zwar waren sie nicht minder brav, aber jene kaltblütige Kühnheit, die ihnen so oft den Sieg über die aufsprudelnde Hitze der Franzosen verschafte, hatte sich fast gänzlich verlohren. Tag und Nacht sann Du Guesclin auf die Ausführung seiner grossen Entwürfe. Berry war der Sammelplatz, den er

seinen Kriegern bestimmt hatte, und wo er sich im Frühjahr 1372 bey ihnen einfand. Die englischen Generale wußten nicht, wo das Ungewitter ausbrechen würde, welches sich über ihren Häuptern zusammen zog. Der Connetabel öfnete endlich den Feldzug an der Spitze von mehr als dreytausend Lanzen, unter welchen sich der Kern des französischen Adels befand. Er drang in Poitou ein; verschiedene feste Städte und Schlösser ergaben sich ohne Schwertstreich, was aber Widerstand zu leisten wagte, wurde mit Sturm weggenommen. Die Engländer, die sich zu Poitiers befanden, erwarteten stündlich den Angrif der Franzosen, aber wider Vermuthen wandte sich der Connetabel gegen Saint Severe, einer festen Stadt in der Provinz Limousin, welche die Herzoge von Berry und Bourbon, obgleich mit schlechtem Erfolg, bisher belagert hatten.

Du Guesclin ließ bey seiner Ankunft daselbst die englische Besatzung sogleich auffodern. Aber stolz auf ihre Festungswerke beschimpften die Belagerten seinen Herold, und trugen ihm auf, dem Connetabel zu sagen: Er möchte nur die Stadtmauern in der Nähe in Augenschein nehmen, und die Tiefe der Gräben mit eignen Augen messen, dieses würde ihm schon alle Lust benehmen, sich an ihnen zu reiben. Unser Held hörte diese spitzige Antwort dem Anschein nach ganz gelassen an, nahm den Olivier Clisson, seinen würdigen Waffenbruder, den Marschall von Sancerre und den tapfern Alain Taillecol mit, und näherte sich den Festungswerken so sehr als er nur konnte, um die schwächsten Stellen derselben desto genauer auszuforschen. Während dem er und seine drey

Gefähr-

Gefährten hiemit beschäftigt waren, fuhr die Besatzung beständig fort, sie auszuhöhnen. „Eure Leitern sind zu kurz — „sagten sie unter andern — und unsre Thürme zu hoch; sollt „es euch ja auch gelingen, unsre tiefen Gräben jemals anzufül„len, so wird es doch nur durch die Körper getödteter Fran„zosen geschehen, die hier ihr Grab finden werden.“ — „Wenn dem so ist — antwortete der Connetabel im Fort„gehen — „so wird sich derjenige Ruhm genug erwerben, „der innerhalb vier Tagen Herr von dieser Stadt seyn „wird.“ —

Die Werke waren in der That fest genug, und die Engländer hatten nicht so ganz Unrecht, wenn sie sich auf die Güte derselben verliessen. Der Connetabel selbst gestand es, und alle französischen Generale waren der Meynung: man müsse sich nicht muthwillig der Schande aussetzen, diesen Ort fruchtlos angegriffen zu haben. Dem allen aber ohngeachtet blieb doch Du Guesclin fest bey seinem Vorsatz, keinen Schritt zu weichen; denn vermögen wohl Hindernisse den Helden abzuschrecken? — Er ließ alle Anstalten zu einem allgemeinen Sturm machen. Beyde Theile fochten mit gleicher Unerschrockenheit, und lange blieb der Sieg zweifelhaft, ohne sich ins besondre weder auf diese noch auf jene Seite zu neigen. Endlich trennte die Nacht die Streitenden; ein zweyter Angrif wurde auf den andern Morgen verschoben.

Während dem man sich noch dazu bereitete, verfügten sich Gottfried Payen, ein bretagnischer Ritter, nebst funfzehn seiner Kameraden bis an die Contrescarpe des Grabens, und boten den Engländern dicht vor den Augen Trotz. Ein

Hagel von Pfeilen stürzte auf diese Verwegenen herab, aber kein einziger ward verwundet. Von ohngefähr fiel die Streitaxt des Ritters Payen in den Stadtgraben. Er wollte sie wieder haben, und sprang herab. Die übrigen folgten ihm; Payen hob seine Streitaxt glücklich auf, aber keiner von ihnen vermochte aus dem tiefen und steilen Graben wieder herauf zu klimmen. Als die Nachricht von diesem Unfall in dem Quartier der Bretagner erscholl, rüsteten sie sich in Hast, eilten herbey, und nahmen statt einer alle Sturmleitern mit sich, die sie nur habhaft werden konnten. Die erste in den Graben herabgeworfene Leiter schien dem unerschrocknen Payen lang genug zu seyn, um mit Hülfe derselben den Obertheil der Stadtmauer erreichen zu können. Voll Hofnung sich an dem Hohn der Engländer zu rächen, legte er sie an, und in wenig Augenblicken standen er, und noch fünf andre Ritter auf den Zinnen der Mauer, und waren mit den Feinden handgemein geworden. Aufgemuntert durch dies Beyspiel folgten ihnen ihre übrigen Landsleute muthig nach. Bald ward das Gefecht allgemein; denn so bald es die im Lager Zurückgebliebenen erfuhren, liessen sie sich nicht länger zurückhalten, sondern nahmen gleichfalls an dem Sturme Theil. Auf diese Weise ward nach einer hartnäckigen Gegenwehr die Stadt endlich von allen Seiten erstiegen und erobert.

Nun hatte der Connetabel Freyheit genug, seinen übrigen Operationsplan zu verfolgen. Seine erste Absicht war vornemlich auf die Eroberung von Poitiers gerichtet; doch wünschte er, um seine Truppen zu schonen, mit so wenig Blut, als nur immer möglich wäre, diesen Ort zu erkaufen.

Ein

Ein heimliches Verständniß, das er bisher mit einigen von den dortigen Einwohnern unterhalten hatte, machte ihm Hofnung, diesen Endzweck glücklich zu erreichen; nur mußte, wenn anders der Ausgang den Wünschen des Connetabels entsprechen sollte, die ganze Sache so heimlich als möglich gehalten, und der Feind auf eine geschickte Art hintergangen werden. Beym Anfange des Feldzuges waren die Engländer freylich für die Hauptstadt von Poitou äusserst besorgt gewesen, und hatten daher eine starke Besatzung hinein geworfen; da sie aber sahen, daß de Connetabel sich mit seinem Heer gegen die Provinz Limousin wandte, zogen sie sogleich den größten Theil ihrer Truppen wieder heraus, um Saint Severe zu retten. Dieser Entsatz langte in eben dem Augenblick an, da diese Festung auf oben gemeldete Art erobert wurde. Die Engländer zogen sich nun auf das eilfertigste zu der grossen Armee zurück, die der schon oft erwähnte Captal von Buch commandirte, und bald nachher verbreitete sich das Gerücht: der Connetabel sey Willens, diese Armee anzugreifen.

So bald der Captal durch seine Spione Nachricht davon erhielt, zog er in Eil alle seine Truppen zusammen, und erwartete stündlich den Angrif. Während dem gieng der Connetabel mit dreyhundert Lanzen gerade auf Poitiers los, wo er bey Tages Anbruch ankam. Die Verschwornen öfneten ihm sogleich die Thore, und die englische Besatzung war gezwungen, sich ins Schloß zu ziehen. Auf allen Strassen erschallte das freudige Geschrey! Franzosen! Franzosen! Carl der Fünfte! und Du Guesclin! Halb angekleidet, eilte männiglich herbey, fiel auf die Knie nieder, und dankte

Gott,

Gott, daß er diese gute Stadt wieder unter die Herrschaft ihres rechtmässigen Souverains zurückkehren ließ. Mit Freudenthränen im Auge umfaßten sie das Knie ihres Befreyers, den sie den Wiederhersteller ihrer Ruhe, die Stütze des Vaterlandes, den wärmsten Freund des Königs, und den Zertrümmerer der englischen Hoheit nannten; und so ward denn unser Held unter dem frohen Getümmel des Volks wie im Triumph nach der Cathedralkirche begleitet.

Den Tag darauf ward das Schloß angegriffen. Einige englisch gesinnte Bürger waren mit der Besatzung zugleich hinein geflüchtet, und der Connetabel traute sich anfänglich mit seiner wenigen Mannschaft nicht, den ungleich zahlreichen Feind zur Uebergabe zu zwingen. Aber die ganze Bürgerschaft ergrif die Waffen, vereinigte sich mit seinen Kriegern, und schrie: man sollte sie zum Sturm führen. Jünglinge und Greise trugen Faschinen, Leitern und Waffen herbey. Die Graben wurden bald angefüllt, und die muthigen Bürger erstiegen das Schloß glücklich, wo sie sich durch ein entsetzliches Gemetzel für die Beleidigungen zu rächen suchten, die sie in vorigen Zeiten von den Engländern hatten ertragen müssen. Nur mit genauer Noth vermochte der Connetabel einige wenige dieser unglücklichen Schlachtopfer ihrer Wuth zu entziehen.

Schon seit einer geraumen Zeit war immer eine der Hauptabsichten unsers Helden auf Rochelle gerichtet gewesen; aber ohne eine Flotte, die von der Seeseite zugleich diese Stadt einschliessen konnte, blieb ihm wenig Hofnung zu ihrer Eroberung übrig. Natürlicherweise mußte ihm daher die

Nach-

Nachricht, daß eine spanische Flotte im Angesicht des dortigen Hafens geankert hatte, höchst erwünscht seyn. Sobald er nur von der Gewißheit dieser Nachricht vollkommen überzeugt war, so beorderte er sogleich einige Compagnien nach Rochelle aufzubrechen und trug ihnen zu gleicher Zeit auf, sich des an der Mündung der Charente gelegenen Forts Soubise zu bemächtigen. Aber dieses Detaschement wurde vom Captal von Buch an der Spitze von zweyhundert Lanzen angegriffen, geschlagen und die beyden französischen Befehlshaber, die Herren De Pons und Thibaut Dupont zu Gefangenen gemacht. Doch Yvain von Wallis, ein geschworner Feind des Königs von England, der seinem Vater den Kopf abschlagen lassen und ihn selbst seines Fürstenthums beraubt hatte, machte daß der Captal sich nicht lange seines Sieges zu erfreuen hatte. Er überfiel mit vierhundert Castiliern, die er von der Flotte genommen hatte, das Lager des Captals unvermuthet in der Nacht. Alle Engländer wurden bey diesem Ueberfall entweder getödtet oder zu Gefangenen gemacht und dies letztere Schicksal wiederfuhr dem Captal selbst, der fünf Jahre nachher in seiner Gefangenschaft starb. Yvain eroberte hierauf Soubise und kehrte sodann, nachdem er zuvor Besatzung in dieser Festung zurückgelassen hatte, mit seinen Gefangenen zu der spanischen Flotte zurück.

Kurze Zeit nachher bemächtigten sich die Franzosen der Städte, Saint Mairant, Angouleme, Taillebourg, Saint Jean d'Angely und Saintes. Dieses gelung ihnen um so viel leichter, da die französischgesinnten Einwohner dieser Städte sich gegen die darinn liegenden englischen Besatzungen empör-

empörten. Auch Rochelle selbst fiel durch die List des dortigen Bürgermeisters, Johann Cadorier, in ihre Hände. Dieser lud den englischen Commandanten zu einem prächtigen Gastmahl ein, und zeigte ihm eine Ordre des Königs von England, worin der Monarch befahl, daß alle Soldaten von der Garnison sowohl als auch alle Bürger, die nur vermögend wären die Waffen zu tragen, gemustert werden sollten. Der Commandant, der so wie die meisten Krieger damaliger Zeit weder lesen noch schreiben konnte, besah bloß das Petschaft und erkannte es für das Siegel seines Königs, dessen Willen er sogleich zu erfüllen bereit war. Am andern Morgen zog er wirklich bis auf einige wenige Posten alle Truppen aus dem Schloß heraus, welches in dem nemlichen Augenblick von zweyhundert bewafneten Bürgern, die Cadorier hinter ein verfallnes Gemäuer versteckt hatte, besetzt ward. Die Engländer wurden nun von den übrigen Bürgern auf allen Seiten eingeschlossen und endlich gezwungen, sich gefangen zu geben; worauf die Rocheller sogleich Deputirte an den Connetabel abschickten und ihre Stadt dem König von Frankreich gegen gewisse Bedingungen *) anboten, die ihnen denn auch alle zugestanden und bestätiget wurden.

Durch die Besitznehmung von Rochelle waren nun die Provinzen Aunis, Saintonge und Poitou bis auf einige wenige

*) Die Hauptpuncte welche sich die Bürger von Rochelle bey ihrer Uebergabe an König Carl dem Fünften ausbedungen waren folgende: 1) sollte das Schloß geschleift, 2) eine Münzstätte mit eben den Freyheiten wie zu Paris in Rochelle errichtet und 3) diese Stadt niemals von den Krongütern

wenige Plätze glücklicherweise wieder mit der französischen Krone vereinigt worden; nur blos das Fort Thouars war der einzige Ort von Wichtigkeit, der sich noch in feindlichen Händen befand. Der Connetabel belagerte diese Festung im Monat Junius (1372) und brauchte dabey schweres Geschütz, womit er den Engländern so zusetzte, daß sie alle Lust zu fernerer Gegenwehr verlohren und Abgeordnete in das französische Lager schickten. Sie versprachen die Festung zu übergeben, woferne nicht der König von England bis zum Ende des Septembers sie entsetzen würde, während dieser Zeit aber bedungen sie sich einen Waffenstillstand aus. Ihr Verlangen ward zugestanden, und nun reiseten aus Thouars sogleich Deputirte nach England ab. Eduard rüstete sich auch in der That zu ihrem Entsatz, seine Flotte ward aber von widrigen Winden aufgehalten, so daß er endlich unverrichteter Sache wieder zurückkehren mußte. Indessen verstrich die Zeit des Stillstandes und die Besatzung, nachdem sie lange genug der gehoften Hülfe vergebens entgegen geharrt hatte, ergab sich den Connetabel, der nun wegen des herannahenden Winters sein Heer nach Sitte der damaligen Zeit auseinander gehen ließ.

Im folgenden Frühjahr brach Du Guesclin schon sehr zeitig wieder auf und vertrieb die Engländer vollends aus Poitou, Aunis und Saintonge. Unterdeß wurde das Bündniß

gütern abgesondert oder verdussert werden. Ueberdem wurden ihnen noch manche andre beträchtliche Vortheile zugestanden; z. B. daß niemals eine Art von Steuer ohne vorhergegangene Einwilligung der Bürgerschaft erhoben werden sollte. u. d. m.

niß des Herzogs von Bretagne mit dem König von England bekannt, laut welchem dieser von ersterm einige feste Plätze erhalten sollte. Dieser Tractat brachte den größten Theil des bretagnischen Adels so auf, daß sie sich sämmtlich gegen ihren Herzog empörten und Carl den Fünften um seinen Beystand baten. Der König stund ihnen ihre Bitte zu, und befahl dem Connetabel mit einer beträchtlichen Anzahl Truppen nach Bretagne zu gehen. Der unserm Helden so getreue Sieg folgte auch diesmal seinen Fahnen. Dinan, Vannes, Jugon, Luzumont, Gni=la=Foret, la Roche=Derien, Guincamp, Saint Mathieu de Finepoterne, Guimpercorentin, Saint Malo und Ploermel öfneten ihm ihre Thore; nur in Hennebond wagte man sich zu widersetzen. Der Connetabel näherte sich selbst in eigner Person der Stadtmauer so sehr er nur konnte, und redete die Bürger von Hennebond mit folgenden Worten an: „Hört ihr Männer darinnen, es ist nichts gewisser, als daß wir zu euch „hineinkommen und noch heute in eurer Stadt zur Nacht essen „werden; unterfängt sich aber jemand von euch einen Stein „auf uns zu werfen oder sonst auf irgend eine Art einen von „den Unsrigen zu verwunden, so gelob ich bey Gott, keinen „von euch beym Leben zu lassen!“ — Diese Rede that vollkommen ihre Wirkung, und die Bürger verschlossen sich nun von Stund an in ihren Häusern. Die Stadt wurde bald darauf mit stürmender Hand eingenommen und alle darinn befindliche englische Soldaten niedergehauen; mit dem Betragen der Bürger hingegen war Du Guesclin so zufrieden, daß er seinen Kriegern durchaus alle Plünderung auf das schärfste untersagte und überhaupt genaue Mannszucht halten

ließ.

ließ. Auf eben diese Weise bemächtigten sich die Franzosen nach und nach beynahe aller festen Plätze des Landes, und unser Held kehrte nach glücklicher Endigung dieses Feldzuges mit neuen Lorbeeren bekränzt an den Hof zurück.

Um diesen Aufsatz, der so schon stärker als wir anfänglich vermutheten, geworden ist, nicht noch mehr zu vergrössern, wollen wir von hieran künftig alle Abwege so viel wie möglich zu vermeiden suchen, und bey der Geschichte der letzten Lebensjahre unsers Helden nur einzig und allein Hauptvorfälle zu unserm Augenmerk nehmen. Wir übergehen daher alle Begebenheiten, die sich innerhalb den Jahren 1374 bis 1378 zutrugen, weil solche auch überdem mehr zur eigentlichen Geschichte von Frankreich, als zur Geschichte des Connetabels Du Guesclin gehören; nur einige Vorfälle von 1378, an welchen er selbst beträchtlichen Antheil hatte, wollen wir hier mit wenig Worten erwähnen.

König Carl der Fünfte, der mit Recht Ursache hatte, über die Verrätherey und hinterlistigen Nachstellungen des Königs von Navarra aufgebracht zu seyn, befahl dem Herzog von Bourgogne und dem Connetabel an der Spitze eines ansehnlichen Heers nach der Normandie aufzubrechen und aller Plätze sich zu bemächtigen, die der König von Navarra in dieser Provinz noch besaß. Anfänglich fanden sie zwar mehr Schwierigkeiten vor sich als sie geglaubt hatten, aber mit der Zeit ward doch ein Ort nach dem andern glücklich erobert, wobey ihnen besonders ein ansehnlicher Train schweres Geschütz, eine in den damaligen Zeiten noch ziemlich neue Erfindung, trefliche Dienste leistete. In kurzer Zeit war nichts

nichts mehr als Cherbourg übrig, welchen Ort der König von Navarra an den König Eduard abgetreten hatte, und wo eine starke englische Besatzung, die mit allen Nothwendigkeiten reichlich versehen war, in Garnison lag. Diese Stadt wurde nun ohne Verzug von unserm Helden förmlich belagert; aber theils der muthige Widerstand, den er hier antraf, theils auch die Herannäherung des Winters zwangen ihn endlich die Belagerung wieder aufzuheben.

In eben diesem Jahre wurde auch das in der Geschichte von Frankreich so berüchtigte Lit de Justice über Johann von Montfort, Herzog von Bretagne zu Paris gehalten, wodurch dieser Prinz seines Herzogthums und seiner Würde als Pair von Frankreich verlustig erklärt ward, so wie denn auch zufolge dieses Endurtheils, seine sämmtlichen Domainen, zum Nutzen der Krone eingezogen werden sollten. Die Vornehmsten des bretagnischen Adels waren zu diesem Lit de Justice eingeladen worden, und unser Held mußte sich daher auch dabey einfinden. Er erschien mit der finstern, ernsthaften Miene eines Helden, der über das Unrecht seines Landesherrn zwar erröthet, aber zu gleicher Zeit auch seinen Irrthum beklagt und die nichtswürdigen Hofschranzen verflucht, die ihn verführt hatten. Während dem alle Anwesende mit lauten Lobeserhebungen das Verfahren des Königs gegen seinen pflichtwidrigen Vasallen priesen, beobachtete Du Guesclin das tiefste Stillschweigen, und suchte nur den Kummer zu verbergen, der an seinem Herzen nagte. Dies Stillschweigen nutzten seine Feinde und Neider — denn welchem grossen Mann hat es wohl jemals an Neidern gefehlt? — Sie flöß-

ten

ten dem Monarchen Mißtrauen gegen den rechtschaffensten seiner Diener ein, und beschuldigten den Connetabel geradezu, eines heimlichen Verständnisses mit dem abgesetzten Herzog von Bretagne.

So abgeschmackt dieses Vorgeben auch immer war, so ließ sich der leichtgläubige König doch hintergehen; besonders da sein Günstling de la Riviere ihn heimlich immer mehr und mehr in der Meynung, daß der Connetabel treulos an ihm handle, zu bestärken suchte. Von der ersten Hitze hingerissen schrieb der Monarch (im Jahr 1379) an unsern Helden in sehr harten Ausdrücken, die hinlänglich genug anzeigten, daß er die Gunst und das Vertrauen seines Königs gänzlich verlohren hatte. Zwar würde Du Guesclin, bey dem inneren Bewußtseyn seiner Rechtschaffenheit den Verlust seines Glücks immerhin ohne Murren ertragen haben; aber der Gedanke, daß man fähig war seine Treue zu bezweiflen, war in der That die bitterste Beleidigung, die diesem edlen Mann nur zugefügt werden konnte. Wäre Du Guesclin wirklich der Mann gewesen, für den man ihn hielt, so würde er gewiß die Liebe und Achtung, die er bey dem Heere sowohl als bey allen Edeln der Nation in so reichem Maasse genoß, gemißbraucht und an seinen Verläumdern die grausamste Rache genommen haben; so aber verschmähte seine erhabene Seele jeden pflichtwidrigen Gedanken, der seiner nicht würdig war. Er begnügte sich daher blos, gleich nach Empfang des königlichen Handschreibens, das Connetabelschwert zurückzuschicken und hiermit freywillig einer Würde zu entsagen, die er nie begehrt, und die man

ihm, so zu sagen, fast mit Gewalt aufgedrungen hatte. *)

Sobald die Ungnade, die der König auf den Connetabel geworfen hatte, in Paris bekannt wurde, gerieth männiglich darüber in die äusserste Bestürzung. Der gemeine Haufen des Volks hielt sich nun so gut, als wie verlohren, und wähnte jeden Augenblick den Feind vor den Thoren der Stadt zu sehen. Der vernünftige Bürger seufzte heimlich, und der tückische Hösling unterstand sich selbst nicht seine boshafte Schadenfreude öffentlich blicken zu lassen. Wer aber vermag die rührende Betrübniß der braven Kriegsgefährten des Helden zu schildern? — Unter Du Guesclins Anführung hatte sich bisher immer ein jeder für unüberwindlich gehalten, nun

*) An eben dem Tage da der König dem braven Du Guesclin das Connetabelschwert überreichte, sagte dieser Held unter andern zu dem Monarchen: „Sire, votre Majesté „m'expose à l'envie de tout le monde, & me met en bute „à la médisançe; & s'il arrivoit qu'elle fût surprise par „l'artifiçe de quelques cabales, je supplie vôtre Maje„sté de n'y point prêter l'Oreille, & même de vouloir „bien m'instruire de ce que la maliçe des gens de cour „pourroit m'imputer." — Hätte der König sich dieser Worte zur rechten Zeit erinnert, so würde er sich eine sehr unnütze Reue erspart haben; so aber verdammte er ungehört auf das blosse Angeben nichtswürdiger Verläumder den größten seiner Helden und den tugendhaftesten Mann seines Reichs. In der That ein Benehmen, das man von einem Fürsten, dem die Geschichte den ehrenvollen Beynamen des Weisen giebt, nicht hätte erwarten sollen. —

nun vernahm er so unverhofter Weise seinen Sturz, und jeder glaubte mit ihm zugleich zu fallen. Ihr bewährter Muth verließ sie beynahe gänzlich. Jetzt da ihr heldenmüthiger Führer nicht mehr an ihrer Spitze stand, schien ihnen der Feind, ohngeachtet er ihnen so oft den Sieg hatte überlassen müssen, fürchterlicher als jemals zu seyn. Jeder Officier und gemeine Soldat bedauerte den Verlust ihres Feldherrn und beweinte ihn als seinen Vater. Von ihrer kriegerischen Hitze hingerissen, entströmten ihren Lippen die bittersten Verwünschungen gegen die Nichtswürdigen, die ihn gestürzt hatten. Selbst die Prinzen vom Geblüt nahmen sich der verläumdeten Unschuld auf das ernstlichste an, und liessen nicht eher nach, als bis der König seinen Irrthum einzusehen anfieng, und ihnen auf das feyerlichste versprach, durch eine Menge Ehrenbezeugungen und Wohlthaten, sein Versehen so viel wie möglich wieder gut zu machen.

Diesem Entschluß zufolge schickte König Carl die Herzoge von Anjou und von Bourbon an den Connetabel ab. Sie fanden ihn zu Pontorson, wo er seiner Betrübniß über die schimpfliche Vermuthung, die der König von ihm hegte, freyen Lauf ließ, und wo er, wie man behaupten will, bereits Anstalten machte, nach Spanien zu gehen, um daselbst die übrigen Tage seines Lebens, die man ihm nicht erlauben wollte, dem Vaterlande zu weihen, in der Einsamkeit zuzubringen. Beyde abgeordnete Prinzen gaben ihm im Namen des Königs das Connetabelschwert zurück und baten ihn, wieder mit ihnen nach Paris zu reisen; zu gleicher Zeit betheuerten sie ihm auch, daß der König seinen Irrthum

bereue und ihm seine ganze Gnade wieder geschenkt habe. Diese Genugthuung genügte den Helden; er erbot sich sogleich mit ihnen abzureisen. Seine Ankunft zu Paris und seine Wiedererscheinung bey Hofe glich vollkommen einen der alten öffentlichen Triumphaufzüge. Der König empfing ihn so, wie es die wichtigen Dienste verdienten, die dieser Held dem Staate geleistet hatte, und unterließ nichts, wodurch er nur einigermaassen jenen beleidigenden Verdacht wieder gut zu machen glauben konnte. Sogar de la Riviere, jener elende Hofschranze, der so viel zu der Ungnade des Connetabels durch seine Verläumdungen beygetragen hatte, schmeichelte ihm jetzt auf die kriechendste Weise; dahingegen das Volk durch die lautesten Ausbrüche der reinsten Freude hinlängliche Beweise von der Achtung und Liebe ablegte, die ein jeder für den unschuldig verläumdeten Held empfand.

Du Guesclin erhielt bald nachher den Auftrag nach dem südlichen Theil von Frankreich zu gehen, wo die englischen Streifereyen aufs neue Schrecken und Verwüstung an allen Orten zu verbreiten anfiengen. Er brach sogleich auf und drang mit seinen muthigen Kriegern, die froh waren, ihn wieder bey sich zu haben, in Guienne ein, wo er dem Feind verschiedene feste Plätze abnahm. Im folgenden Feldzug, im Jahr 1380, welches das letzte seines Lebens war, durchzog er Bourbonnois und Auvergne, und der Sieg folgte wie gewöhnlich überall seinen Schritten. Endlich übernahm er die Belagerung des im Ländchen Gevaudan gelegenen festen Schlosses Chateauneuf de Randan. Hier überfiel ihn eine hartnäckige Krankheit, gegen die alle Kunst der Aerzte scheiterte

terte und die in kurzer Zeit seinem Leben ein Ende machte Mit der ruhigsten Gelassenheit und mit aller Standhaftigkeit eines Helden, der so oft in dem fürchterlichsten Schlachtgetümmel dem Tode Trotz geboten hatte, sah er muthig dem letzten entscheidenden Augenblick entgegen. Und so gab er denn den 13ten Julius 1380 in den Armen seiner Freunde und Waffengefährten seinen heldenmüthigen Geist auf.

Dieser Todesfall, der noch dazu so unvermuthet kam, versetzte das ganze Lager in die äusserste Betrübniß. Ueberall hörte man nichts als Seufzer und lautes Wehklagen. Alle Soldaten, vom Ersten bis auf den Geringsten, waren immer auf ihren Feldherrn stolz gewesen, und beweinten ihn nun als ihren gemeinschaftlichen Vater. Haufenweise versammelten sie sich vor das Zelt des Verstorbenen, und mit Thränen im Auge, begehrten sie nur noch einmal seinen entseelten Körper zu sehen. Sogar die Feinde, die so oft Zeugen seines Muths gewesen waren, liessen seinem Andenken alle Gerechtigkeit wiederfahren. Die Belagerten hatten versprochen sich zu ergeben, woferne sie bis zu einer bestimmten Zeit nicht entsetzt werden sollten. Ohngeachtet Du Guesclin nicht mehr war, so hielten sie es doch für ihre Pflicht selbst nach seinem Tode noch ihm ihr Wort zu halten. Der englische Commandant verließ mit seinen vornehmsten Officieren die Festung, kam ins Lager und begab sich in das Zelt des entblaßten Helden, wo er niederkniete und die Schlüssel von Chateauneuf de Randan auf den Sarg hinlegte.

Du Guesclin war in jedem Betracht das Muster eines vollkommenen Ritters, einer der größten Generale seiner

Zeit, und die Ehre ſeines Vaterlandes. Von der Natur ganz zum Krieger gebildet, gab er in allen Vorfällen ſeines thatenvollen Lebens die einleuchtendſten Beweiſe von ſeinem unerſchütterlichen Muth, ſeinen rieſenmäſſig körperlichen Kräften und ſeinen auſſerordentlichen militäriſchen Talenten. Aus allen Turnieren und andern ritterlichen Kampfſpielen, die er in ſeiner Jugend beywohnte, kehrte er immer als Sieger zurück. Durch die Schlacht bey Cocherell, die er den 19ten März 1364 gegen die Navarreſer gewann, und in welcher er den berühmten Captal von Buch zum Gefangenen machte, erweckte er aufs neue den ſchon ganz geſunkenen Muth der Franzoſen, und ließ auf der Bahn des Ruhms alle ſeine Nebenbuhler weit hinter ſich zurück. Er wurde zweymal gefangen, das erſtemal bey Aurai, wo er, nachdem er Wunder der Tapferkeit gethan hatte, ſich am Ende doch dem braven Chandos ergeben mußte, und zum zweytenmal in der Schlacht bey Navarette in Spanien. In der Folge bekriegte er die Engländer in all den Provinzen, die ſie in Frankreich beſaſſen; nicht zufrieden, daß er ſie aus Poitou, Saintonge, Rouergue, Limouſin und Perigord verjagt hatte, nahm er ihnen ſogar einen beträchtlichen Theil von Guienne ab. Oft ſah man ihn alle ſeine Baarſchaft den Bedürfniſſen ſeiner Soldaten aufopfern. Mit einem Worte, jede ſeiner Thaten, war ein unvergängliches Denkmal ſeines Ruhms. Dieſer im Schlachtfeld ſo gefürchtete, im Angeſicht des Feindes ſo ſchreckliche Held, war zu gleicher Zeit zärtlich, menſchlich und mitleidig. Ohne Unterlaß wiederholte er ſeinen Kriegern die Worte: „Erinnert euch immer, was ich „euch ſo oft geſagt habe, daß das Frauenzimmer, die Kinder,

„die

„die Geistlichen und das arme Landvolk, in welchem Staate „wir auch kriegen, nicht unsre Feinde sind, und daß wir „unsre Waffen zu keinem andern Endzweck als zur Beschützung „der Hülflosen tragen.“ —

Auf seinem Sterbebette ließ sich Du Guesclin das Connetabelschwert reichen, welches er entblößte, und eine Weile mit Stillschweigen betrachtete. Hierauf sammlete er alle seine noch übrigen Kräfte, und sprach zu dem Marschall von Sancerre, indem er ihm den Degen überreichte: „Nehmt die„ses Schwert von meinen Händen an; wenn Ihr es dem „Könige überreichen werdet, so bitte ich Euch auf das instän„digste, ihm meine ganze Erkenntlichkeit für seine Wohlthaten „und meine bittre Reue über die Fehler zu bezeugen, die ich „etwa gegen seinen Dienst, obgleich nie mit Wissen und Wil„len, begangen habe.“ — Dann wandte er sich zu seinem lieben Waffenbruder Olivier Clisson: Herr Olivier — „sagte er zu ihm — ich fühle, daß der Tod mir sehr nahe „ist, und vermag daher nicht viel mehr zu sprechen. Sagt „dem König, wie bekümmert ich bin, daß ich ihm nicht län„ger dienen kann. Ihm noch treuer zu dienen, als ich that, „stand nicht in meinen Kräften; hätte mir Gott aber das „Leben gefristet, so hätte ich gute Hofnung gehabt, sein Reich „vollends von seinen Feinden, den Engländern, zu säubern. „Indessen hat Er noch gute Leute in seinen Diensten, die Er „mit dem besten Erfolg hiezu wird brauchen können, und vor„nemlich Euch, Herr Olivier. Auch bitt ich Euch, meine „Frau und meinen Bruder der Gnade des Königs aufs beste „zu empfehlen — und nun lebt wohl. . . . Ich kann

„nicht mehr." — — Dieses traurige Lebewohl preßte Zähren aus Clissons Augen, die einzigen, die er vielleicht in seinem ganzen Leben vergossen hat.

In dem Testament des Connetabels, datirt vom neunten und zehnten Julius 1380, im Lager vor Chateauneuf de Randan, verordnete er: daß man seinen entseelten Körper in das Grab seiner Vorfahren nach Dinan führen sollte. Schon war die Leiche dahin abgegangen, und zu Mans angekommen, als ein königlicher Befehl einlief, sie nach der Abtey Saint Denis zu bringen. Hier war es, wo Carl den Leichnam dieses Helden in eben die Gruft beysetzen ließ, die er für sich und seine Gemahlin die Königin Anna von Bourbon hatte verfertigen lassen. Du Guesclins Grabmal prangt daselbst mit folgender edeln und simpeln Aufschrift:

Ici gist noble homme messire Bertrand du Guesclin, Comte de Longueville, Connestable de France, qui trépassa au Chastelneuf de Randan en Givodan en la Senechaussée de Beaucaire, le treizieme de Juillet 1380. Priez Dieu pour luy.

König Carl der Fünfte überlebte den Connetabel nicht lange; er starb noch in dem nemlichen Jahr. Sein Sohn und Thronfolger Carl der Sechste erneuerte zehn Jahr nachher (1389) das Gedächtniß unsers Helden durch ein sehr feyerliches Leichenbegängniß. An der Spitze der Leichenprocession befanden sich der Connetabel Olivier von Clisson, der wärmste Freund und Nachfolger des Verstorbenen; desgleichen die

die Marschälle von Frankreich Ludwig von Sancerre und Mouton de Blainville. Nach altem Brauch wurden die Waffen und Pferde des entseelten Helden bey dieser Ceremonie zum Opfer dargebracht. Der Bischof von Auxerre hielt die Seelenmesse, und bestieg nachher die Kanzel, wo er über die Worte: nominatus est usque ad extrema terræ, (Sein Name wird genannt werden von einem Ende der Erden bis zum andern) die er sich zum Text gewählt hatte, eine Leichenrede hielt, von der man sagt, daß sie die erste gewesen seyn soll, die jemals in einer Kirche in Frankreich gehalten worden ist. Die rührende Beredsamkeit des Bischofs und die zärtliche Erinnerung an einen Helden, den die meisten von den Anwesenden noch bey seinen Lebzeiten gekannt hatten, machten, daß alle Zuhörer in Thränen zerflossen.

Wir glauben unsern Aufsatz nicht würdiger als mit folgender Stelle beschliessen zu können, die noch verschiedene Züge zur Vollendung unsers Gemäldes enthält. Sie ist aus der Lobrede auf Carl den Fünften, zugenamt den Weisen, entlehnt. Hier ist sie:

— „Carl hatte die Anführung seiner Kriegsheere nicht „einem Manne übertragen, den Stolz und Habsucht beherrschten, und der eben so unfähig war, Andre zu regieren, als „sich selbst. Nein! Er hatte sie dem Du Guesclin an„vertraut. Bey diesem Namen fühlen unsre Herzen Ehr„furcht und Zärtlichkeit; dieser Name erinnert uns auf einmal „an Tapferkeit, Großmuth, Redlichkeit und an alle kriegeri„sche Tugenden. Er war einer von den Helden, welche die

Vor-

„Vorsicht grossen Königen schenket, um sie für ihre Arbeiten „zu belohnen; und wenn ein Reich schwanket, oder sich zu „seinem Untergang neiget, so wird es von solchen Helden mit „starken Händen ergriffen, fest gehalten, und auf seine alten „Grundpfeiler wieder befestiget. So war dieser tapfre Con„netabel, dessen Seele mit Carls Seele übereinstimmte; ihre „Seelen entwickelten sich, lernten sich kennen, liebten sich, „und waren gleich stark von der geheiligten Liebe für das Wohl „des Staats belebt; eine Liebe, die immer die Mutter „grosser Thaten ist. Noch jetzt ruhet ihre Asche in einem „Grabe; sie theilen ihren Ruhm, ohne ihn zu schwächen; „und ihre Namen leben zusammen, indessen daß ihre See„len in dem Schoosse des Gottes der Heere ver„einigt sind." — —

F.

VI. Ueber

VI.

Ueber die democratische Regierungsform.

Von der berühmten Geschichtschreiberin Macauly.

Dieser Aufsatz wurde von der grossen Engländerin dem General Paoli zugeschickt, als Corsica vor zwanzig Jahren auf dem Punct stand, eine Republik zu werden, da das genuesische Joch abgeschüttelt war, und nur bloß die überwiegende Macht Frankreichs diesen Entwurf vereitelte.

Die feurigsten Wünsche für Sie, grosser Paoli! und das Wohl Ihres berühmten Vaterlandes sind die Gründe, warum ich mich wegen der so wichtigen Sache, der Freyheit von Corsica, an Sie wende. Die Einrichtungen und Verfassungen freyer Staaten sind seit langer Zeit mein Hauptstudium gewesen; und da sich jetzt das Gerücht verbreitet, daß die Corsen eine Republik errichten wollen, so glaube ich, daß dies der Zeitpunkt sey, einen Gegenstand zu untersuchen, worauf Ihre Aufmerksamkeit hauptsächlich gerichtet seyn wird.

Unter allen verschiednen Beyspielen von Republiken, die dem menschlichen Geschlechte als Muster dienen, ist das democratische System das einzige, welches gehörig abgewogen, die Tugend, Freyheit und Glückseeligkeit der Gesellschaft versichern kann. Nur in dieser allein findet man unübersteigliche Hindernisse für den lasterhaften Grossen, der sich empor schwingen

 will;

will; und die natürliche, durch Thätigkeit angetriebne Ehrbegierde wird den Menschen zur Vollkommenheit führen, weil diese allein ihn von dem grossen Haufen unterscheiden kann. Sclavische Abhängigkeit sowohl als stolze Uebermacht sind beyde gleich gefährlich für die moralischen Tugenden; die erste, weil sie durch eine übertriebne Aufmerksamkeit und niedrige Schmeicheley, dem Beherrscher zu gefallen, die angebohrne Grösse der Seelen erst untergräbt und endlich gar ausrottet; die zweyte aber löscht alle Tugenden, die den Menschen veredeln, als Selbstverleugnung, allgemeine Menschenliebe, und das erhabne Gefühl, sein eignes Intresse dem öffentlichen Besten aufzuopfern, durch den süssen Taumel über andre zu gebieten, aus. Nachdem ich versucht habe, die Vorzüge der democratischen Regierungsform zu zeigen, will ich erstlich etwas tiefer in das eigentliche Wesen dieser Regierung gehen, und zweytens den Theil dieser Constitution auseinander setzen, der sie für der Verderbniß schützt.

Es ist zu ihrer Form nothwendig, daß das Ganze aus zwey verschiednen Classen oder Ständen bestehe; nemlich aus einem Senate und dem Volke. Der erste ist deswegen nothwendig, weil in einem wohleingerichteten Senate Weisheit und Kenntnisse vorauszusetzen sind, und so bald nur die gehörigen Maßregeln ergriffen werden, daß er die öffentliche Freyheit nicht antasten kann, so wird er auch zugleich der sicherste Schutz für dieselbe seyn. Die zweyte Classe muß seyn, weil sonst, wenn das Volk nicht das gehörige Ansehn hat, keine Freyheit möglich ist. Nachdem die Republik auf diese Art eingerichtet worden, könnte ferner dem Senate das Berathschlagen,

schlagen, dem Volke, als der zweyten Classe, aber die Entschliessungen überlassen werden, wiewohl auch ihnen die Berathschlagungen erlaubt seyn müßten.

Um die so gewöhnlichen Weitläuftigkeiten und Unordnungen, die gemeiniglich bey den Berathschlagungen allzuzahlreicher Versammlungen entstehn, zu vermeiden, dürfte nach meiner Meynung der Senat aus nicht mehr als funfzig Gliedern bestehn. Das Volk hingegen muß von einer gewissen Anzahl Männer, jedoch nicht unter zweyhundert und funfzig, die aus ihnen selbst, und aus allen Districten und Städten der Insel gewählt worden, repräsentiret werden.

Die Generale, Admirale, Magistrate und wichtige Civilbediente können aus dem Orden der Senatoren, das heißt solchen, die diese Stellen bekleidet haben, mit dem Vorzuge, eine Stimme im Senate zu haben, so lange sie ihren Posten bekleiden, ob sie gleich nicht eigentlich zu demselben gehören, genommen werden. Die Gewalt, selbige zu wählen, müßte dem Corps der Repräsentanten des Volks überlassen seyn.

Der Senat oder dessen Deputirte sollen wenigstens dreymal die Woche, oder auch nach Befinden der Umstände noch öfterer zusammenkommen; so auch die Repräsentanten des Volks zu gewissen festgesetzten Zeiten, und ausserordentlich, wenn es die Nothwendigkeit erfodert. Es ist nothwendig, daß man von jedem Gerichtshofe an den Senat, und von diesem wieder an die Repräsentanten des Volks appelliren könne. Alle zur Handlung und innern Regierung des Staats gehörige Angelegenheiten können zwar, nachdem sie vorhero im Senate

debattirt worden, dem Volke in seinen Repräsentanten zur Entscheidung überlassen werden, Krieg- und Friedensschlüsse, Taxen, Abänderungen in den Gesetzen aber nicht eher, bis diese Punkte reiflich und bestens vorher im Senate überlegt worden sind. Solche Vorschläge sollten wenigstens einen Monat vorher, ehe die Repräsentanten sich versammeln, bekannt gemacht werden, damit das Volk Zeit gewinnt, es zu erwägen, und ihren Repräsentanten die gehörigen Instructionen geben können.

Wir wollen nun, nachdem wir die innere Einrichtung der Republik festgesetzt haben, den Theil betrachten, der ihre eigentliche Beschützung ausmacht; dies soll aus zwey verschiednen Gesichtspunkten geschehn; nemlich die gehörige Abänderung in den wichtigen Stellen, und die Bestimmung des richtigen Gleichgewichts für den Bauernstand.

Die Veränderung bey Besetzung der wichtigen Posten ist ein so kräftiges Gegenmittel gegen den Verfall einer Republik, daß die römische Constitution bey allen ihren Fehlern dennoch heutiges Tages vielleicht bestehn würde, wenn die Römer nie von dieser heilsamen Ordnung abgegangen wären. Diese Nachlässigkeit war eine von denen tiefen Wunden, die schon auf dem Gipfel der Grösse ihren Untergang bereitete. Die Verlängerung der Consulate des Marius, Sylla, Pompeius und Cäsar waren die Mittel, deren sich die durch Schmeicheleyen und Weichlichkeiten verzärtelten Römer bedienten, ihr Vaterland zu stürzen. Der Fall dieser grossen Republik ist für viele Afterpolitiker ein wichtiger Grund gegen alle freye Staaten geworden; allein weisen Gesetzgebern wird er blos

dazu

dazu dienen, die nemlichen Fehler desto leichter zu vermeiden. Eine Untersuchung des fehlerhaften Theils in der römischen Verfassung wird die Wichtigkeit des zweyten Artikels, nemlich die Nothwendigkeit eines Gleichgewichts für den Bauernstand, zeigen.

Dieser fehlte völlig in der römischen Republik; Brutus und Publicola sahen entweder die übeln Folgen dieser Vernachlässigung nicht vorher, oder zufrieden mit dem Ruhme, den sie schon erworben hatten, überliessen sie es nach ihnen folgenden Patrioten. Allein dies war gerade der Hauptfehler, der diese sonst so vortrefliche Constitution in Verfall brachte, und welchen zu verbessern sich die Grachen so viel Mühe gaben. Wäre es ihnen gelungen, so würde die römische Republik vielleicht noch existiren; denn hätte der Bauernstand sein gehöriges Gewicht gehabt, so würde dadurch der ausserordentlichen Ungleichheit in dem Wohlstande der Bürger vorgebaut worden seyn, wodurch die aristocratische Parthey ein so grosses Uebergewicht erhielt, daß sie die Fundamentalgesetze des Vaterlandes untergraben, und jene Neuerungen einführen konnte, die endlich in Anarchie ausarteten. Anarchie aber brachte ihre natürliche Folge, das ist uneingeschränkte Monarchie hervor. Dies war das Ende einer Regierung, deren glücklicher Einfluß ihre Bürger zu einem Grade der Vollkommenheit und Grösse brachte, die wir gegenwärtig kaum begreifen können; diesem folgte eine Verfassung, die hingegen ihre Unterthanen zu eben der Abstufung von Niederträchtigkeit und Infamie herab setzte, als die vorigen groß und edel waren. Eine richtige Betrachtung dieser Folgen wird, hoffe ich, die Nothwen-

digkeit sowohl einer Rotation bey den wichtigen Stellen, als auch des gehörigen Gewichts für den Bauernstand beweisen. Es bleibt mir noch übrig, die Art, wie diese geschehen soll, zu zeigen.

Man lasse den ganzen Senat einmal in drey Jahren abändern; das heißt, alle Jahre ein Drittheil desselben seine Stellen niederlegen; die dadurch erledigten werden nach der Wahl des Volks aus der Versammlung der Repräsentanten ersetzt. Dieses Corps leidet die nemliche Veränderung, und die leeren Plätze werden aus dem Volke ergänzt. Würden einige der Repräsentanten für den Senat gewählt, die nach der Ordnung der Rotation noch nicht ihre Posten verlassen sollten, so müssen sie dennoch aus dem Volke ersetzt werden. Kein Glied, weder aus dem Senate noch der Versammlung des Volks, darf vor dem Verlaufe von drey Jahren wieder zu irgend einer Stelle erwählt werden. Alle Admirale, Generale, Magistratspersonen und Officiers in wichtigen Aemtern legen selbige mit Ende eines Jahres nieder, und können nicht eher als nach dem vorerwähnten Termin von drey Jahren wieder zu einem Posten gelangen. Wir gehn nunmehr zu dem Landmanne über.

Der Bauer muß so gesetzt werden, daß die Waagschale bey dem Ertrage der Ländereyen auf die Seite des Volks sinkt. Um allen Aenderungen, welche durch die Zeit in diesem Gleichgewichte entstehen könnten, vorzubeugen, sollen alle liegenden Effecten eines jeden Besitzers nach seinem Tode zu gleichen Theilen unter seine männlichen Erben vertheilt werden, und in Ermangelung derselben unter die männlichen Erben aus

dem

dem ersten oder zweyten Grade der nächsten Verwandschaft. Sollte jemand bey seinem Leben durch Schenkungen einen solchen Gebrauch von seinem Vermögen machen, welcher dem Inhalte dieses Gesetzes zuwider wäre, so müssen seine Erben durch gehörige Beschwerden vor ihrem Gerichtshofe die Wiederrufung einer solchen Donation sogleich erhalten; die Strafe des unrechtmässigen Besitzers wäre alsdenn die unverzügliche Räumung und Auslieferung an den wahren Erben.

Kein Weib muß fähig seyn zu erben, oder eine Art von Mitgift zu besitzen. Der einzige Weg, wodurch sie zu etwas gelangen können, im Fall sie nemlich durch irgend ein körperliches Gebrechen zur Ehe untüchtig werden, sind jährliche Renten, welche der näheste männliche Erbe ihr auszahlen muß. Dies, glaube ich, sind unüberwindliche Hindernisse gegen diejenigen Abänderungen, welche sonst der Lauf der Dinge in dem allgemeinen Gleichgewichte dennoch machen würde.

Sollte ja die Nothwendigkeit einst die Republik dahin bringen, die völlige ausübende Gewalt in die Hand eines einzelnen Individuums zu übergeben, so darf es vermöge eines Fundamentalgesetzes auf nicht länger als auf einen Monat geschehn. Die Repräsentanten können die Gewalt haben, den Mann zu wählen, und wenn es die Lage der Sachen erfodert, die Bestätigung dieses Postens von Monat zu Monat zu verlängern; jedoch, die Umstände mögen auch seyn wie sie wollen, so darf keiner ihn länger als ein Jahr ununterbrochen bekleiden. Der Ausweg, einen Dictator zu erwählen, sollte nie als in den verzweifeltsten Fällen ergriffen werden; und in der That

ist auch wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß eine solche Regierung je so eines Oberhauptes nöthig haben könne.

Dies, grosser Paoli! ist nur ein geringer Entwurf von der einzigen Verfassung, die einem Volke Gewalt und Freyheit versichern kann. Sollte Ihnen und Ihren berühmten Landsleuten ein fernerer Briefwechsel mit mir über diesen Punct wichtig genug scheinen, so will ich in der Folge von der Miliz, Policey, Erziehung der Jugend, andern nöthigen Dingen in einem wohleingerichtetem Staate, und hauptsächlich von Aufrechthaltung der Freyheit handeln.

Die Nothwendigkeit, einem Einzigen, der Fähigkeit genug besitzt, ein so schweres Unternehmen, als die Gründung eines solchen Staats, die nöthige Gewalt zu ertheilen, ist zu einleuchtend, um etwas weiteres hierüber zu sagen; auch wird niemand bezweifeln, daß Sie, der so lange an der Spitze eines so tapfern Volks, sowohl im Felde bey dem ehrenvollen Streite für Freyheit, als bey den Berathschlagungen gewesen, ganz der Mann sind, der seine rühmliche Laufbahn damit endigt, indem er diese erfochtne Freyheit für seine Mitbürger nützlich und dauerhaft machen kann. Dies, berühmter Paoli! ist eine Gelegenheit, Ihren Namen zu verewigen, ein Glück, das wenig Sterblichen zu Theil wird, und noch wenigere weise genug sind, zu nützen; allein bey Ihnen steht es unter die größten Menschen gerechnet zu werden; — Sie mit einem Timoleon, Lycurg, Solon und Brutus in einem Range zu sehn, ist der eifrigste Wunsch Ihrer gehorsamsten u. s. w.

VII. Der

VII.

Der Character der Römer im 5ten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung.

Ein Auszug aus dem 14ten und 28sten Buch des Ammianus Marcellinus.

Die Grösse von Rom war auf die seltne und fast unglaubliche Vereinigung von Tugend und Glück gegründet. Der lange Period ihrer Kindheit wurde in einem beständigen Kampf mit den Völkerschaften Italiens zugebracht, die Nachbaren und Feinde der anwachsenden Stadt waren. In der Stärke der Tugend standen sie grosse Kriegsstürme aus, trugen ihre siegreichen Waffen über Meere und Berge, und brachten triumphirende Lorbeern nach Hause aus allen Ländern der Welt. Da Rom aber endlich alt wurde, und bisweilen nur Eroberungen durch den Schrecken ihres Namens machte, so sehnte sie sich nach Ruhe. Die ehrwürdige Stadt, die die stolzesten Nationen unter die Füsse getreten, und ein System von Gesetzen gemacht hatte, die die beständigen Beschützer der Gerechtigkeit und Freyheit seyn sollten, war zufrieden, wie ein weiser und reicher Vater, den Cäsarn, seinen Favoritsöhnen, die Sorgfalt zu überlassen, das grosse Erbtheil zu regieren. Ein sicherer und tiefer Friede, so als man ihn ehemals unter

 der

der Regierung des Numa genossen hatte, folgte auf die republicanischen Unruhen; Rom wurde noch immer als die Königin der Erde betrachtet, und die unterjochten Nationen verehrten noch beständig den Namen des römischen Volks, und die Majestät des Senats. Dieser angebohrne Glanz aber (fährt Ammianus fort) ist durch das Betragen vieler Edeln herabgewürdigt und befleckt, die ohne an ihre und ihres Vaterlandes Würde zu denken, sich den Lastern und Thorheiten unbeschränkt überlassen. Sie streiten mit einander um die Eitelkeit leerer Titel und Beynamen, und wählen oder erfinden sorgfältig die hochtönendsten Benennungen, als Reburrus, Fabunius, Pagonius oder Tarrasius, um die Ohren des gemeinen Volks mit Erstaunen und Ehrfurcht zu betäuben. Aus einem eitlen Ehrgeiz ihr Andenken zu verewigen, bemühen sie sich, ihr Ebenbild in Statuen von Bronze und Marmor zu vervielfältigen; auch sind sie nicht zufrieden, bis diese Statuen mit Goldplatten bedeckt sind; eine ehrenvolle Auszeichnung, die zuerst dem Consul Acilius bewilligt wurde, nachdem er durch seine Waffen und Rathschläge die Macht des Königs Antiochus vernichtet hatte. Der Hochmuth allenthalben die Liste ihrer Güter aufzuzeigen, und vielleicht zu vergrössern, die sie in allen Provinzen vom Aufgang bis zum Niedergang der Sonne besitzen, erregt die gerechte Empfindlichkeit eines jeden, der da bedenkt, daß ihre armen, aber unüberwindlichen Vorfahren weder durch leckere Speisen, noch durch die Pracht ihrer Kleidung von den geringsten Soldaten unterschieden waren.

Die

Die neuern Edeln hingegen messen ihren Rang und Ansehn nach der Grösse ihrer Wagen, *) und der Kostbarkeit ihres Aufzugs. Ihre langen Kleider von Seide und Purpur fliegen in den Wind, und nachdem sie entweder durch Kunst oder Zufall bewegt werden, entdeckt man Unterkleider, worin die Figuren mannigfaltiger Thiere gestickt sind. **) Von einem Zug von funfzig Bedienten gefolgt, die ihnen auf allen Seiten Platz verschaffen, streichen sie die Strassen mit einer Geschwindigkeit durch, als ob sie die schleunigste Reise vorhaben. Das Beyspiel der Senatoren wird kühn von Matronen und jungen Damen nachgeahmt, deren bedeckte Wagen beständig den ungeheuern Raum anfüllen, der rund um der Stadt

*) Die Wagen der Römer waren oft von massiven Silber vortreflich geschnitzt und gravirt, desgleichen die Hufeisen der Pferde und Maulesel mit Gold eingelegt. Diese Pracht dauerte von den Zeiten des Nero bis zur Regierung des Honorius. Die appische Landstrasse war mit schimmernden Equipagen der Edlen bedeckt, die der heiligen Melania entgegen fuhren, da sie sechs Jahr vor der gothischen Belagerung nach Rom kam. Dieser Pomp ist sehr glücklich mit der Bequemlichkeit vertauscht worden. Eine neuere Kutsche in Riemen hängend ist den Silber- und Goldkarren des Alterthums weit vorzuziehn, die auf ihrer Axe dahin rollten, und größtentheils unbedeckt der üblen Witterung ausgesetzt waren.

**) Auf diesen Kleidern waren Bären, Löwen, Wölfe, Tyger, Wälder, Jagden u. s. w. gestickt. Die andächtigen Stutzer damahliger Zeit hingegen erwählten anstatt der Thiere die Figur eines Heiligen, oder ein Wunder aus seiner Legende.

Stadt und den Vorstädten befindlich ist. Wenn diese Personen von hohem Rang sich herablassen, die öffentlichen Bäder zu besuchen, so nehmen sie gleich bey ihrer Ankunft einen lauten und gebieterischen Ton an, und eignen sich zu ihrem Gebrauch ausschliessungsweise Bequemlichkeiten zu, die für das römische Volk überhaupt bestimmt waren. Wenn sie an diesen Oertern, wo ein sehr gemischter Zufluß von Menschen ist, jemand von den schändlichen Handlangern ihrer Vergnügungen antreffen, so drücken sie ihre Zuneigung durch eine zärtliche Umarmung aus, während daß sie stolz die Umarmungen ihrer andern Mitbürger ausschlagen, die sich es zur größten Ehre halten müssen, ihre Hände und Knie küssen zu dürfen. So bald sie sich durch das Bad erfrischt haben, legen sie wieder ihre Ringe und die andern Zeichen ihrer Würde an. Hiebey wird aus ihrer Privatgarderobe das feinste Zeug ausgesucht, und zwar so viel, daß es für ein Dutzend Personen hinreichend seyn würde, desgleichen die zierlichsten Kleider, und so setzen sie bis zu ihrer Entfernung ihr hochmüthiges Betragen fort, welches vielleicht bey dem grossen Marcellus nach der Eroberung von Syracus zu entschuldigen gewesen wäre.

Bisweilen unternehmen diese Helden auch kühnere Thaten. Sie besuchen ihre Güter in Italien, und verschaffen sich durch die Arbeit niedriger Hände das Vergnügen der Jagd. Wenn es ihnen manchmal einfällt, besonders an einem heissen Tage, sich auf ihren bemalten Lustfahrzeugen einzuschiffen, so haben sie Muth genug, von dem lucrinischen See nach ihren schönen Landhäusern an der Meeresküste von Puteoli und Cayeta zu segeln, und vergleichen sodann diese Expedition mit den Mär-

schen

schen Cäsars und Alexanders. Sollte es jedoch einer Fliege gefallen, sich auf die seidenen Falten ihrer vergoldeten Sonnenschirme zu setzen; sollte sie ein Sonnenstrahl durch eine unbeobachtete und unmerkliche Oefnung berühren, so beklagen sie ihre unerträglichen Ungemächlichkeiten, und bedauern, daß sie nicht im Lande der Cimbrer, den Regionen der ewigen Dunkelheit, gebohren worden. Auf solchen Reisen im Lande herum wird der Herr von allen seinen Hausgenossen begleitet. *) Dieser Haufe wird eben so wie die Cavallerie und Infanterie, die schwer- und leichtbewafneten Truppen, in Vortrab und Nachtrab von seinen kriegerischen Anführern geordnet. Die Hausofficianten aber, die zum Zeichen ihrer Authorität einen Stab tragen, haben die Eintheilung und Aufsicht über den zahlreichen Zug von Bedienten und Sclaven. Die Bagage und Garderobe geht voran, hierauf folget eine Menge Köche und andre Küchen- und Tafelbediente. Die Mitte des Zugs besteht aus einem vermischten Haufen von Sclaven, der noch durch den zufälligen Beytritt müssiger

*) Wir lernen aus der 123sten Epistel des Seneca drey merkwürdige Umstände, diese Landreisen der Römer betreffend. 1.) Ein vornehmer Mann war allemal von einem Trupp numidischer Reuter begleitet, die voran ritten, und durch eine Wolke von Staub die Annäherung eines Grossen bezeichneten. 2.) Ihre Maulesel trugen nicht allein die metallenen Gefässe, sondern auch die zerbrechlichen von Christal und Murra, welches letztere von vielen Gelehrten für Porcellan gehalten wird. 3.) Die schönen Gesichter der jungen Sclaven wurden mit einer besondern Kruste bedeckt, oder mit Oel beschmiert, wodurch sie gegen die Wirkungen der Sonne und der Kälte gesichert waren.

und abhängiger Plebejer vergrössert wird. Den Nachtrupp macht die Favoritbande der Verschnittenen, alt und jung, die mit vieler Ordnung nach ihrem Alter abgetheilt sind. Ihre Anzahl und ihre Häßlichkeit erregen den Abscheu der aufgebrachten Zuschauer, die das Andenken der Semiramis verfluchen, wegen der grausamen Kunst die sie erfand, den Endzweck der Natur zu vernichten, und die Hofnungen künftiger Generationen wie ein Licht auszulöschen.

In der Ausübung ihrer häuslichen Jurisdiction zeigen die römischen Edlen eine ausnehmende Empfindlichkeit gegen die geringste persönliche Beleidigung, und eine verächtliche Gleichgültigkeit gegen das ganze Menschengeschlecht. Wenn sie warm Wasser fodern, und ein Sclave nicht geschwind genung gehorchet, so wird er auf der Stelle mit dreyhundert Streichen bestraft; sollte aber eben dieser Sclave einen vorsetzlichen Mord begehn, so begnügt sich der Gebieter ihn einen unwürdigen Buben zu schelten, mit der Erinnerung, daß wenn er wieder so ein Verbrechen begienge, er der Strafe nicht entgehen sollte. Die Gastfreyheit war ehemals die Tugend der Römer, und ein jeder nothleidender Fremde, der Verdienste oder Unglücksfälle aufzeigen konnte, wurde durch ihre Großmuth unterstützt oder belohnt. Jetzo aber, wenn ein Ausländer, selbst von nicht verächtlichem Rang zu einem der stolzen und reichen Senatoren geführt wird, so wird er das erstemal mit so warmen Versicherungen von Achtung und so gütigen herablassenden Erkundigungen empfangen, daß er ganz entzückt von der Höflichkeit seines vornehmen Freundes sich

sich wegbegiebt, und nichts mehr bedauret als seine Reise nach Rom, der Hauptstadt der feinen Sitten sowohl als der Welt, so lange verschoben zu haben. Einer günstigen Aufnahme versichert, wiederholt er seinen Besuch den folgenden Tag, und wird durch die Entdeckung gedemüthigt, daß seine Person, sein Name und sein Vaterland bereits vergessen sind. Hat er dennoch Entschliessung genug zu verharren, so wird er nach und nach zu dem Gefolge der abhängenden Clienten gerechnet, und erhält die Erlaubniß häufige fruchtlose Aufwartungen einem hochmüthigen Manne zu machen, der so wenig Dankbarkeit als Freundschaft kennt, und kaum würdigt seine Gegenwart, seine Abreise oder Wiederkunft zu bemerken.

Wenn die Reichen ein feyerliches, populaires Gastmahl vorhaben, ja auch wenn sie mit einem verschwenderischen, schädlichen Aufwand ihre Privatbanquets geben, so ist die Auswahl der Gäste ein Gegenstand der sorgfältigsten Ueberlegung. Die Bescheidenen, die Mässigen und die Gelehrten werden selten gewählt, dagegen setzen die Listenmacher, durch eigennützige Absichten geleitet, auf ihre Einladungslisten gewöhnlich die obscuren Namen der unwürdigsten Menschen. Aber die häufigsten und vertrautesten Gesellschafter der Grossen sind solche Schmarozer, die die nutzbarste aller Künste ausüben, nehmlich die Kunst zu schmeicheln, die eifrig jedes Wort und jede Handlung ihres unsterblichen Patrons erheben und preisen, mit Entzücken seine marmorne Säulen und buntausgelegte Fußboden betrachten, und nicht aufhören den Pomp und die Pracht zu bewundern, die der Reiche für einen Theil seiner persönlichen Verdienste hält. Bey den römischen Tafeln wer-

den die Vögel und Fische von ungewöhnlicher Grösse mit besonderer Aufmerksamkeit angesehen; man bringt Waagschaalen herbey um genau ihr Gewicht zu bestimmen, und während die vernünftigen Gäste durch die eitle, langweilige Wiederholung geplagt sind, werden Notarien gerufen, die vermittelst eines authentischen Protocolls die Wahrheit eines so bewundrungswürdigen Vorfalls attestiren müssen. Eine andre Methode in den Häusern und Gesellschaften der Grossen eingeführt zu werden geschieht durch das Spielen. Die Bundsgenossen sind durch ein enges und unauflösliches Band der Freundschaft oder vielmehr der Verschwörung vereinigt. Ein hoher Grad von Geschicklichkeit in der tesseranischen Kunst *) (die man Würfel- und Bretspiele nennen kann) ist ein sicherer Weg zu Reichthümern und Ruhm. Ein Meister in dieser erhabenen Wissenschaft, der bey einem Nachtessen oder bey einer Versammlung unter eine Magistratsperson gesetzt wird, zeigt in seinen Blicken die Verwunderung und Kränkung, die Cato vielleicht gefühlt haben kann, da ihm durch die Stimmen eines eigensinnigen Volks die Prätorwürde abgeschlagen wurde. Die Erwerbung von

Kennt-

*) Dieses Spiel, das eigentlich eine Art von Trictrac war, wurde von den ernsthaftesten Römern gespielt, und als ein Favoritvergnügen betrachtet. Der alte Mucius Scävola, der Redner, hatte den Ruf eines sehr geschickten Spielers. Man nannte es: ludus duodecim scriptorum, von den 12 Linien, die die Tafel abtheilten. Auf diesen wurden weisse und schwarze Figuren gestellt, von jeder Sorte funfzehn, die nach den Gesetzen des Spiels und den Würfen der tesseræ oder Würfel, regelmässig bewegt wurden.

Kenntnissen reizt selten die Neugierde der Edlen, die die Unbequemlichkeiten des Studierens verabscheuen und die Vortheile der Wissenschaften verachten. Die einzigen Bücher die sie durchlaufen sind Juvenals Satyren und die wortreichen, fabelhaften Geschichten des Marius Maximus. *) Die Büchersammlungen, die sie von ihren Vorvätern geerbt haben, sind wie fürchterliche Gräber von dem Licht des Tages entfernt. Dagegen werden die kostbaren Theaterinstrumente, die Flöten, die ungeheuren Leyern und hydraulischen Orgeln zu ihrem Gebrauch verfertigt; auch hört man die Harmonie der Vocal- und Instrumentalmusic unaufhörlich in den römischen Palästen. In diesen Palästen wird der Schall dem Verstande, und die Sorgfalt für den Körper der Cultur des Geistes vorgezogen.

Man hält es für einen heilsamen Grundsatz, daß der geringste Verdacht einer ansteckenden Krankheit hinreichend ist, die Besuche der vertrautesten Freunde zu entschuldigen; selbst Bediente, die man abschickt um die höflichkeitsmässigen Erkundigungen einzuziehn, müssen, bevor sie nach Hause kommen, die Ceremonie einer vollständigen Abwaschung verrichten. Dennoch muß diese selbstsüchtige, unmännliche Delicatesse gelegentlich der herrschenden Leidenschaft des Geizes weichen. Der Prospect von Gewinn ist fähig einen reichen gichtbrüchigen Senator so weit als Spoletto zu führen; jede Empfindung von Stolz und Würde

*) Dieser Schriftsteller schrieb das Leben der Kayser vom Trajan bis zum Alexander Severus.

Würde wird durch die Hofnung einer Erbschaft oder auch nur eines Vermächtnisses erstickt, daher ein reicher kinderloser Bürger einer der mächtigsten Römer ist. Man versteht vollkommen die Kunst die Unterschrift eines günstigen Testaments zu erlangen und den Augenblick der Vollziehung zu beschleunigen. Es hat sich ereignet, daß im nehmlichen Hause, obgleich in verschiedenen Zimmern, ein Ehemann und seine Frau in der löblichen Absicht sich einander zu übervortheilen, ihre Rechtsconsulenten haben kommen lassen, um zu gleicher Zeit ihre beyderseitige obgleich widersprechende Absichten zu erklären. Die Noth, die dem ausschweifenden Aufwand folgt und bestraft, treibt oft die Grossen zu dem Gebrauch der niedrigsten Hülfsmittel. Wenn sie Geld zu borgen wünschen, so bedienen sie sich des kriechenden, demüthigenden Styls des Sclaven in der Comödie, wenn sie aber wiederbezahlen sollen, so nehmen sie den königlichen, tragischen Declamationston von Hercules Enkeln an. Werden die Foderungen wiederholt, so verschaffen sie geschwind einen vertrauten Sycophanten, der den ungestümen Gläubiger vor Gericht der Giftmischerey oder der Zauberey anklagt, der denn selten aus dem Gefängniß erlöset wird, bis er nicht zuvor alle Ansprüche auf die ganze Schuldfoderung aufgegeben hat. Diese Laster, die den moralischen Charakter der Römer herabwürdigen, sind mit einem kindischen Aberglauben vermischt, der ihren Verstand schändet. Sie hören voll Vertrauen die Aussagen der Wahrsager an, die da vorgeben in den Eingeweiden der Opferthiere die Zeichen der künftigen Grösse und Glückseeligkeit zu lesen; ja

viele von ihnen unterstehen sich nicht zu baden, zu essen, oder öffentlich zu erscheinen, bis sie nicht zuvor sorgfältig den Regeln der Astrologie gemäß, von der Stellung des Mercurius und den Mondaspecten Erkundigung eingezogen haben. Sonderbar aber ist es, daß diese eitle Leichtgläubigkeit auch oft bey Personen angetroffen wird, die Sceptiker seyn wollen, und die Existenz einer himmlischen Macht bezweifeln oder verleugnen.

So weit Ammianus Marcellinus. Man findet auch in einem noch aufbehaltenen Fragment des Geschichtschreibers Olympiodorus Nachricht von dem Zustande Roms zu der Zeit, da es von den Gothen belagert wurde. Er bemerkt, daß mehrere der reichsten Senatoren von ihren Landgüthern ein jährliches Einkommen von viertausend Pfund Gold hatten, welches nach deutschem Gelde an 1,400,000 Rthlr. betragen würde, ohne noch dazu die Provisionen in Natura, als Korn, Wein, u. s. w. zu rechnen, die wohl ein Drittel mehr der vorbesagten Summe ausmachten. Tausend oder funfzehnhundert Pfund Gold Einkünfte wurde blos für ein anständiges Vermögen für einen Senator gehalten. Viele verschwendeten bey den Festen, die sie als Prätor gaben, 2000, 3000, auch 4000 Pfund Gold. Ihre Landgüther waren aber nicht allein in Italien, sondern erstreckten sich über das ganze römische Reich, daher Seneca sagt, daß die Flüsse, die ehemals feindseelige Völker von einander trennten, hernach durch die Ländereyen römischer Bürger flössen. Die

 kostbaren

kostbaren Marmorarten des anicischen Palastes wurden zum Sprüchwort, um ungeheure Reichthümer zu bezeichnen. Es befanden sich im Zeitalter des Theodosius in Rom ein tausend siebenhundert und achtzig Häuser, die Residenzen vornehmer Bürger waren. Viele dieser prachtvollen Wohnörter waren von solchem Umfang, daß sie den poetischen Ausdruck des Claudian rechtfertigen, wenn er sagt, daß jeder Palast einer Stadt gleich sey; denn man fand darinn Marktplätze, Hippodromen, Tempel, Bäder, Springbrunnen, Porticos, schattigte Grotten und künstliche Fisch- und Vögelbehältnisse.

T.

Weissenfels,
gedruckt bey Caspar Simon Jfens sel. Erben.

Litteratur und Völkerkunde.

IV.

October. 1785.

I.

Nachricht von einer sonderbaren Societät in Pensylvanien, die man Dunkers nennt.

Ein moralisches Phenomen.

Ephrata, eine Stadt, in diesem Lande, an der Gränze der Grafschaft Lancaster, zwischen zween kleinen Hügeln gelegen, hat den Namen die Dunkersstadt. Von dem Gipfel beyder Hügel ist ein regulärer Abhang bis zum Grunde, wo ein kleiner Fluß läuft, und durch seine Krümmungen die Hälfte des Bodens umschließt, den die Dunkers besitzen. Der Fluß verschaft eine Art von natürlichem Bollwerk auf der einen Seite, und die andre ist durch einen Graben und durch einen grossen mit Bäumen beflanzten Damm gesichert; der ganze Strich enthält 250 Acker Landes. Die Strasse von Lancaster nach Ephrata ist sehr gut, und die Mannigfaltigkeit der Naturgemälde, die das Auge bezaubern, machen die Gegend höchst angenehm. Derjenige Strich, der nahe an der Stadt gränzt, hat ein ödes Ansehn, da die Einwohner

wohner hier dünne zerstreut sind, und der Boden voller Hügel ist. Hier macht die Landstrasse viele Krümmungen durch die untermischten Thäler, die wohl mit Wasserströmen versehen, und mit Bäumen bedeckt sind. Man sieht hier nichts als die Werke der Natur, unabgeändert durch die Hände der Menschen. Die Bewohner, die man hier findet, und eine kleine Societät ausmachen, datiren den Ursprung derselben nicht länger als 30 Jahre; und zwar ist ein Deutscher der Stifter, der sich damals an eben den Ort niederließ, wo Ephrata nun steht. Alles war zu der Zeit uncultivirt, sowohl wie das daran stossende Land mehrere Meilen in der Runde. In dieser Einsamkeit lebte er viele Jahre, ohne die geringste Gemeinschaft mit dem menschlichen Geschlecht. Seine eigne Industrie verschafte ihm seine nöthigsten Bedürfnisse. Einige andre Deutsche liessen sich endlich auch hier nieder, und vereinigten sich mit ihm, angereizt durch seine exemplarische Frömmigkeit und eine Gleichförmigkeit in Religionsmeynungen. Ihre Gesellschaft vermehrte sich bald durch Personen beyderley Geschlechts. Nun traf man herrnhutersche Verfügungen. Das weibliche Geschlecht mußte abgesondert in einer Art von Kloster wohnen, und stand unter der Aufsicht einer Matrone. Ehrgeiz oder Habsucht hatte keinen Antheil an ihrer Vereinigung, vielmehr da sich alle der Industrie und gottesdienstlichen Uebungen widmeten, so wurde der Gewinnst in eine gemeinschaftliche Casse gethan, aus welcher alle öffentliche und Privatbedürfnisse bestritten wurden.

Die Lage ihrer Stadt ist sehr wohl gewählt an dem Abhang eines Hügels, der sie im Winter für den rauhen

Nord-

Nordwind schützt. Die Stadt hat die Form eines Triangels mit einem grossen Küchengarten in der Mitte. Die Aussenseite desselben ist mit Aepfel- Birn- und Kirschbäumen in Reihen besetzt, die sehr viel Früchte liefern. Ihre Häuser sind alle von Holz, und mehrentheils drey Stockwerk hoch. Jedes Individuum hat ein ganz eignes Zimmer, damit er seine Andacht ungestört verrichten könne. Alles in diesen Häusern ist simpel, aber sehr reinlich. Die Weiber wohnen in einem ganz abgesonderten Theil der Stadt; sie haben keine andre Gemeinschaft mit den Männern, ausgenommen bey öffentlichen Andachtsübungen, und wenn Oekonomiegeschäfte zu besorgen sind. Die Anzahl Seelen beyderley Geschlechts ist ungefähr 300. Diejenigen von ihnen, die heyrathen wollen, müssen die Societät verlassen, sie werden aber aus der öffentlichen Casse mit dem Nöthigen versehen, um sich irgendwo niederzulassen, welches sie gewöhnlich in der Nachbarschaft von Ephrata thun, so nahe sie nur können, ihre Kinder schicken sie sodann ihren Brüdern zu, um unter ihnen erzogen zu werden.

Sie bemühen sich auf alles Verzicht zu thun, was nur in Kleidung, Nahrung und Vergnügungen im geringsten entbehrlich genannt werden kann. Im Winter tragen sie einen langen weissen Rock von dicken Zeuge wie die Mönche, der mit einem Gürtel um den Leib befestigt ist. Hinten hängt eine Kaputze, wie die Kapuziner haben, die sie beym Regen oder in der Kälte über den Kopf ziehn, weil sie keine Hüte tragen. Ausserdem tragen sie eine Weste und Hosen von dem nehmlichen Zeuge, ein grobes Hemde und Schuhe. Im

Sommer sind ihre Kleider von Leinwand, allein von der nehmlichen Form und Farbe. Die Kleidung des weiblichen Geschlechts ist der männlichen ganz ähnlich, nur bloß daß sie anstatt der Beinkleider Unterröcke tragen. Wenn sie aus ihrem Kloster gehen, so sind sie allemal in ihre Kaputzen wohl eingehüllt. Die Mannspersonen schneiden ihre Haare kurz, ihre Bärte aber lassen sie wachsen. Ihre Kost ist größtentheils aus dem Pflanzenreich, wobey sie sich alles Fleisches enthalten, nicht aus Grundsätzen von Oekonomie oder Diät, sondern weil es ihrer Meynung nach nicht zu dem Bussethuenden Leben eines Christen gehört. Der Luxus ist unter ihnen ganz unbekannt, eine Entdeckung, die der erste Anblick dieser Menschen erzeugt; ihre Körper sind ganz abgezehrt, und ihre Gesichter so bleich, als ob es Leichname wären. Ihre Ergötzungen sind keine andre, als die wechselhafte Ausübung von häuslichen und Religionspflichten, die sie sich bemühn so mit einander zu vermischen, daß sie nicht lästig werden. Sie halten ihre öffentlichen Andachten regelmässig zweymal des Tages und auch zweymal des Nachts. Anstatt der Betten schlafen sie auf Bänken, wobey ihnen ein Klotz zum Kopfküssen dient. In jedem Zimmer sind zwey solche Bänke.

Der jetzige Präsident dieser Gesellschaft ist ein Mann, der in Halle Theologie studiert hat. Er war der reformirten Religion zugethan, und lebte einige Jahr als Candidat in Deutschland, begab sich sodann nach America, wo ihn seine mystische Sinnesart endlich zu den Dunkers brachte. Er ist ein Mann von einem angenehmen freymüthigen Betragen, das man nicht von seiner strengen Lebensart erwarten sollte.

Die

Die Grundsätze dieser Secte sind folgende: Sie haben zwar die beyden Sacramente der Taufe und des Abendmahls beybehalten, bedienen sich aber nur bloß des erstern, und dieses nicht durch Besprengen, sondern durch Untertauchen. Sie verleugnen gänzlich die Erbsünde in Rücksicht deren Wirkung auf Adams Nachkommenschaft, und sind folglich ganz für den freyen Willen. Alle Ausübung der Gewalt halten sie für ungesetzmässig, sogar Selbstvertheidigung zur Zeit der Gefahr. Processe führen halten sie dem Evangelio zuwider; selbst wenn sie betrogen werden, oder man ihnen ihr Eigenthum unrechtmässigerweise wegnimmt, thun sie es nicht. Sie beobachten genau den jüdischen Sabbath, selbst bis zum Aberglauben. Keine vorgeschriebene Form des Gottesdienstes haben sie nicht, sondern sie beten und predigen wie es ihnen einfällt. Ihre Gespräche haben gewöhnlich christliche Tugenden zum Gegenstande, die Demuth, die Keuschheit, die Mässigkeit, u. s. w. Sie glauben, daß Christus den Todten das Evangelium predigt, und daß seit seiner Auferstehung die Seelen der Gerechten die Commission haben, das Evangelium denen zu predigen, die in ihrem Leben keine Offenbarung davon hatten, oder denen es an hinreichenden Mitteln fehlte, sich von der Wahrheit derselben zu überzeugen. Sie leugnen die Ewigkeit der Höllenstrafen, die ihrer Meynung nach einen mystischen Sinn haben, der sich auf den jüdischen Sabbath, das jüdische Jahr, und das Jahr des Jubelfestes bezieht. Sie sehen dies für gewisse bestimmte Perioden nach dem jüngsten Gericht an, in welchen die Seelen derjenigen, die bis dahin noch nicht die himmlische Glückseligkeit genossen haben, von ihrer Verderbniß werden gereinigt werden. Wenn einige in dieser Zeit so weit gedemü-

thigt sind, daß sie Gott für heilig, gerecht und gut, imgleichen Christum für ihren alleinigen Seligmacher erkennen, so werden sie im Himmel aufgenommen. Diejenigen aber, die noch immer in ihrer Hartnäckigkeit beharren, werden ferner gemartert, bis die grosse Periode, die durch das Jubelfest bezeichnet ist, erscheint, alsdann wird eine allgemeine Seligkeit statt finden, und alle ohne Ausnahme werden in dem endlosen Genuß der Gottheit glücklich seyn.

Die Harmonie und gegenseitige Zuneigung unter diesen Menschen ist erstaunungswürdig; ein jeder arbeitet fleissig, und ist ganz zufrieden mit den Verrichtungen, die ihm obliegen. Sie sind sehr gastfrey gegen alle Fremden. Wenn ein Reisender etwas von ihnen verlangt, so geben sie es ihm mit der größten Bereitwilligkeit, und nähert sich det Abend, so bitten sie ihn zu übernachten, wobey sie jedoch alle Belohnungen ausschlagen. Die Nonnen sind sehr geschickt in Arbeiten. Sie verfertigen Blumen und zeichnen Buchstaben vortreflich, daher sie auch ihre Kirchen mit Bibelsprüchen und Sentenzen auszieren, die sehr zierlich in deutscher Sprache geschrieben sind.

T.

II. Anec-

II.

Anecdoten zur Geschichte Carls IX. Königs von Frankreich.

Aus mannigfaltigen Quellen zusammengetragen.

Einige französische Geschichtschreiber legen dem Könige Carl IX. kriegerische Eigenschaften bey, ja Brantome ist dreist genug ihn unter die grossen Feldherrn seines Jahrhunderts zu rechnen, ob er gleich gestehn muß, daß dieser Monarch nie seine Armeen in eigner Person commandirt hat. Er gründet sich auf seine grosse Neigung zum Kriege und auf die dazu gehörigen Talente. Wie aber dieses allein bey einem ruhigen Auffenthalt im Cabinet oder auf der Jagd, jemand zum grossen Feldherrn qualificiren kann, ist ein Problem, das nur ein Franzose zu lösen vermag, wenn von seinem Könige die Rede ist.

Die Astrologie war damals in grossen Ansehn, als Carl IX. zur Welt kam, und seine Mutter Catharina von Medicis war nicht wenig davon eingenommen. Unter andern frug sie den berühmten Nostradamus über das künftige Schicksal dieses Kindes um Rath. Dieser Sterndeuter verkündigte, daß er zur Regierung kommen, ein sehr tapferer König werden und überdem Carl dem Grossen ganz ähnlich werden würde. Indessen ist wohl nichts unähnlicher gewesen, als das Leben dieser beyden Monarchen. Um die Ehre des Astro-

logen zu retten, behauptete man, daß Carl IX. alle nur mögliche Anlage von Natur hatte, ein grosser unüberwindlicher Eroberer zu werden, daß aber die Zeitumstände bey seiner Thronbesteigung nicht so waren, daß er seinen Character entwickeln konnte. Er war so unglücklich, nur bloß mit seinen eignen Unterthanen Krieg zu führen, anstatt daß Carl der Grosse die Sachsen, die Lombarden und die Sarazenen bezwang; und Italien, Spanien und Deutschland eroberte. Diese schönen Verheissungen des Nostradamus veranlaßten auch, daß Catharina ihren Sohn Carl nennen ließ, ob er gleich diesen Namen nicht bey der Taufe erhalten hatte; denn sein wahrer Name war Maximilian, von seinem Pathen Maximilian, König von Böhmen, Sohn Kaysers Ferdinand I. der nachher selbst unter dem Namen Maximilian II. Kayser wurde. Carl IX. vermählte sich nachher mit dessen Tochter, Elisabeth von Oesterreich. Catharina verwechselte ebenfalls auch den Namen ihres dritten Sohnes, der hernach als Heinrich III. regierte. Er wurde bey der Taufe Alexander Eduard genennt, weil der junge König von England, Eduard VI. sein Pathe gewesen war. Seine Mutter wollte er sollte Heinrich heissen, ohne daß man die Ursache weis, denn dieser Name weissagte eben nichts glückliches. Der Herzog von Alencon, der jüngste ihrer Söhne, wurde bey der Taufe Hercules genannt, allein auch dieser Name mußte mit Franciscus vertauscht werden. Sie glaubte lange Zeit, daß dieser Sohn ebenfalls König werden würde, weil Nostradamus alle ihre Kinder in seinen Träumereyen mit Kronen beschenkt hatte. Solche Orakel aber haben Auslegungen nöthig, und müssen nicht buchstäblich genommen werden. Wenn dieser

Herzog

Herzog von Alencon oder von Anjou nicht wirklich König wurde, so wurde er doch wenigstens als Souverain der Niederlande erkannt, und wenn er sich gleich in dieser Würde nicht lange erhielt, so war es doch genug zu sagen, daß Nostradamus sich nicht ganz betrogen hatte.

Franciscus II. hatte auch von Natur eine grosse Neigung zum Kriege. Da er noch Dauphin und nur erst vierzehn Jahr alt war, bat er seinen Vater inständigst um Erlaubniß zur Armee nach der Picardie gehn zu dürfen, die bald nachher bey St. Quentin geschlagen wurde. Heinrich II. wollte es durchaus nicht bewilligen; eine abschlägige Antwort, die dem Dauphin vielleicht das Leben rettete, oder von der Kriegsgefangenschaft befreyete. Indessen verzieh Franciscus II. dem Connetable von Montmorenci nie, es verhindert zu haben, daher er auch während seiner kurzen Regierung beständig eine Abneigung gegen ihm zeigte. Er bildete sich ein, daß dieser grosse Mann die Schwachheit gehabt hatte, nicht mit ihm den Ruhm zu theilen eine Schlacht zu liefern.

Carl IX. war nur zehn Jahr alt als er zur Regierung kam. Er zeigte bey Zeiten seine Begierde zu Felde zu ziehn, und da nur allein Krieg mit seinen Unterthanen zu führen war, so wollte er gegen diese fechten, man bewilligte es jedoch Anfangs nicht. Da aber einige Zeit nachher Catharina hörte, daß die Hugenotten sagten, es sey nicht wider den König, daß sie Krieg führten, sondern wider diejenigen, die ihn in der Gefangenschaft hielten, so fand sie für rathsam ihn figuriren zu lassen. Man führte ihn zu den Belagerungen von Bourges, von Rouen und von Havre. Diese Erlaubniß

war ihm sehr angenehm, allein es verdroß ihm, daß man ihn verhinderte die Laufgraben zu besuchen. Nach dem Tode des Connetable von Montmorenci wollte Carl IX. diesen hohen Posten nicht wieder besetzen, denn er sagte, daß, da die Pflicht des Connetabels sey den blossen Degen vor dem Könige herzutragen, er selbst im Stande wäre den seinigen zu tragen, und sich dessen zu bedienen. Man sieht hieraus, daß er selbst seine Armeen anführen wollte, und daß es wider seinen Willen war, daß dieses Commando seinem Bruder, nachherigen Heinrich III. gegeben wurde. Er vertraute seinen Verdruß über diesen Vorfall seinen Günstlingen. „Warum, sagte er, „will man das Leben meines Bruders lieber wie das Meinige „wagen? Das eine kann Frankreich nicht theurer als das „andre seyn, da er mein Nachfolger ist; überdem ist denn „mein Leben so kostbar, daß man es in einem Schrank verwahren muß, wie die Kleinodien der Krone?“ Nach den Schlachten von Jarnac und von Montcontour wurden ihm von einem berühmten Dichter damaliger Zeit, Namens Dorat, Verse überreicht, die sich auf diese beyde Schlachten bezogen. Obgleich ihn der König hochschätzte, so sagte er doch: „Gehen Sie, mein Herr! und wenden Sie sich nicht „mit dergleichen Schmeicheleyen an mich; an meinem Bruder, „der in diesen beyden Schlachten gefochten hat, müssen Sie „diese Complimente richten. Er wird für Sie das Nöthige thun.“

Er wurde Anfangs sehr wohl erzogen, durch den braven Cipierre, den Heinrich II. ihn zum Hofmeister bestimmt hatte, und der es auch eine Zeitlang mit Ehre war; allein

Catha-

Catharina wählte bald einen andern. Dieses war Gondi, den man Anfangs Duperron nannte, nachher aber Herzog von Retz wurde. Er war es, der dem Könige, nachdem er seine Gunst gewonnen hatte, die Verstellungskunst lehrte, eine Kunst die Cipierre weit entfernt war ihm beyzubringen. Nach dem Brantome war der Großvater dieses Herzogs von Retz ein Müller, sein Vater ein banquerotter Kaufmann, und seine Mutter lange Zeit eine Kupplerin gewesen. Dieses saubre Gewerbe hinderte aber nicht, daß Catharina von Medicis ihr doch die Erziehung der Margaretha von Valois, ersten Gemahlin Heinrichs IV. anvertraute.

Cipierre war so wie alle alte Militairpersonen seiner Zeit sehr dem Fluchen ergeben, daher lernte es auch der junge König von ihm. Diese Flüche aber waren noch mässig in Vergleich mit denen, die ihm Gondi hernach beybrachte, und in wahren Blasphemien bestanden. Ja was noch übler war, so lehrte er dem Könige sie auszustossen ohne eben zornig zu seyn. Brantome sagt von ihm: „Duperron war der „größte kaltblütige Flucher, den man je an dem französischen „Hofe gesehen hatte."

Der Versuch des Admirals von Coligni und der Hugenotten Carl IX. bey Meaux aufzuheben, veranlaßte die Einwilligung des Königs zum Blutbad der so berüchtigten Hochzeitnacht; allein die üblen Rathschläge des Duperron und seiner Mutter waren Schuld an der studierten Falschheit, Verstellung und Grausamkeit, womit die Zubereitungen und die Ausführung dieser abscheulichen Scene gemacht wurden. Cipierre hatte ihm zufolge der Vorurtheile seiner Zeit gesagt, daß man bisweilen

im

im Kriege grausam seyn müsse, und die andern hatten hinzugesetzt, daß ein König seine rebellischen Unterthanen wie seine Todfeinde behandeln und sie heimlich ausrotten müsse. *)

Da Cipierre noch Gouverneur des Königs war, gab man ihm militairische Schauspiele, die fähig waren, ihm Geschmack am Kriege beyzubringen. Unter andern wurde 1562 zu Fontainebleau ein Turnier gehalten, wobey die vornehmsten Champions, der Herzog von Nemours-Savoyen und der Prinz von Condé waren. Man erlaubte aber dem Könige nicht mit zu turniren, so grosse Lust er auch dazu hatte, da das Beyspiel von dem traurigen Tode seines Vaters noch zu neu war. Dennoch bewilligte Cipierre, daß der König und sein Bruder, der Herzog von Anjou in den Schranken mit Degen fechten durften. Um alle Unfälle zu verhüten gab man ihnen solche Degen, die weder schneidend noch spitzig waren, sondern wie Rapiere sich zusammenbogen. Ihre Gegner waren ihre beyden Fechtmeister, zwey Italiener; denn zur damaligen Zeit waren die Italiener allein im Besitz

*) So sehr auch viele französische Geschichtschreiber sich bemühen den nichtswürdigen Character Carls IX. zu beschönigen und alle Schuld der so häufigen schändlichen Auftritte unter dessen Regierung auf seine Mutter zu schieben, die allerdings eine Furie war, so ist es doch gewiß, daß dieser König an dem Morgen jener erschrecklichen Nacht mit kaltem Blut aus einem Fenster des Louvre auf die sich rettenden Unglücklichen selbst seine Schießkunst übte.

A. d. H.

die Fechtkunst zu lehren. Neben dem Kampfplatz war eine Eremitage errichtet, und von dem sie bewohnenden Einsiedler mußte zuvor förmlich die Erlaubniß zum Fechten eingeholt werden. Pompejo war der Fechtmeister des Königs und zugleich auch sein Tanzmeister. Der Monarch, der wohl geübt war, gab grosse Proben seiner Geschicklichkeit, stieß seinen Gegner zu Boden, that als ob er ihn tödtete, und ließ ihn dem Ansehn nach todt auf dem Sand liegen. Silvio, der Fechtmeister des Herzogs von Anjou, hatte kein besser Schicksal in dieser Farce, und die beyden Prinzen entfernten sich unter dem lauten Beyfall des ganzen Hofes. Kaum war dieses geschehn, so gieng aus der Eremitage ein Trupp scheußlicher Teufel heraus, die mit vielen widerlichen Grimassen die Körper der verstellten Todten abholten. Nichts zeichnet besser den falschen Geschmack des 16ten Jahrhunderts in Frankreich aus, als diese läppische Hofvergnügungen.

Da Gondi die Erziehung des Königs allein besorgte, bemühte er sich seinem Zögling andre Neigungen einzuflößen, so daß ihm von seinen militairischen Künsten nichts als Handwerkskunstgriffe übrig blieben. Er wußte nehmlich Waffen zu schmieden, Canonen zu gießen, ja selbst Hufeisen zu machen. Diese Beschäftigung veranlaßte ihn oft zu seinem Zeitvertreib zu münzen. Er machte bald gutes bald schlechtes Geld. Eines Tages da er ein Stück von der letztern Gattung dem Cardinal von Lothringen zeigte, sagte ihm dieser: „Wenigstens, „Sire! dürfen Sie nicht fürchten als ein falscher Münzer „bestraft zu werden, denn Sie tragen Ihre Begnadigung „bey sich.“

Carl IX. begnügte sich nicht mit diesen saubern Künsten. Er war so neugierig, auch die Regeln und Kunstgriffe der Spitzbuben kennen zu lernen; zu diesem Endzweck trug er einem gewissen Hauptmann la Chambre auf, ihm ein Dutzend Beutelschneider, die man damals Enfans de la Matte nennte, herbey zu führen. Er befahl ihnen, auf einem grossen Hofball, den er geben würde, ihre Künste nach Möglichkeit zu zeigen. Man kann sich vorstellen, mit welchem Eifer dieser sonderbare Befehl befolgt wurde, wobey sich der König an dem Erstaunen derjenigen ergötzte, die ihre Sachen vermißten. Nach geendigtem Feste aber ließ er ihnen alles wieder geben, und belohnte seine Künstler. Auch mit der Poesie beschäftigte sich dieser Monarch. Ronsard gab ihm darin Unterricht, und munterte ihn dazu auf. Er führt selbst einige Verse des Königs an, allein man hat eine noch grössere Anzahl, die dieser Dichter, wie auch Baif, Dorat und andre auf Carls Befehl und nach seinen Ideen verfertigt hatten. Er sprach und schrieb gut in Prose; zum Beweis dient die Rede, die er im Parlament hielt, da er noch keinen Bart hatte. Er hielt sie nach dem Ausdruck des Brantome mit einer drohenden Kühnheit: „Euch kommt es zu, meinen Verordnungen zu gehorchen, ohne zu überlegen und zu streiten, worin sie bestehn. „Ich weis besser als ihr, was zum Wohl und Vortheil meines „Königreichs gut und zuträglich ist.“

Amiot, nachheriger Bischof von Auxerre, der sich durch die Uebersetzung des Plutarchs berühmt gemacht hat, war sein Lehrer bey seinen classischen Studien. Dieser Prälat war der Sohn eines Schlächters aus Melun, daher, wie man sagt, auch

auch seine Nahrung größtentheils in Ochsenzungen bestand. Amiot gewann verschiedenemal den Preis bey den florischen Spielen zu Toulouse; indessen versichert man doch, daß vorbesagte Uebersetzung des Plutarchs nicht von ihm, sondern von einem Manne sey, der sie ihm bey einer Reise durch Auxerre anvertraut hatte. Carl IX. ernannte ihn zu seinem Groß-Almosenpfleger, mit welchem Posten damals der Gebrauch verknüpft war, das Evangelium vor dem Könige herzutragen, und es ihm auszulegen. Carl liebte die Musik, und sang zuweilen in seiner Capelle am Pult mit seinen Chorsängern, so wie es auch sein Vater Heinrich II. gethan hatte. Der Kanzler von l'Hopital hatte ihn in der Rechtswissenschaft unterrichtet, und ihm die schöne Devise empfohlen, die er auch annahm. Es waren zwey Säulen, von einer Krone bedeckt, und von einem Bande umschlungen, auf welchem die Worte geschrieben stunden: Par la piété & la justice; womit er sagen wollte, daß die königliche Gewalt auf diesen beyden Säulen ruhe. Er liebte die Jagd sehr, und hatte über diesen Gegenstand ein Buch geschrieben, das aber erst lange nach seinem Tode 1625 gedruckt worden ist. Man fand das Manuscript in der Bibliothek des Staatsministers Villeroi. Auch bließ der König stark das Waldhorn, dieses grif aber seine Lunge so sehr an, daß man sie bey der Eröfnung seines Leichnams voller Geschwüre fand. Was die sinnliche Liebe betrift, so versichert Brantome, daß er hierin sehr mässig war. Er lebte mit einer Dame aus eiuem guten Hause auf einem vertrauten Fuß, dieses war aber, wie der angeführte Schriftsteller sagt: „mehr um sein grazienartiges Betragen zu faconniren und zu „unterhalten, da nichts einen jungen Menschen besser facon-

„nirt als die Liebe zu einem schönen und edlen Gegenstand. „Ausserdem unterhielt er Maria Touchet, Tochter eines Apo„thekers in Orleans, sehr vortreflich an Schönheit, mit wel„cher er den Großprior, hernach den Herzog von Auvergne, „und endlich den Herzog von Angouleme, einen sehr schönen „und vortreflichen Prinzen zeugte."

Eben dieser Brantome untersteht sich zu behaupten, daß Carl IX. von Natur sanftmüthig und menschenfreundlich gewesen sey, daß aber hernach die grausamen Rathschläge und die barbarische Politik seiner Mutter so sehr seinen Character geändert hätten, daß er ganz unkenntlich geworden wäre. Da er in den letzten Zeiten seines Lebens hörte, daß der Herzog von Alencon und der König von Navarra sich wider ihn vereinigt hatten, so rief er aus: „Ach! warum warteten sie „nicht wenigstens erst meinen Tod ab!" Ungefähr zu eben der Zeit berichtete ihm Catharina von Medicis, daß sie den Grafen von Montgommery habe in Verhaft nehmen lassen, und daß er nächstens hingerichtet werden würde. Carl anstatt darauf zu antworten, wandte ihr den Rücken zu. „Wie „mein Sohn, sagte die Königin, Du freuest Dich nicht über „den Verhaft des Mörders Deines Vaters?" „Ich beküm„mere mich nicht mehr, erwiederte er, weder hierum, noch „um andre Dinge."

Den Tag vor seinem Tode machte er sein Testament in Gegenwart des Kanzlers von Biragne, und des Staatssecretärs Fizes de Sauves. „Ich weis, sagte er „ihnen, daß die Könige nicht ihr Königreich nach Gefallen „vermachen können, und wie groß das Ansehn des Sali-

schen

„schen Gesetzes ist.“ Dem zufolge erklärte er zum Nachtheil seiner einzigen Tochter Maria Elisabeth, seinen Bruder, den König von Pohlen, zu seinem rechtmäßigen Erben und Thronfolger.

L.

III.

Zur Länder- und Völkerkunde der Alten.

(Fortsetzung.)

Der mittägige Theil des alten Italiens war in drey grosse Provinzen abgetheilt: das Land der Samniter, Campapanien und Großgriechenland. Die vornehmsten Städte des erstern Landes waren Firmum (Fermo) Asculum (Ascoli) und Beneventum (Benevento.) Dieser ganze Erdstrich ist jetzo zwischen dem Kirchenstaat und dem Königreich Neapolis getheilt. Campanien liegt ganz innerhalb diesem Königreiche, und ob es gleich von den drey Provinzen die kleinste war, so hatte sie doch die größte Anzahl denkwürdiger Oerter, die zum Theil noch vorhanden sind. Die Stadt Cumes war wegen einem heiligen Schlunde und den Orakeln einer Sybille noch berühmter als Tibur. Bajes, ein höchst angenehmer Ort in der Nachbarschaft von Neapel, war wegen seiner herrlichen Gebäude und Bäder berühmt. Pouzzoli, dessen Alterthümer so viel Stof zur Untersuchung liefern. Neapolis, das seit 2000 Jahren ununterbrochen

eine schöne und grosse Stadt gewesen ist. Herculanum, das mit der Asche des Vesuvs im Jahr 79 unserer Zeitrechnung bedeckt wurde. Pompeja, auch an dem Meerbusen von Neapolis gelegen, und durch ein Erdbeben zerstört. Nach dem innern Lande zu lag Capua, die Stadt, deren Wollüste dem Heere des Hannibals nach der Schlacht bey Cannas so nachtheilig waren. Atella, ein Ort der dadurch berühmt wurde, daß er die besten Mimen zu den Schauspielen geliefert hat, daher diese Leute auch Attellanen genannt wurden. Eigentlich waren es Possenreisser. Verschiedene Alterthumsforscher sind der Meynung, daß die auf dem heutigen italiänischen Theater unter dem Namen Polichinello so berüchtigte Maske, in gerader Linie von den attellanischen Mimen abstamme. Am äussersten Ende von Campanien lag die Stadt Salern, die ansehnlichste im Lande der Picentiner.

Großgriechenland hatte seinen Namen von den vielen griechischen Colonien erhalten, die sich hier niedergelassen hatten. Es war in verschiedene Provinzen abgetheilt, von denen Apulien die vornehmste war. Hiezu gehörte die Stadt Sipontum (Siponto) und Bari, das noch jetzo diesen Namen führt, beyde Hafen am adriatischen Meer. Im innern Lande lag Cannas, berühmt durch die grosse Niederlage der Römer, und Venusa, das Vaterland des Horaz.

Am äussersten Ende von Apulien war eine Halbinsel, die Anfangs von den Japigen, hernach aber von den Calabriern und Salentinern bewohnt wurde. Hier lagen die Hafen Brundusium (Brindisi) Joruntum (Otranto) und

Taren-

Tarentum, das in der alten Geschichte so denkwürdig ist. Der übrige Theil von Großgriechenland war zwischen den Lucaniern und Brutiern getheilt, die das heutige Calabrien bewohnten. Die Stadt Sybaris war eine der vornehmsten in Lucanien. Die ausnehmende Weichlichkeit ihrer Einwohner mußte zum Sprüchwort dienen, das sich noch erhalten hat. Diese Weichlichkeit war durch die grossen Reichthümer entstanden, die der Seehandel der Stadt erzeugt hatte. Sie lag nicht weit von der Stadt Crotona, die nicht so ansehnlich und so reich war, dagegen aber starke und kühne Menschen hervorbrachte; der wegen seiner Stärke so berühmte Milo ist davon ein Beweis. Im Lande der Brutier lag Mamertum, dessen Einwohner den ersten Grund zu den grossen Kriegen zwischen den Römern und Carthaginensern legten. Man fand hier auch viele griechische Colonien, die die nämlichen Namen führten, als die Länder wo sie herkamen. Die Stadt Regium (Reggio) war und ist noch der Ort, wo man sich nach Sicilien einschifte; so klein diese Meerenge auch war, so hielt man sie doch für gefährlich, wegen zwey Klippen die unter den Namen Charybdis und Scylla berühmt worden sind. Die letztere lag an der Seite von Italien, und die andere an den Küsten von Sicilien.

Die um Italien gelegene Inseln sind die letzten Theile von Europa, von denen die alten Geographen reden. Ohne die wenig erheblichen hier zu erwähnen, wollen wir nur den alten Zustand der drey vornehmsten untersuchen, Sicilien, Sardinien und Corsica, bevor die Waffen der Römer sie ihrer Herrschaft unterworfen hatten.

 Wenn

Wenn Sicilien beständig eine Insel gewesen wäre, so hätte sie nicht bevölkert werden können, bis die Schiffarthskunst nicht wenigstens einige Fortschritte gemacht hätte. Man glaubt daher mit desto stärkerm Grund, daß dieses Eyland ehemals am festen Land gehangen habe, ob man gleich die Absonderungszeit eben nicht bestimmen kann. Es ist daher nicht zu verwundern, daß man hier barbarische Völker antraf, die gar keinen Begrif von der Methode hatten übers Meer zu setzen. Die alten Geographen haben aus dem Homer die Nachrichten genommen, die sie uns von diesen ersten Einwohnern geben. Sie unterscheiden zwey gleich barbarische Nationen, die Cyclopen und die Lestrigonen. Beyde frassen das Fleisch roh, bisweilen frassen sie auch einander selbst, oder verzehrten doch wenigstens die Körper der Fremden, die so unglücklich waren, an ihre Küsten geworfen zu werden. Beyde hatten von den simpelsten Künsten keine Begriffe; kaum verstanden sie die Kunst zu reden; auch wissen wir nicht, welcher Sprache sie sich bedienten. Aus der Odyssee erhellt jedoch, daß sie sich den Griechen verständlich machen konnten. Die Fabel, die man von den Cyclopen und von ihren Schmieden in der Nähe des Aetna erfunden hatte, veranlassen indessen die Vermuthung, daß sie von dem Eisen und den Metallen überhaupt einigen Gebrauch zu machen wußten, die man in Menge an dem Fusse dieses feuerspeyenden Berges fand. Was die Lestrigonen betrift, so bewohnten sie wahrscheinlich die Küsten und die Ebenen, sie zogen aber von ihrer Fruchtbarkeit keinen Vortheil. Nach dieser Zeit findet man in Sicilien die Sicanier, die von Sicam, Sohn des Briareus, abstammen wollten, ferner die Opiten und Siculer, die wahrscheinlich aus

Africa

Africa gekommen waren. Diese beyden Völker vereinigten sich so sehr mit den alten Einwohnern, daß sie alle nur eine Nation ausmachten; als daher die Phönicier, die Carthaginenser und Griechen an verschiedenen Seiten von Sicilien landeten, so hatten sie blos mit den Siculern zu thun. Es scheint, daß diese schon besser die Fruchtbarkeit des Landes zu nutzen wußten, und daß der Handel bey ihnen nicht unbeträchtlich war.

Sicilien führte den Beynamen Trilingue, weil man hier gewöhnlich drey Sprachen redete, nämlich die alte Sprache der Siculer, die aus Mangel an Schriftzeichen gänzlich verlohren gegangen ist, ferner die phönicische, die auch die carthaginensische oder punische genannt wurde, von welcher man noch viel Denkmähler antrift, und endlich die griechische, die die gemeinste wurde, und am gebräuchlichsten war, als die Römer sich dieser Insel bemächtigten. Dieses war desto weniger zu bewundern, da in dem so nahe liegenden Großgriechenland die griechische Sprache durchaus geredet wurde, und sich die griechischen Colonien in Sicilien so sehr mehrten; auch trojanische Colonien fanden sich hier ein, die wahrscheinlich griechisch sprachen. Zuerst wurde dieses Eyland Tringcrien genannt, wegen seiner dreyeckigten Form, hernach aber hat es wahrscheinlich von den Siculern den Namen Sicilien erhalten. Da es den Römern unterworfen wurde, machte man nur eine einzige Provinz daraus, die durch einen Proprätor regiert ward. Nach der Form aber, konnte man die Insel in vier Theile abtheilen, drey an den Küsten und eins im Mittelpunct. Der nördliche Theil

erstreckte sich von Drepanum (Trappoli) bis Messana (Messina.) Hier war Segestum, die Hauptstadt eines Volks, das ein kleines Castell im Meere erbaut hatte, und jetzo Castellamare genannt wird; ferner Panormus (Palermo) eine Colonie der Phönicier, die jetzo wegen der Residenz des Vicekönigs als die Hauptstadt der ganzen Insel betrachtet wird; Himera (Termini) und viele andere kleine Städte. Der südliche Theil gieng von dem lilybelschen Vorgebirge längst der Küste Africa gegenüber bis zum Vorgebirge Pachimum, jetzt Passaro genannt. Die vornehmste Stadt in diesem Theil war Agrigent, die ehemals der berüchtigte Tyrann Phalaris beherrscht hatte. Der östliche Theil erstreckte sich vom Cap Passaro bis nach Messina, und war der reichste, schönste und fruchtbarste Erdraum der Insel. Hier zeichnete sich besonders die grosse und prächtige Stadt Syracus aus, ferner Catanea, eine schöne Stadt, die aber durch die Verheerungen des Aetna beständig viel gelitten hat, und endlich Messina, deren erste Bewohner eine griechische Colonie von Messeniern waren. Der innere Theil von Sicilien war besonders wegen dem Berg Aetna merkwürdig. Hier war auch das Land der Leontiner, die Abkömmlinge der alten Lestrigonen.

Rund um der grossen Insel Sicilien lag eine beträchtliche Anzahl kleiner Inseln. Einige nannten solche die äolischen Inseln, dem Windgott Aeolus zu Ehren, andre nannten sie die ögadischen. Die vornehmste derselben ist Lipari. Diejenigen, die die Insel Malta noch zu Europa zählen, setzen sie auch unter diese Anzahl. Vor Alters war sie lange nicht so berühmt als jetzo. Sie wurde viel später als Sicilien

lien von den Römern eingenommen. Cäsar machte diese Eroberung. Man redet in dieser Insel eine verdorbene Sprache, die ein Gemische von der alten punischen und der arabischen Sprache ist, denn die Araber waren lange Zeit Herren von Malta.

Man hat viel Erdichtungen in Ansehung der ersten Eroberer von Sardinien und über die Etymologie ihres Namens gemacht. Alles was man hierüber Vernünftiges sagen kann, ist, daß der Name wahrscheinlich von der Form der Insel herkommt, die einer Schuhsohle ähnlich ist, ein Kleidungsstück, das in der punischen Sprache Sarden genennt wurde; auch die Griechen nannten Sardinien aus eben dieser Ursache nach ihren Sandalen Sandaliotis. Von welchem Lande die ersten Bewohner der Insel auch immer hergekommen seyn mögen, so ist doch gewiß, daß sie ganz wild waren. Sie wurden zuerst im Besitz des Landes durch die Phönicier gestört, die gerade aus Tyrus dahin kamen. Die älteste Stadt, die hier gebaut wurde, war Nora, an der Spitze der Insel, Africa gegenüber gelegen. Diese ersten Phönicier hatten bald Nachfolger, die theils aus Asien, theils aus Africa hier anlangten. Die Griechen machten auch verschiedene Versuche, sich in Sardinien niederzulassen, aber die Carthaginenser verhinderten es beständig, und bemächtigten sich endlich der ganzen Küste. Die Eingebohrnen konnten sie doch nicht völlig unterjochen, denn diese vertheidigten sich in den Gebirgen, die im Mittelpunct der Insel lagen, und behaupteten ihre Unabhängigkeit noch selbst nach der Eroberung der Römer; diese geschah im Jahr 521 nach Erbauung der Stadt Rom. Ob-

gleich das Eyland voller Berge ist, so sind doch die Thäler und Ebenen angebaut. Ehemals lieferte die Insel so viel Getreide, daß sie unter die Kornmagazine Roms gerechnet wurde. Die vornehmste Stadt auf derselben ist Cagliari, ehedem Caralis genannt. Nach der Tradition war ihr Stifter Aristeus, Sohn des Apollo und der Nymphe Cyrene. Diesem Aristeus wird auch die Ehre zugeschrieben, der Erfinder zu seyn, wie man Honig, Oel und dicke Milch zubereiten soll. Er machte diese Entdeckungen zuerst seinen Landsleuten den Arcadiern bekannt, und nachher führte er diesen Gebrauch auch in Sardinien ein.

Corsica wurde so wie Sardinien anfangs von Toscanern und Etruriern bevölkert, die Cirnus, Sohn des Hercules, dahin geführt haben soll. Die Griechen nannten auch die Insel Cirnus, und die Römer Corsica. Die Carthaginenser, die sich derselben bemächtigten, gaben ihr den Namen Tyros, zum Andenken ihres Mutterlandes. Sie machten sich Meister von allen Küsten sowohl dieser Insel als von Sardinien, wurden aber aus diesen Besitzungen zu gleicher Zeit von den Römern getrieben, die jedoch nicht die ursprünglichen Einwohner bezwingen konnten, da diese sich in die Gebirge geflüchtet hatten. Es scheint nicht, daß diese Insel je viel Getreide hervorgebracht habe, aber wohl guten Wein, vortrefliche Früchte, Oel, Wachs und Honig. Die corsischen Pferde wurden sowohl als die sardinischen in Rom sehr geschätzt, desgleichen die corsischen Jagdhunde. Plinius sagt, daß Corsica zu seiner Zeit drey und dreyssig Städte hatte; wovon jedoch jetzo wenig mehr vorhanden sind. Die Stadt Palla heißt

jetzo St. Bonifacio; das heilige Vorgebirge wird nunmehr Capo Corso genannt; Aleria aber hat ihren Namen beybehalten. Bastia hieß ehemals die Stadt der Mantineer.

Das Wort Asien hat bey den alten Geographen zweyerley Bedeutungen, die eine mehr, die andre weniger ausgedehnt. Nach der erstern wird darunter dieser grosse Weltheil verstanden, der die vornehmste Rolle in der Geschichte unsrer Erde so lange gespielt, und nur so zu sagen durch sein Alter etwas von seiner Achtung verlohren hat, da, um bey dieser Metapher zu bleiben, das jüngere Europa jetzo dessen Stelle auf unserm Planeten einnimmt. Im andern Wortverstande nannten die Alten Asien denjenigen Erdraum, der jetzo den Namen Kleinasien führt, und der westliche Theil des grossen Asiens ist. Diese grosse Strecke Landes wurde zur Zeit des Strabo und des Ptolomeus in zwanzig ansehnliche Provinzen eingetheilt, wovon die mehresten wieder ihre Unterabtheilungen hatten.

Um alle diese verschiedene Theile von Kleinasien zu verfolgen, anzufangen von Colchos bis nach Propontis, und sodann längst den Küsten des ägeischen und mitländischen Meers fortgefahren bis nach Syrien, so findet man zuerst das alte Königreich Pontus, dessen berühmtester Monarch Mithridates war, den die Römer so viel Mühe hatten zu überwinden, und der die grossen Feldherren Sylla, Lucullus und Pompejus so lange beschäftigte. Seine Hauptstadt hieß Amasia, wovon noch einige Ruinen vorhanden sind. An den Küsten lag Trapesus, das man nachher Trapezunt

nannte, und noch kurz vor dem Untergang des griechischen Kayserthums der Zufluchtsort griechischer Fürsten war, die Trotz ihrer Armuth und Kleinheit den prächtigen Kaysertitel führten. Amisus, das für eine atheniensische Colonie gehalten wurde, war auch ein Seehafen im Königreich Pontus. Hinter dieser Provinz, tief im Lande, lag Cappadocien, die größte in Kleinasien, die in zehn Districte abgetheilt war. Sie wurde von Armenien und Mesopotamien durch den Euphrat getrennt. Dieses Land hatte lange Zeit seine eigne Könige, die fast alle den Namen Ariarates oder Ariobarsanes führten. Der zehnte König dieses Namens war der letzte, und regierte kurz vor der Geburt Christi. Die vornehmsten Städte dieses Königreichs waren Mazaca, die man nachher aus Schmeicheley das Cäsarea in Cappadocien nannte, ferner Comana und Thyane. Diese letztre Stadt war das Vaterland des berühmten Apollonius.

Wenn man die Küsten des Pontus Euxinus zwischen den beyden Flüssen Halis und Parthenius verfolgte, so fand man Paphlagonien, dessen Hauptstadt Amestris war. Der vornehmste Hafen dieser Provinz hieß Sinope. Aus diesem Lande kamen die Heneter oder Veneter, die sich mit dem Antenor in Italien vereinigten. Hinter Paphlagonien lag Galacien, oder Gallo Gräcien; so genannt, weil die Einwohner halb gallischen halb griechischen Ursprungs waren. Die vornehmste Stadt hier war Ancyra, jetzt Angora genannt, in deren Gegend man die schönen Ziegen und weissen Kaninchen findet, von welchen die Haare so sehr gesucht werden.

Weiter hin fand man Bithynien, vor Alters Mygdonien genannt. Dieses Land war von Pontus durch den Fluß Sangar abgesondert, und war reich an grossen Städten. Hier lag Nicea, das durch zwey Kirchenversammlungen so berühmt ist. Die erste von allen wurde hier im Jahr 325 gehalten. Ferner die Städte Myrtea und Prusa, welche letztre den Namen von ihrem König Prusias erhielt. Sie war vor der Eroberung von Constantinopel die Residenz der türkischen Kayser. Hieher gehörte auch Nicomedia, die eine Zeitlang die Hauptstadt von Bithynien war; Libissa, unter deren Ruinen man noch jetzo Trümmer von Hannibals Grabmal findet; Heraclea ein Seehafen, und Calcedonia. Man behauptet, daß den Weibern dieser letztern Stadt das Gesetz sich zu verschleyern, wenn sie von Männern konnten gesehen werden, zuerst gegeben wurde.

Hinter Bithynien, entfernt von den Seeküsten, war Grosphrygien. Der Beyname groß diente es von Kleinphrygien zu unterscheiden, das im trojanischen Lande lag. Diese Provinz hatte eine grosse Anzahl Städte, davon kaum mehr die Ruinen übrig sind. Hier regierte ehemals der König Midas. Die Phrygier haben die Ehre, für die Erfinder der Flöte und der vierrädrigen Wagen gehalten zu werden; auch waren sie die ersten, die das Mittel ausfanden, mehrere Pferde an einen Wagen zu spannen.

Mysien war eine grosse Provinz, die ehemals dem Crösus unterwürfig, und einen Theil seines Königreichs Lydien ausmachte, hernach aber ein eigenes formirte, das von seiner Hauptstadt Pergamo den Namen hatte. Die vornehmsten

Städte

Städte waren hier Cyzicus, wovon noch ansehnliche Trümmer vorhanden sind, und Lampsacus, eine wollüstige Stadt, in welcher Priap vorzüglich verehrt wurde. Hier war auch der Fluß Granicus, an dessen Ufern Alexander seine erste Schlacht wider die Truppen des Darius gewann. Der in der Dichterwelt so berühmte Fluß Scamander strömte hier durch das trojanische Gebiet.

Zu dem Königreich Troja gehörte das feste Schloß Abydos, das man errichtet hatte, um die Meerenge im griechischen Archipelagus zu vertheidigen. Der Name Dardanellen, den man noch immer den festen Schlössern dieser Meerenge giebt, ist sehr alt, und kommt von der Stadt Dardania her, die ohnweit den Ruinen von Troja lag, und von welcher auch die Trojaner den Namen Dardanier annahmen. Dardanus, Sohn des Jupiter, wurde für den Stifter dieser Stadt gehalten. An dem sigeischen Vorgebirge war das Grabmahl des Achilles. Die noch vorhandenen Ruinen von Troja sind nicht die Trümmer der Mauern, unter welchen die homerischen Helden kämpften, sondern sie gehören zu dem jüngern Troja, das zu den Zeiten des Sylla zerstört wurde. In dieser Provinz war auch der Berg Ida.

Aeolien war gewissermassen ein Theil von Phrygien, lag am Meere, und hatte seinen Ursprung von einer griechischen Colonie. Alle hier befindliche Städte hatten auch griechische Namen. Lydien, oder Mäonien, Jonien, Carien und Lycien waren alle griechische Provinzen zu Kleinasien gehörig. In Jonien lag Smirna, Ephesus, Clazomene und Colophon, desgleichen floß hier der Fluß Mäander, so berühmt

berühmt wegen seinen labyrinthischen Krümmungen. In Carien waren die Städte Miletus, Halicarnassus und Cnidus; in Lycien Patera, und das heilige Vorgebirge. Diese Provinz wurde von dem Fluß Xantus bewässert. Hinter Lycien war Pisidien, und weiter hin nach dem Meere zu Pamphylien. Antiochia war die Hauptstadt des erstern, und Attalus, jetzo Satalia, des letztern Landes. Hinter Pamphylien lag Isaurien, eine rauhe und ziemlich öde Provinz mitten im Gebirge Taurus. Endlich kam Cilicien, die letzte Provinz von Kleinasien, die an Syrien gränzte. Ihre Hauptstadt war Tarsus am Flusse Cydnus, dessen Wasser sehr kalt war. Alexander, der sich in demselben badete, war fast darüber des Todes, dem jedoch der Kayser Friederich Barbarossa, aus eben dieser Unvorsichtigkeit und an eben diesem Orte, nicht entgieng.

Die Inseln an den Küsten von Kleinasien sind in grosser Anzahl nach Westen zu, allein nach Süden zu findet man nur eine. Die erstern machten einen Theil des Archipelagus aus, da der andre Theil desselben aus den Inseln an den griechischen Küsten bestand, die zu Europa gerechnet wurden. Die vornehmsten dieser Inseln waren Tenedos, wohin sich die vereinigte Flotte der Griechen begab, unter dem Vorwand, die Belagerung von Troja aufzuheben, aber eigentlich in der Absicht es zu überrumpeln. Die Insel Lesbos ist ziemlich groß, hat eine sehr gesunde Luft und vortreflichen Wein. Ihre Einwohner wurden für sehr klug gehalten; auch ist sie das Vaterland der zärtlichen geistreichen Sappho. Die Hauptstadt hieß Mytilene.

Die Insel Samos lag Ephesus gegenüber, nicht so groß wie Chio, allein eben so reich und so fruchtbar. Sie war der Juno geheiligt, die auch daselbst einen prächtigen Tempel hatte, allein noch berühmter war sie als Vaterland des grossen Pythagoras. Es war auch über Samos, daß der Tyrann Polycrates herrschte, der sich für so glücklich hielt, daß er sich über das Uebermaaß seines Glücks beklagte, jedoch endlich höchst unglücklich wurde, und auf eine elende Art sein Leben endigte.

Die Insel Rhodus lag nahe an Carien. Ihre grosse Fruchtbarkeit, ihr vortreflicher Boden, eine sehr reine Luft, und ein beständig heitrer Himmel machte, daß sie der Sonne geheiligt wurde. Ihre Hauptstadt erkannte für ihren Stifter Phonoreus, König von Argos, der 740 Jahr vor Christi Geburt lebte. Am Eingange ihres Hafens stand der berühmte Coloß, die Bildsäule der Sonne, die unter die sieben Wunderwerke der alten Welt gerechnet wurde.

Die einzige Insel, die von Kleinasien nach Mittag zu liegt, ist Cypern; schön, groß, reich, bevölkert, kurz mit allen Vortheilen versehn, die man nur einem Lande wünschen kann; auch ist sie jederzeit ein Gegenstand des Eroberungsgeistes gewesen. Anfangs hatte diese Insel ihre eigne Könige; nachher besassen solche die Perser, denen sie Alexander abnahm, die Ptolomeer waren nachmals Herren derselben, bis sie endlich den Römern in die Hände fiel. Sie war besonders der Venus geweihet. Hier war der Hayn von Amathunt. Salamis, jetzo Famagusta genannt, ein schöner Hafen, war die Hauptstadt dieser Insel, die den Beynamen die glückliche führte.

Syrien

Syrien ist eins von den grossen Ländern in Asien. Es erstreckt sich längst den Küsten des mitländischen Meers, bis nach Palestina. Im innern Lande geht es auf einer Seite bis zum Euphrat, der es von Mesopotamien trennt, und auf der andern bis zu den Wüsten Arabiens. Die alten Geographen theilten es im eigentlichen Syrien und in Phönicien ein. Im erstern war Comagene, das eine Zeitlang seine eigne Könige hatte, bis die Römer sie abschaften, und das Land für sich nahmen. Die Hauptstadt dieser Könige war Samosat, nahe am Euphrat. Ferner war hier das Land Seleucidien, zwischen dem mitländischen Meer und dem Fluß Orontes gelegen. Die Hauptstadt derselben war die berühmte und prächtige Stadt Antiochia in Syrien. Sie hatte zwar kein hohes Alter, denn sie wurde erst von Seleucus Nicanor erbaut; der ein Feldherr Alexanders war, und hernach erster König von Syrien wurde; allein in wenigen Jahrhunderten kam diese Stadt auf den Gipfel von Grösse und Pracht; sie hatte eine sehr schöne Vorstadt, am Fluß Orontes gelegen, Daphne genannt, der als der wollüstigste Ort beschrieben wird, und den Kirchenvätern zu herrlichen Declamationen Stof gab. Diese Stadt Antiochia war die erste von allen, die diesen Namen führte. Nach dem Strabo gab es nicht weniger denn zwölf Städte in Asien, die so hiessen.

Wenn man den Lauf des Euphrats folgte, fand man das cyrrestische Land, dessen Hauptstadt Cyrrus war. Hier lag die kleine Stadt Berea, aus welcher das grosse Aleppo entstanden ist. Unterhalb befand sich die Provinz Apamene, von welcher Apamea die Hauptstadt war; eine grosse und schöne

schöne Stadt, die Antiochus Soter, Sohn des Seleucus Nicanor, erbaut hatte. Das palmyreische Land lag weiter hin. Die vornehmste Stadt desselben wurde von den Griechen Palmyra und von den Einwohnern Tadmor genannt. Die prachtvollen Ruinen, die man noch von ihr siehet, sind bekannt. Sie glänzt erst in der Geschichte im dritten Jahrhundert nach Christi Geburt, da die berühmte Zenobia Palmyra beherrschte, und lange Zeit ihre kleinen Staaten wider den Kayser Aurelian vertheidigte, der endlich aber diese Königin überwand, und Palmyra zerstörte.

Das letzte syrische Land hieß Cälesyrien. Die schönste Stadt hier war Heliopolis, die nachher Balbec genannt wurde, und noch sehr ansehnliche Ruinen, besonders von dem grossen Sonnentempel zeigt. Seit ihrer Zerstörung erhob sich nach und nach eine kleinere Stadt. Dieses war Damascus, das unter den ersten christlichen Kaysern mächtig wurde, und noch mehr unter den Califen, die hier ihre Residenz hatten. Jetzo aber unter den Türken ist sie ganz herunter gekommen.

Phönicien war eine Seeprovinz, und eins der reichsten Länder im Alterthum. Hier lagen die Städte Tyrus und Sidon. Die erstere, die wegen ihrer Industrie und Betriebsamkeit in Asien ohne Gleichen war, hatte ihren Handel und ihre Colonien bis an die äussersten Gränzen der damals bekannten Welt ausgedehnt; auch war sie die Mutterstadt von Carthago. Sidon würde weit berühmter gewesen seyn, wenn es nicht von der mächtigen Nachbarin verdunkelt worden wäre.

Palestina ist ein Land, das uns bloß wegen der zur heiligen Schrift gehörigen Ereignisse interessant ist, weil weder dessen Grösse, noch alles Uebrige sonst in Betrachtung kommen würde. Die Cananiter besassen diesen Erdraum, als die Israeliten zuerst dahin kamen, es zu erobern. Sie nannten es nachher Judäa, und endlich erhielt es von den Christen den Namen das heilige Land. Die zwölf Stämme Israels theilten sich in Palestina. Ein jeder derselben hatte mehrere Städte und Flecken, von denen aber wenige beträchtlich waren. Bethlehem gehörte dem Stamme Juda, und Jerusalem, die einzige Stadt von Ansehn in ganz Judäa, dem Stamm Benjamin. Der Stamm Levi, der dem Tempeldienst besonders vorstand, besaß keine Ländereyen. Die Stadt Jericho gehörte auch zum Stamme Benjamin; Samaria aber zum Stamme Ephrahim. Diese Stadt wurde nach der Trennung der Stämme die Hauptstadt des Königreichs Israel. Der Stamm Simeon hatte zur Gränze gegen Morgen die Küsten des mitländischen Meeres, von denen der beste Theil die Wohnörter der Philister waren, mit welchen die Juden so blutige Kriege führten. Ihre vornehmsten Städte waren Ascalon und Gaza. Der Tempel ihrer Hauptgötter Dagon und Beelzebub war in Ascalon; eine Stadt, von welcher nichts mehr vorhanden ist, da hingegen Gaza, ein kleiner Seehafen, noch jetzo unter seinem alten Namen existirt. Der Stamm Dan besaß den Seehafen Joppe, der nunmehr Jaffa heißt, und in den Zeiten der Kreuzzüge sehr berühmt war.

Der Stamm Manasse wurde durch den Jordan in zwey Theile getheilt. Dieser Fluß floß nicht ins Meer, son-

dern in den See Genezareth. Der Stamm Isaschar erstreckte sich von diesem See bis zum Meer. Hier waren die Berge Carmel und Thabor. Auf der andern Seite des letztern Berges wohnte der Stamm Zebulon, zu welchem die Städte Nazareth und Bethulia gehörten. Der Stamm Asser dehnte sich hinter Phönizien aus, und besaß einige kleine Seehafen, als Acco, Ptolomais und andre. Zum Stamm Naphtali gehörte die Stadt Capharnaum, am Ausfluß des Jordans gelegen. In den beyden Stämmen Gad und Ruben war kein beträchtlicher Ort. Der Jordan, nachdem er den See Genezareth durchströmt hatte, verlohr sich endlich im asphaltitischen See, sonst auch das todte Meer genannt. Dieser See, dessen Wasser schweflicht und stinkend ist, bedeckt, den Büchern Mosis zufolge, die Ruinen der Städte Sodom und Gomorra.

Das heilige Land blieb auf diese Art abgetheilt, bis die beyden Königreiche Juda und Israel von den Assyrern und Babyloniern eingenommen wurden. Die zehn Stämme, die das Königreich Israel ausmachten, wurden gefangen weggeführt, und nach dem schwarzen Meere zu verpflanzt. Die andern Juden aber, Unterthanen des Königreichs Juda, wurden in Babylon zerstreut, bis ihnen endlich Cyrus die Erlaubniß ertheilte, in ihr Vaterland zurück zu kehren, und ihren Tempel wieder zu erbauen. Sie blieben jedoch den Persern zinsbar, hernach dem Alexander und sodann seinen Nachfolgern, bis sie sich endlich unter der Anführung des Judas Maccabeus wider Antiochus Epiphanes, König von Syrien, empörten. Die Asmoneer, Abkömmlinge der Maccabeer, erhielten sich eine

Zeit-

Zeitlang auf dem Throne von Judäa, bis sich Herodes aus dem Geschlecht der Idumeer desselben bemächtigte. Nach seinem Tode wurde das Land von den Römern unter seine Kinder vertheilt, und endlich nach der Zerstörung von Jerusalem zu einer römischen Provinz gemacht.

Während der Zeit Judäa von den Kindern des Herodes beherrscht wurde, waren die vornehmsten Provinzen folgende: 1.) Galiläa; 2.) Samaria, und 3.) das eigentliche Judäa. In Samaria lag die Stadt Sichem, die ein sehr hohes Alter hatte, da sie schon zur Zeit des Patriarchen Jacob vorhanden war. Sie lag fast in Ruinen, als sie Jerobeam, erster König von Israel wieder aufbauete; ja man sahe sie eine Zeitlang als die Hauptstadt dieses Königreichs an. Herodes stellte sie von neuem her unter dem Namen Neapolis, den man noch in dem heutigen türkischen Naplouze wieder erkennt. Die Stadt Jerusalem lag im eigentlichen Judäa. Man behauptet, daß ihr alter Name Salem gewesen sey. David gründete sie auf den Berg Sion. Nachdem sie Titus größtentheils zerstört hatte, schickte Adrian eine römische Colonie dahin, und nannte nun die Stadt Aelia. Da aber die christliche Religion mit Constantin den kayserlichen Thron bestieg, nahm die Stadt wieder ihren alten Namen Jerusalem an.

Der Beschluß im nächsten Stück.

IV.

Biographische Nachrichten von Cassard,
einem berühmten französischen Seemann.

Dies ist ein Auszug aus einem der allerneuesten französischen Producte. Sowohl das Eigne des Characters und der Lebensumstände des Cassard, als auch die damit verbundenen historischen Anecdoten machen den Aufsatz zu einer unterhaltenden Lectüre.

Jaques Cassard wurde 1672 zu Nantes von einer armen Familie gebohren. Sein Vater war ein Schiffer, den er sehr jung verlohr. Kaum erlaubten es die Kräfte des Knaben, als er nach St. Malo gieng, und auf einem Kaperschif Dienste nahm, da damals Frankreich mit England und Holland im Krieg begriffen war. Er zeichnete sich schon in den ersten Jahren seines Seelebens durch einen ausserordentlichen Muth aus, der oft bis zur Verwegenheit gieng, wobey er die Schiffahrtskunst so gut erlernte, daß er bald für einen der besten Steuerleute in Frankreich gehalten wurde. Der Name Cassard ward endlich so berühmt bey der französischen Marine, daß, wenn vornehme Seeofficiers auf wichtige Expeditionen ausliefen, sie ihn immer bey sich zu haben wünschten. Der Admiral von Pointis hatte Befehl erhalten, mit zehn Linienschiffen, vier Fregatten und einer Bombardiergaliote nach Carthagena in America zu seegeln, und es anzugreifen. Die

Flotte

Flotte hatte 5000 Mann am Bord, und war von einer Gesellschaft ausgerüstet worden, die die Vortheile davon geniessen solte; denn der königliche Schatz war zu sehr erschöpft, um dazu die Kosten herzugeben. Pointis schlug den Cassard vor ihn zu begleiten, welches dieser auch bewilligte.

Carthagena ist die Hauptstadt einer spanischen Provinz gleichen Namens im südlichen America unter dem 82sten Grad der Länge und dem 10ten nördlicher Breite gelegen. Diese Stadt ist ganz mit Sand umgeben, wohl befestigt, und ausserdem mit einer Menge Forts umringt; sie ist sehr reich und sehr bevölkert, auch wird hier einer der größten Märkte in America gehalten. Der französische Hof schickte nach St. Domingo Befehl, 1200 Flibustiers zu versammlen, und alle Einwohner dieser Insel zu enrolliren, die im Stande wären Waffen zu tragen.

Die Flibustiers waren eine ganz sonderbare Gattung von Menschen, die sich durch so ausserordentliche Thaten auszeichneten, daß man sie für Fabeln halten würde, wenn nicht deren Wahrheit unleugbar bewiesen wäre. Ihre Characterzüge waren Wildheit, eine rasende Liebe zur Unabhängigkeit, und ein unternehmender Muth, die vereinigt einen wilden Heldengeist hervorbrachten, der so viel Erstaunen als Abscheu erregt. Diese Menschen waren aus allen Nationen zusammengesetzt, die mehresten waren jedoch Franzosen. Sie erwählten immer ein Oberhaupt, wenn sie sich einschiften, dem sie auch, so lange sie auf dem Meere waren, gehorchten, so bald sie aber das Land betraten, wurden sie alle wieder gleich. Sie verheerten alle Küsten von America, und griffen ohne

Unterschied der Nation alle Schiffe an, die ihnen begegneten. Die Spanier verjagten sie aus der Insel St. Christoph, sie kamen aber bald wieder, und schwuren seitdem dieser Nation einunne versöhnlichen Haß. Da sie fanden, daß diese Insel wegen der Winde und Ströme einen schweren Zugang hatte, so suchten sie einen bequemern Ort; sie giengen nach St. Domingo, und landeten in einer Gegend, die nicht von den Spaniern besetzt war. Die grosse Menge Hornvieh, die sie hier antrafen, gab ihnen den Gedanken ein, einen benachbarten Ort aufzusuchen, wo sie sicher wohnen, und sich von St. Domingo aus beständig mit Vieh versorgen könnten. Hiezu schien ihnen die Schildkröteninsel am bequemsten zu seyn, und sie liessen sich auch hier nieder. Diese Insel ist acht französische Lieues lang, und zwey breit. Sie ist von St. Domingo nur durch einen zwey französische Meilen breiten Canal abgesondert. Die ganze nördliche Küste ist unzugänglich, und die südliche hat nur einen Hafen, dessen sich die Flibustiers bemächtigten. Der Eingang desselben ist leicht zu vertheidigen, vermöge eines Felsens, der ihn ganz beherrscht. Das Erdreich ist hier fruchtbar, allein größtentheils mit Waldungen bedeckt.

Pointis seegelte den siebenden Januar 1697 von Brest ab, und langte den siebenden Marz in St. Domingo an. Er fand den Gouverneur derselben, Namens Ducasse, an der Spitze von den 1200 verlangten Flibustiers, die bereit waren ihm zu folgen. Pointis besaß Muth und verstand den Krieg, er war aber so sehr von sich eingenommen, und so stolz, daß er seine Officiers mit der größten Verachtung

behan-

behandelte. *) Er that dem Ducasse viele Kränkungen an, weil er eifersüchtig war, daß dieser Mann von geringer Geburt sich bloß durch seine Verdienste empor geschwungen hatte. Dieser duldete jedoch alles, und dachte nur allein an das Interesse des Königs. Eines Tages sagte ihm Pointis mit einem verächtlichen Blick: „Ihr schönster Titel, mein „Herr, ist der eines Seecapitains. Als ein solcher müssen „Sie bey meiner Flotte nach ihrem Patent dienen, wo „nicht, so dürfen Sie sich nicht einschiffen.“ Ducasse antwortete: „Ich will als Volontär dienen, denn jeder Grad, „worin ich meinem König dienen kann, scheint mir ehrenvoll.“ Die Flibustiers, die dem Ducasse ergeben waren, wurden durch dieses stolze Betragen beleidigt und revoltirten. Pointis war so unvorsichtig, seine Authorität hier anwenden zu wollen, die aber bey dieser Gelegenheit sehr herabgewürdigt wurde. Ducasse, überzeugt, daß der glückliche Erfolg der Unternehmung von dem Muth dieser wilden Krieger größtentheils abhieng, redete ihnen aber mit so vieler Sanftmuth zu, und that ihnen so glänzende Versprechungen, daß sie sich wieder bereden liessen, und mit der Flotte unter Seegel giengen.

So wie diese Flotte sich Carthagena näherte, wurde sie von den Forts mit einem schrecklichen Feuer empfangen, das viel Leute wegrafte. Der Stolz des Pointis verwandelte sich nunmehr in Herablassung; er fragte Ducasse, was man thun müsse. Dieser antwortete: „Sie müssen das nächste Fort „mit Ihrer ganzen Artillerie angreifen, allein nur auf einer

 „Seite,

*) Dieses Bild gleicht Zug für Zug dem Grafen d'Estaing. A. d. H.

„Seite, ich will mich mit den Flibustiers ausschiffen, und die „andre bestürmen.“ Cassard erhielt den Auftrag das Fort zu bombardiren. Dieses geschah mit so vielem Nachdruck, daß in kurzem das feindliche Feuer nachließ. Mitlerweile nahm Ducasse mit seinen Flibustiers das Fort mit Sturm ein; alle hier befindlichen Spanier wurden niedergehauen, und die Artillerie gegen die andern Forts gerichtet. Diese wurden nun auch von den Schiffen bombardirt und beschossen, da sie sich denn eins nach dem andern ergaben. Diesem Beyspiel folgte auch die Stadt selbst.

Die Capitulationspuncte waren, 1.) daß man dem Gouverneur drey Tage Zeit lassen solte, Vorkehrungen zu seinem Ausmarsch zu machen, da denn die Besatzung mit klingendem Spiel, fliegenden Fahnen, brennenden Lunten und zwey Feldstücken ausziehen sollte. 2.) Daß alle Kaufleute und Stadtbewohner überhaupt weder Geld noch Edelsteine auf die Seite legen, sondern alles ausliefern solten, auch von ihren andern Haabseligkeiten dürften sie nichts mitnehmen, als was sie und ihre Sclaven tragen könnten. 3.) Daß wenn die Einwohner in der Stadt bleiben wolten, so solte ihnen nichts zu Leide geschehn; sie solten sogar Erlaubniß erhalten in ihren Häusern zu bleiben, nur müßten sie alles Gold, Silber und Edelsteine getreulich abliefern; wobey denen, die verborgenes Geld anzeigen würden, ein Drittel der Summe zur Belohnung versprochen wurde.

Nachdem diese Artikel unterzeichnet waren, ließ Pomtis eine Anzahl Soldaten in die Stadt einrücken, und Wälle und Thore besetzen. Den andern, sowohl Soldaten als Matrosen

wurde

wurde bey Lebensstrafe verboten die Stadt zu betreten; sie kehrten sich jedoch daran nicht, sondern verbreiteten sich in alle Quartiere, und machten Carthagena in kurzer Zeit zum Schauplatz der entsetzlichsten Greuel. Man raubte alles ohne Unterschied und verschonte nicht einmal die Kirchengefässe; die Weiber und Mädchen, die sich in die Kirchen geflüchtet hatten, wurden am Fuß der Altäre geschändet. Um diesen abscheulichen Ausschweifungen Einhalt zu thun, schickte Pointis Commandos aus, die Gewalt brauchen mußten. Ein jeder Soldat war gezwungen das Geraubte wieder zurück zu bringen, sodann wurden alle Quartiere nach Gold und Silber durchsucht, mit Befehl alles Aufgefundene an einem bestimmten Ort zusammenzutragen. Man fand diese kostbaren Metalle allenhalben versteckt, in Cisternen und Brunnen, in Gärten vergraben, u. s. w. Es waren drey Tage erfoderlich, um den ganzen Vorrath nach den Schiffen zu fahren. Auch die Canonen, deren sich hier achtzig befanden, nebst den Glocken wurden eingeschift. Die Flibustiers hoften, daß man diese Reichthümer theilen würde, allein Pointis ließ ihnen überhaupt nur 120,000 Livres zustellen und eilte unter Segel zu gehen. Diese Leute voller Wuth sich betrogen zu sehn, beschlossen ihn zu verfolgen und sich fürchterlich zu rächen. Ducasse aber besänftigte sie wieder und versprach dem Hofe ihre Klagen vorzutragen. Dieses geschah auch, und zwar mit so gutem Erfolg, daß er 1200,000 Livres erhielt, um solche unter sie zu vertheilen.

Pointis kam den 29sten September 1697 nach einer neunmonatlichen Abwesenheit zurück. Die so wohl geglückte

Expedition setzte Europa und America in Erstaunen, und diejenigen, die Geld dazu hergegeben hatten, zogen dabey grosse Vortheile. Die mitgebrachten Reichthümer wurden auf vierzig Millionen Livres geschätzt. Sie würden noch weit beträchtlicher gewesen seyn, wenn die Einwohner von Charthagena nicht von der Ankunft der französischen Flotte benachrichtiget worden wären, und 120 mit Gold, Silber und Kostbarkeiten beladene Maulesel aus der Stadt geschickt hätten. Bey dieser Expedition zeigte Cassard seinen ausserordentlichen Muth, der selbst von den Flibustiers bewundert wurde, daher auch Pointis in seiner Hofrelation von ihm mit dem größten Lobe sprach.

Bald darauf rüsteten die Einwohner von Nantes ein Caperschif aus, von welchem sie Cassard das Commando gaben, der denn auch so ansehnliche Prisen damit machte, daß er alle Interessenten bereicherte. Der Hof, der davon Nachricht erhielt, ließ ihn kommen. Als er vor dem Könige erschien, sagte dieser: „Man spricht sehr viel von Euch. „Ich brauche bey meiner Marine einen Officier von Euren „Verdiensten, daher ich Euch zum Lieutenant einer Fregatte „ernannt habe, mit dem Befehl Euch 2000 Livres Gratifica„tion zu geben.“ Pontchartrain, damaliger Minister der Marine, sagte ihm darauf sich sogleich nach Dünkirchen zu begeben, und daselbst das Commando eines Kriegsschiffes zu übernehmen. Er solte damit im Canal kreuzen, der von feindlichen Capern wimmelte. Cassard nahm deren auch eine beträchtliche Anzahl weg. Im Jahr 1708 begegnete er bey den sorlingischen Inseln einer englischen Kauffartheyflotte von fünf und dreyssig Schiffen, die von einem Kriegsschiff escortirt

wurde. Ob dieses gleich viel stärker war wie das seinige, so grif es Cassard doch an, das englische Schif wolte sich aber nicht im Gefecht einlassen, da der größte Theil der Kauffahrer schon in Sicherheit war, indessen nahm Cassard doch fünf Schiffe weg, die er nach St. Malo brachte, und 500,000 Livres geschätzt wurden. Er lief gleich wieder aus, und brachte noch acht reichbeladene Kaufmannsschiffe nach St. Malo.

Der strenge Winter im Jahr 1709 erzeugte in ganz Frankreich eine Hungersnoth, daher man Getraide in fremden Ländern aufsuchte. Ludwig XIV. ließ den Großsultan bitten den Franzosen zu erlauben Getraide in der Levante aufzukaufen, welches auch bewilligt wurde. Marseille schickte dieser Erlaubniß zufolge sechs und zwanzig Schiffe aus, um dieses so nöthige Bedürfniß einzuhandeln, man fürchtete aber, daß die Feinde, die im mitländischen Meer kreuzten, diese Flotte wegnehmen möchten; Cassard erhielt daher den Auftrag ihr mit zwey Kriegsschiffen, den Eclatant und den Serieux entgegen zu gehen. Er ließ diese auf seine Kosten ausrüsten. Fünf und zwanzig andre Kauffartheyfahrer baten ihn sie zu escortiren, er sagte aber den Abgeordneten: „Meine „Kinder! Euer Zutrauen schmeichelt mich, allein wenn die „Feinde mich mit stärkerer Macht angreifen, so muß ich „unterliegen, und dann werde ich den Schmerz haben Eure „Schiffe wegnehmen zu sehen. Glaubt mir, und wartet eine „stärkere Escorte ab.“ Sie antworteten: „Unsre Schiffe „werden sicher gehen, wenn sie Herr Cassard escortiren „wird.“ Er segelte ab, führte sie bis Capo Negro, und ließ sie sodann von dem Serieux bis Maltha begleiten, mittlerweile

weile er mit dem Eclatant der Getraideflotte von Marseille entgegengieng. Er fand sie und war schon mit ihr auf dem Rückweg als er den 29ten April 1709 nahe an den barbarischen Küsten eine englische Flotte von funfzehn Kriegsschiffen antraf. So ausnehmend ungleich auch die Parthie war, so dachte der muthige Cassard doch an nichts als an seine Vertheidigung, und befahl den Kaufmannsschiffen sich hinter ihn zu halten. Drey feindliche Kriegsschiffe umringen ihn sogleich und machen ein schreckliches Feuer. Das seinige ist wo nicht schrecklicher doch wirksamer, denn zwey wurden entmastet und gezwungen sich zurückzubegeben, während der Zeit sich das dritte zum Entern anschickt; Cassard aber empfängt es mit dem ganzen Feuer seines Schifs, schießt dem feindlichen Masten und Segel herunter, und nöthigt es auch sich zu entfernen. Dies Gefecht dauerte zwölf Stunden, in welcher Zeit die Getraideflotte Zeit hatte sich in Sicherheit zu begeben. Die einbrechende Nacht zwang die englische Flotte sich von den Küsten zu entfernen, sie behielt aber den Eclatant im Auge, um ihn mit anbrechendem Tage wieder anzugreifen.

Cassard, der mit dem erlangten Ruhm zufrieden war, und nicht nach einem zwoten Gefecht so ungleicher Art geizte, setzte alle seine Segel bey um zu entkommen, er wurde aber von zwey feindlichen Schiffen verfolgt, die ihn mit Tagesanbruch angriffen. Man schlug sich zwey Stunden lang mit der größten Heftigkeit herum, bis endlich das größte der englischen Schiffe seinen Vordermast verlohr und sich zurück begeben wolte. Bevor es aber noch die Flotte erreichen konnte, wurde es von den Wellen verschlungen. Cassard manövrirte

indessen

indessen mit so vieler Geschicklichkeit sein schadhaftes Schif, daß er glücklich Porto Farino, das alte Utica, erreichte. Die Mauren und Türken, die diese Stadt bewohnten und am Ufer Zeugen des Gefechts gewesen waren, umringten ihn mit freudigen Ausrufungen. Ein jeder beeiferte sich um die Wette ihm Erfrischungen anzubieten. Sein Schif war jedoch in einem sehr schlechten Zustande; es hatte acht Canonenschüsse unter Wasser bekommen, Masten, Segel, Tauwerk, alles war erbärmlich zugerichtet, und von seiner Equipage hatte er sechszig Mann verlohren. Man verschafte ihm alles was nöthig war, das Schif in erträglichen Stand zu setzen. Einige Tage nachher kam auch das Kriegsschif le Serieux hier an, dem er die Escorte der Getraideschiffe auftrug, die sich auch in Porto Farino eingefunden hatten.

Sobald er auslaufen konnte nahm er seinen Weg nach Toulon. Kaum hatte er das Meer erreicht, so fiel ihm ein englisches Schif mit Oel beladen in die Hände, und bald nachher begegnete ihm ein anderes, das Getraide führte, und mit sechszehn Canonen besetzt war. Nach einem kurzen Gefecht wurde auch dieses genommen. Er langte endlich glücklich zu Toulon an, von da er sich nach Marseille begab und die Wiedererstattung der Kosten verlangte, die er zur Ausrüstung der beyden Schiffe vorgeschossen hatte. Ausser der Bezahlung dieser Schuld hofte er für seine Dienste noch eine ansehnliche Belohnung zu erhalten, allein er mußte mit Erstaunen erfahren, daß der Magistrat von Marseille, weit entfernt ihn zu belohnen, ihm nicht einmal das baar ausgelegte Geld wieder erstatten wolte, unter dem elenden Vorwand, daß er nicht

die Getraideflotte in Person in den Hafen zurückgebracht hätte. Cassard, über diese abscheuliche Undankbarkeit aufgebracht, erfüllte ganz Frankreich mit seinen Klagen, allein vergebens. Er fieng mit diesem ehrwürdigen Magistrat einen Prozeß an, konnte aber von dem eben so ehrwürdigen Parlement zu Aix nie einen Urtheilsspruch erhalten. Dies war die Quelle der Unglücksfälle dieses berühmten Seemanns. Es entstand bey ihm ein Haß gegen alle Menschen; er wurde tiefsinnig, ernsthaft und hartherzig. Allenthalben zeigte er seine üble Laune, selbst gegen Personen, die sich nahe am Thron befanden.

Im Jahr 1710 lief aus Toulon eine Flotte von vier und achtzig Kaufmannsschiffen aus, die auch nach der Levante bestimmt waren, um Getraide zu holen. Sechs Kriegsschiffe unter Commando des Herrn von Feuquieres begleiteten solche. Nach eingenommener Ladung segelte die ganze Flotte im October aus Smirna ab, und so unruhig auch das mitländische Meer um diese Jahreszeit ist, so begegnete ihnen doch kein Unfall; da man sich aber schon den französischen Küsten näherte, erfuhr Feuquieres, daß eine englische Escadre von acht Kriegsschiffen ihn an den Küsten der Provence auflauerte. Da er seine Kriegsschiffe auch mit Getraide angefüllt hatte, so befand er sich nicht im Stande sich zu vertheidigen, *) daher er sich in die sicilischen Häfen rettete, wozu ihm ein günstiger Wind wehete, der aber bald so heftig wurde, daß die Engländer genöthigt waren das hohe Meer zu suchen. Ausserdem hätte ihnen wahrscheinlich der größte Theil dieser Getraideflotte nicht entgehen können.

Indessen

*) Ein Kind würde hier fragen, zu welchem Zweck denn diese Kriegsschiffe mitgeschickt worden waren.

Indessen war die Bestürzung in Marseille und Toulon ausserordenlich. Man wußte, daß die Flotte unterwegens war, und daß die englische Escadre sich an den Küsten befand. Lambert, Commandant eines der escortirenden Kriegsschiffe, fand Mittel in Toulon einzulaufen, wo er dem Intendanten der Marine von der gefährlichen Lage der Flotte Nachricht gab, der sofort dem Seeminister davon Meldung that. Der Minister, der die Tapferkeit des Cassard kannte, schickte ihm Befehl zu alle Kriegsschiffe zu nehmen, die in Toulon wären, und der Flotte entgegen zu gehn. Man fand deren vier, mit welchen Cassard den 8ten November unter Segel gieng, um abermals sein Leben für eine Stadt zu wagen, die ihm mit dem schändlichsten Undank behandelt hatte Er langte in Sicilien an; kaum aber hatte er Anker geworfen, als er zwey englische Kriegsschiffe, eins von 74, und eins von 36 Canonen gewahr wurde. Sie kamen von Port Mahon, und wolten sich mit der englischen Escadre vereinigen, die an den Küsten der Provence kreuzte. Cassard gieng ihnen mit drey Schiffen entgegen, den Parfait von 70, den Serieux von 60, und den Phönix von 52 Canonen. Die Engländer, in der Meynung, daß dieses drey französische Getraideschiffe wären, giengen auf sie loß, und erkannten erst ihren Irrthum, da sie schon ganz in der Nähe waren. Nun spannten sie alle Seegel auf sich zu entfernen; ein Gleiches that Cassard sie zu verfolgen. Er erreichte endlich mit seinem 70 Canonenschiffe das englische von 36 Canonen, und richtete es so übel zu, daß es sich ergeben mußte; darauf grif er mit seinen drey Schiffen das englische von 74 Canonen, Pembroke genannt, an, schoß dessen Vordermast herunter, und

machte ein so entsetzliches Feuer, daß in kurzer Zeit der Capitain und siebenzig Mann von der Equipage auf dem Verdeck gestreckt lagen. Es mußte sich also der stärkern Macht ergeben. Cassard kam mit diesen zwey Prisen nach dem sicilischen Hafen zurück; die ganze Getraideflotte gieng bald darauf unter Segel, und kam glücklich in Toulon an, mit einer Ladung, die am Werth acht Millionen Livres betrug.

Die Ruhe war dem Cassard unerträglich. Er wolte immer fechten. Kaum war er angekommen, so lief er wieder aus, um im mitländischen Meer zu kreuzen, wo er einen Caper von Cagliari wegnahm. Einige Zeit nachher begegnete er ohnweit Gibraltar einer Flotte von 10 reich beladenen englischen Schiffen, die von einer Fregatte von 24 Canonen escortirt wurde. Cassard hatte zwey Schiffe bey sich, eins von siebenzig und eins von sechszig Canonen, mit welchen er Flotte und Fregatte wegnahm. Da sein Ruhm und seine Talente sich so sehr ausbreiteten, so trug man ihm die Direktion der neuen Arbeiten auf, die in Toulon gemacht wurden; auch ernannte ihn der König zum Capitain einer Fregatte. *) Den erhaltenen Auftrag führte Cassard mit vielem Beyfall aus,

*) Es ist schwer das Widersprechende bey diesem Avancement zusammen zu reimen. Cassard, der ganze Geschwader von Linienschiffen commandirte, und noch kürzlich auf Befehl des Seeministers das Commando über vier grosse Kriegsschiffe in Toulon übernahm, wird nun zur Belohnung seiner ausserordentlichen Dienste zum Capitain einer Fregatte ernannt.

A. d. H.

aus, da er die Fortificationskunde zu seinem besondern Studio gemacht hatte.

Der Getraidemangel dauerte indessen beständig in Frankreich fort. Der Hof schickte daher dem Cassard Befehl zu, vier Kriegsschiffe auszurüsten, um dem Großsultan Geschenke zu überbringen und um Erlaubniß zu bitten abermals Getraide in seinen Staaten aufkaufen zu dürfen. Zu diesem Endzweck begleitete ihn eine grosse Menge Kauffartheyfahrer. Cassard war in allen Fächern gerecht. Er wußte das Zutrauen des Großveziers zu erwerben, welcher ihn dem Sultan vorstellte, der auch an der militärischen Freymüthigkeit dieses Seemannes sein Wohlgefallen hatte und ihm alles bewilligte was er verlangte. Cassard kaufte so viel Getraide, daß er alle Schiffe seiner Flotte damit anfüllen konnte. Er führte sie nach Frankreich zurück, und mit ihr kam der Ueberfluß in dieses Königreich an die Stelle der erschrecklichen Hungersnoth. Man rief ihn nach Hofe, wo er jedoch nicht lange blieb, denn die Rolle eines Hofmanns war seinem Character nicht angemessen. Er gieng nach Aix um seinen Prozeß mit der Stadt Marseille zu betreiben, konnte aber nicht das Geringste ausrichten.

Er war noch in dieser Parlamentsstadt, als er Befehl erhielt nach Toulon zu gehn, und daselbst eine Escadre von drey Linienschiffen, fünf Fregatten und zwey Kriegsschaluppen auszurüsten, um die Portugiesen in ihren Colonien anzugreiffen. Er gab das Commando dieser Schiffe an Officiers, deren Tapferkeit ihm bekannt war, segelte gegen Ende des Merz 1712 von Toulon ab, und kam den 12ten May bey den Inseln des grünen Vorgebirges an.

Um diese Expedition desto besser zu verstehn, wird hier eine kleine Nachricht von diesen Inseln nicht überflüssig seyn. Das Vorgebirge hat den Namen von den beständig grünenden Bäumen, womit es bedeckt ist, sowohl als die Inseln, die in einiger Entfernung von den africanischen Küsten liegen. Man zählt zehn derselben. May, San Jago, Fuego, S. Jean, Bona Vista, Sal, S. Nicola, S. Vincentio, Santa Lucia und S. Antonio. Sie gehören alle den Portugiesen. San Jago die größte ist fünf und vierzig französische Meilen lang und zehn breit. Diese Insel hat viel Hafen; der vornehmste Porto Praya wird von einem starken Fort vertheidigt. Drey französische Meilen von demselben liegt die Hauptstadt Ribiera Grande zwischen zwey Bergen, aus welchen ein Fluß strömt, der die Stadt bewässert. Man zählt hier 500 Häuser und eine Cathedralkirche, deren Bischof sowohl als die Domherren gebohrne Portugiesen seyn müssen. Auch sind hier drey Klöster, ein Franciscaner- und zwey Frauenklöster. Mönche und Nonnen sind alle Neger. Der Hafen Praya ist der Zollort aller portugiesischen Schiffe, die nach Guinea Handel treiben.

Kurz zuvor ehe Cassard im Hafen Praya einlief, nahm er noch ein englisches Schif weg. Kaum war er hier angekommen, so setzte er 1000 Mann ans Land, und theilte sie in vier Bataillons, mit denen er das Fort umringte. Der Commandant desselben wurde aufgefodert sich auf Discretion zu ergeben. Die Besatzung war ansehnlich, und die Wälle mit Canonen wohl besetzt, auch fehlte es nicht an Munition aller Art, allein die Soldaten waren furcht-

furchtsame, übeldisciplinirte Neger, daher dies Fort übergeben wurde ohne einen Schuß zu thun. Cassard nahm die portugiesische Garnison heraus, setzte Franzosen an ihre Stelle, und nahm mit seinen Truppen den Weg nach Ribiera Grande. Die Hälfte des Corps wurde vorausgeschickt, um die Communication zwischen der Stadt und dem Lande aufzuheben, Cassard aber, nachdem er zur Sicherheit der Schiffe ein Commando zurückgelassen hatte, folgte mit den übrigen Truppen nach.

Er näherte sich der Stadt mit anbrechendem Tage bis auf einen Flintenschuß, ließ seine Soldaten aufmarschiren, und den Gouverneur zur Uebergabe auffodern, mit der Drohung ihm kein Quartier zu geben, wenn er ihm die Mühe machte, seine Canonen zu gebrauchen. Es schien jedoch unmöglich, daß Cassard seine Drohungen gut machen konnte. Die Stadt lag in einem Thal, zwischen zwey steilen Bergen; man konnte nicht anders dahin gelangen, als durch einen höchstbeschwerlichen Hohlweg. Ausser einem festen Schloß innerhalb den Mauern, lag auch auf einer Anhöhe ein beträchtliches Fort, das die Stadt commandirte. Ueberdem konnte dieser Ort von mehr als 12000 Mann vertheidigt werden, die im Stande waren die Waffen zu tragen, und alle auf dieser Insel wohnten.

Der Gouverneur von Riebiera Grande war es zugleich von der ganzen Insel San Jago und allen Inseln des grünen Vorgebirgs, allein Muth und Entschlossenheit gehörten nicht zu seinen Tugenden. Seine Antwort war eine Bitte an den französischen General ihm einen Officier zu schicken, mit dem

er die Capitulationspuncte reguliren könnte. Cassard schickte ihm den Major von Boisrargues mit gehöriger Vollmacht versehn. Während der Capitulation flüchteten der Bischof und die vornehmsten Einwöhner mit ihren besten Effecten in die Gebirge. Der Gouverneur versprach innerhalb drey Tagen 315,000 französische Livres zu bezahlen, wogegen man ihm die Versicherung gab, daß weder die Stadt noch die Forts geplündert werden solten. Dieser Vergleich wurde von beyden Seiten unterzeichnet; dennoch hatte der Gouverneur schon unter der Capitulation seine besten Sachen ebenfals in die Gebirge geschaft, wohin er sich auch begab, sobald er unterzeichnet hatte.

Cassard über dieses Betragen äusserst aufgebracht, ließ ihm durch abgeschickte Einwohner sagen, daß wenn er nicht die Bedingungen des Tractats erfüllte, er die Stadt in Asche verwandeln würde. Er wartete sechs Tage auf dessen Antwort, da er aber keine erhielt, ließ er die Forts sprengen; alle eiserne Canonen wurden unbrauchbar gemacht, und siebenzehn metallene mitgenommen. Desgleichen nahm man alle Glocken der Stadt weg, ferner 200 Pulverfässer, eine Menge andre Munition, und die besten Kaufmannswaaren, welche die geflüchteten Einwohner nicht hatten mit fortbringen können; das übrige wurde zur Plunderung Preiß gegeben. Sobald diese vollendet war, steckte man alle Quartiere der Stadt in Brand. Man hatte zwey portugiesische Schiffe auf der Rhede gefunden, deren man sich bemächtigte, um die gemachte Beute darin fortzubringen, die kostbarsten Effecten allein ausgenommen, die man auf die französischen Schiffe brachte.

Diese

Diese gemachte Beute in Ribiera Grande betrug an Werth 500,000 Livres, was aber die Franzosen nicht mitneh-konnten, aus Furcht ihre Schiffe zu sehr zu beladen, war ungefähr eine Million Livres werth. Die Zerstörung der Forts, die Verbrennung der Stadt, der Verlust an Canonen und Munition, konnte indessen wohl auf drey Millionen gerechnet werden. Cassard nahm auch 400 Neger mit fort; so daß die Treulosigkeit des Gouverneurs den Portugiesen ungeheuren Schaden that. Diese ganze Expedition kostete den Franzosen nur drey Mann, die in einem Scharmützel blieben. Cassard plünderte auch noch einige andre portugiesische Colonien in Africa, um die Grausamkeiten zu rächen, die diese Nation an den Franzosen 1710 verübt hatte. Ein französischer Seecapitain, Namens du Clerc, versuchte nämlich damals Rio Janeiro, eine der vornehmsten Besitzungen der Portugiesen in Brasilien, einzunehmen; der Versuch aber mißlung, und er mußte sich mit 700 Mann, die er commandirte zu Gefangenen ergeben. Die Portugiesen verletzten jedoch die gemachte Capitulation und massacrirten ihn mit dem größten Theil seiner Soldaten. Man verschonte nicht einmal die Wundärzte, die beschäftigt waren die Verwundeten zu verbinden. Die Bestrafung dieses schrecklichen Frevels wurde daher dem berühmten Guay-Trouin und dem Cassard übertragen.

Während der Zeit also Guay-Trouin die Stadt Rio Janeiro verheerete, that Cassard ein gleiches mit Ribiera Grande und segelte sodann nach America. Er nahm seinen Lauf nach Martinique, um sich mit Lebensmitteln zu versehn, und seine Schiffe ausbessern zu lassen. Mitlerweile dieses

 geschah,

geschah, machte er Zurüstungen zu einer neuen Expedition. Er vereinigte mit seiner Escadre einige americanische Corvetten, die mit Flibustiers angefüllt waren und mit Vergnügen einem Anführer folgten, dessen Muth und Talente sie kannten. Von seiner Seite schmeichelte er sich mit dem glücklichsten Erfolg, da er diese wilden Krieger bey sich hatte, die die größten Gefahren verlachten; denn es war nicht mehr mit den Portugiesen oder mit furchtsamen Negern, daß er fechten solte, sondern die Rede war die Engländer und Holländer in ihren americanischen Besitzungen anzugreifen, wozu er vom Hofe Befehl erhalten hatte. Er wolte seinen Weg nach der den Engländern gehörigen Insel Antigoa nehmen, allein die widrigen Winde nöthigten ihn nach Mont-Serrat zu gehn. Dies ist auch eine englische Colonie und ein Eyland, das zu den Inseln unter dem Winde gezählt wird, drey französische Meilen lang und eine breit ist. Diese Insel liegt unter dem 17ten Grad nördlicher Breite und hat ihren Namen von den Spaniern erhalten, die zwischen ihr und dem Berg Mont-Serrat in Catalonien eine grosse Aehnlichkeit fanden; sie verließen aber die Insel, da denn die Engländer gegen die Mitte des 16ten Jahrhunderts solche in Besitz nahmen. Unter der Regierung König Jacob II. liessen sich hier viele Irländer nieder, die einen starken Handel trieben. Die Insel ist übrigens sehr bevölkert und sehr reich, und würde es noch mehr seyn, wenn sie nicht so oft wüthenden Orcanen ausgesetzt wäre. Die Stadt ist schön gebaut und wohl befestigt.

Hier kam Cassard den 20ten Julius 1712. an. Er stellte seine Schiffe längst dem Ufer in einer Linie und landete noch

noch den nämlichen Tag unter dem Schutz seiner Artillerie ohne einen Mann zu verlieren; auch seine Canonen wurden ans Land gebracht, und gegen die Stadt gerichtet. Sein Feuer war so lebhaft und wirksam, daß die bestürzten Einwohner sich aufs schleunigste retteten, und ihre besten Effecten zurückließen. Sobald die Franzosen von dieser Entfernung der Einwohner hörten, drangen sie in die Stadt und machten eine ungeheure Beute. Cassard ließ sowohl ihnen als den Flibustiers alles was sie nur rauben konnten und entschädigte dadurch diese letztern wegen dem vormals bewiesenen Geiz des Pointis. Man fand auf der Rhede vier Englische reich beladene Schiffe, die man wegnahm, desgleichen schifte man alle Neger ein, die man nur habhaft werden konnte, deren Anzahl beträchtlich war. Nach diesem so glücklich ausgeführten Entwurf gieng Cassard nach Martinique zurück, alwo er die Leute der Insel Montserrat in Verwahrung brachte.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

V.

Dialog zwischen dem verstorbenen Doctor Johnson und Mrs. Maria Salter.

Dies merkwürdige Gespräch ist erst vor wenig Wochen in London von Mrs. Salter selbst bekannt gemacht worden, und ist also eine Reliquie dieses berühmten Mannes, die seine Biographen noch nicht haben nutzen können. Die Engländerin erzählt solches in einem Briefe folgendermassen:

„Ich meldete Ihnen neulich, daß Doctor Johnson, da „ich ihn das erstemal besuchte, sehr geschäftig war, und mit „mir nicht reden konnte, daß er mir aber auf den nächstfolgenden Tag Audienz versprach. Ich fand mich genau zur „gesetzten Zeit bey ihm ein, und traf ihn in seinem Vorzimmer an, wo er mit einem dicken Buch beschäftigt war. Er „setzte ohngeachtet meiner Gegenwart eine ganze Weile sein „Studieren fort, wobey ich Gelegenheit hatte, etwas Sonderbares in seiner Lesemethode zu bemerken; so oft er nämlich an das Ende einer Zeile kam, so giengen nicht bloß die Augen zum Anfang der folgenden Zeile, wie bey andern Menschen, sondern auch sein Kopf wurde dahin gewandt; daraus „entstand eine regelmäßige comische Bewegung, wobey seine „Nase gleich dem Perpendikel einer Stubenuhr beständig die „Secunden schwung. Endlich hob das Gespräch an:“

Doctor.

Doctor. „Nun, Madame, was steht zu Ihren „Diensten?“

Mrs. S. „Aus Ihren Schriften schliesse ich, daß Sie „ein Freund der Unglücklichen sind.“

Doctor. „Ihr Schluß kann sehr falsch seyn. Weiber sind schlechte Logiker; allein fahren Sie nur fort.“

Mrs. S. „Ich bin verheyrathet; glücklich verheyrathet. Ich liebe meinen Mann, und ich denke, ja ich mag „wohl sagen, ich bin gewiß, daß seine Liebe der meinigen gleich „kommt. Dennoch bin ich unglücklich. Sehr unglücklich!“

Doctor. „Ein sehr gemeiner Fall. Die Glückseligkeit hängt weniger von Umständen als von der Gemüthsverfassung ab. Wie lange sind Sie verheyrathet?“

Mrs. S. „Zwey Jahre.“

Doctor. „Sie glaubten vielleicht, der Honigmonath „würde nie ein Ende nehmen?“

Mrs. S. „Nein! Nein! Aber ich erwartete nicht, „daß man mir immer widersprechen, meinen Zorn reizen, „ja sogar befehlen würde; daß mein Mann je eine andre Gesellschaft der meinigen vorziehn würde; daß er mich ganze „Abende allein lassen könnte, um sich auswärts zu vergnügen. „Ich glaubte, wir würden immer von einerley Meynung seyn; „daß keiner von uns beyden befehlen würde; daß alle unsre „Vergnügungen gemeinschaftlich seyn müßten, und er mit „keinen andern Weibern umgehn, sie loben, oder mit ihnen „reden würde. Ich glaubte, daß — — — — —

Doctor. „Genug von alle dem, was Sie glaubten. „Sie haben mehr als zu viel gesagt, um mich zu überzeugen,

 „daß

„daß die Ursache Ihres Unglücks in Ihnen selbst liegt. Sie „sind wahrscheinlich von alten Jungfern, oder von andern „dummen Weibern in einer Boardingschule *) erzogen wor„den, daher sind Sie ganz unbekannt sowohl mit dem Ehe„stande als mit den Gesetzen unsers Vaterlandes und mit der „menschlichen Natur. Verheyrathete Weiber sind in einem „Stande von absoluter Unterwürfigkeit und Abhängigkeit. „Die Gesetze unsers Landes berauben sie aller Ansprüche auf „Macht und Authorität; dagegen aber hat ihnen die Natur „dasjenige zur Belohnung gegeben, das, wenn mit Vernunft „gebraucht, euch Weibern die Herrschaft der Welt versichert. „Wenn Sie Madame Ihren Mann bloß durch Argumente „zurechte bringen wollen, so irren Sie sich sehr, denn es dient „allein ihn von Ihrer Unfähigkeit zu überzeugen richtig zu „räsonniren. Ihre Eifersucht macht ihn unwillig, und Ihre „Vorwürfe treiben ihn aus dem Hause zu der Geselschaft von „Männern und Weibern, die ihn mit mehr Gefälligkeit und „besserer Laune begegnen.“

„In diesem Augenblick trat Doctor Goldsmith ins „Zimmer, daher wurde unsre Unterredung geendigt.

Maria Salter.

*) Diesen Namen führen die Schulen in England, so wohl die für Knaben als die für Mädchen, wo nebst dem Unterricht auch für den Unterhalt der Kinder gesorgt wird, und wo sie beysammen wie in Klöstern wohnen. Diese Pensionsanstalten sind kostbar, und dennoch zu einer guten Erziehung ganz untauglich. Sie sind gewöhnlich auf dem Lande in der Nähe grosser Städte. In den Dörfern bey London findet man deren einige hundert.

A. d. H.

VI. Cha=

VI.

Characteristische Beobachtungen über Virginien und America überhaupt.

Nachstehendes Fragment ist aus der nur kürzlich herausgekommenen Voyage de Mr. le Chevalier de Chastellux en Amerique entlehnt. Der Verfasser hielt sich während dem letzten Kriege eine geraume Zeit in diesem Welttheile auf, hatte mit Grossen und Kleinen Umgang, und folglich Gelegenheit und Musse genug, den Character und die Sitten der Völker, die er sah, kennen zu lernen. Diese Betrachtungen sind nun das Resultat seiner Untersuchungen. Da der französische Ausdruck im Original eben nicht der beste ist, und öfters sehr vernachlässigt zu seyn scheint, so hat Uebersetzer sich um so viel weniger ein Gewissen gemacht, etwas frey mit der Urschrift umzugehen, und sich überhaupt mehr angelegen seyn lassen, nach dem Sinn als nach den Buchstaben zu dolmetschen.

Die Virginer sind nicht allein durch die Natur ihres Erd- und Himmelstriches und der ihnen eignen Cultur von den andern Völkern, die Nord- und Ostwärts der Bay wohnen, auf das wesentlichste unterschieden, sondern zeichnen sich auch durch jenen unauslöschlichen Character aus, den jedes Volk bey dem ersten Augenblick seiner Entstehung empfängt, und der, indem er sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzet, den grossen Grundsatz: Alles Gegenwärtige ist nur ein Theil

Theil vom Vergangenen, hinlänglich rechtfertiget. Virginien wurde gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts entdeckt, und im Anfange des 17ten die dortige Colonie gestiftet. Beyde denkwürdigen Ereignisse fallen in die Zeiten der Regierung der Königin Elisabeth und König Jacob des ersten von England.

Der republicanisch-democratische Geist, der heut zu Tage die Engländer beseelt, war damals noch nicht der herrschende unter diesem Volk. Handel und Schiffahrt waren noch in ihrer Kindheit, und die langwierigen Kriege mit Frankreich und Spanien hatten beständig, obgleich mit kleinen Verschiedenheiten, jenen kriegerischen Geist unterhalten, den Wilhelm der Eroberer, Richard Löwenherz, Eduard der Dritte und der schwarze Prinz, dieser Nation einst einflößten. Zwar erblickte man nirgends mehr fahrende Ritter, wie in den Zeiten der Kreuzzüge, aber statt ihrer fand man überall eine Menge Abentheurer, die ohne Unterschied bald ihrem Vaterlande, bald fremden Mächten ihren Arm vermietheten; Edelleute, die Handel und Landbau für niedrige, unanständige Beschäftigungen hielten, und kein ander Gewerbe kannten, als den Krieg. Denn der militärische Genius, seit undenklichen Zeiten die Seele des Adels, nahm alle demselben günstige Vorurtheile in seinen Schutz, und ausserdem hatten sich auch noch, weil die Pairwürde noch nicht so gemein war, desto mehr Glanz und Consistenz in den alten vornehmen Familien dieses Landes erhalten.

Eben diese Edelleute und Krieger waren es eigentlich, die den größten Theil der ersten virginischen Colonisten aus-

machten, und in der Absicht entweder ihr Glück, oder doch wenigstens neue, ungewöhnliche und ruhmvolle Abentheuer in diesem entfernten Lande zu finden, Europa verlassen hatten. Bey alle dem aber wird man doch zugeben, daß wenn gleich die Einrichtung und Stiftung einer neuen Colonie, alle nur ersinnliche Industrie, sowohl des Kaufmanns als des Landmanns erfodert, die Entdeckung und Eroberung neuer Länder doch mehr für Leute gehören, deren Köpfe mit kriegerischen und romantischen Ideen angefüllt sind. In der That waren auch die meisten Mitglieder der ersten Compagnie, die das ausschliessende Eigenthumsrecht auf Virginien erhielt, Personen von eben so ausgezeichnetem Range als vornehmer Geburt, und obgleich nicht alle diese erlauchte Aktionnärs selbst Colonisten wurden, so scheuten doch verschiedene von ihnen die Reise übers Meer nicht, und man zählt unter den ersten Gouverneurs dieser Provinz auch einen Lord Delaware.

Nichts war daher natürlicher, als daß die neuen Colonisten ihre kriegerischen Grundsätze und adlichen Vorurtheile, den wilden Einwohnern des von ihnen unterjochten Landes mittheilten, und ohne Zweifel waren wohl unter allen europäischen Ideen diese eben diejenigen, die am leichtesten von diesen rohen Völkern gefaßt wurden. Ich weiß, daß heut zu Tage nur noch eine geringe Anzahl von diesen Familien übrig ist, sie haben sich aber doch noch immer in grossem Ansehn erhalten, und die Wirkung des ersten Eindrucks, so bald er einmal da ist, wieder zu vernichten, hängt weder von der Macht irgend eines Gesetzgebers, noch von der Zeit selbst ab. Die Regierung kann zwar democratisch werden, so wie sie es auch gegenwärtig

 wirklich

wirklich ist, aber der Geist der Nation, ja der Geist der Regierung selbst wird beständig aristocratisch seyn.

Man wird hieran um so weniger zweifeln, wenn man bedenkt, daß noch ein andrer Umstand mit dem erstgedachten Bewegungsgrund genau zusammentrift; ich meyne die hier übliche Leibeigenschaft. Nicht als ob ich damit sagen will, es sey ein Zeichen von Distinction oder ein besonderes Vorrecht, Sclaven oder Negern zu halten, sondern weil die Herrschaft, die man über diese unglücklichen Leute ausübt, Eitelkeit und Trägheit unterhalten, zwey Laster, die mit ihren alten vorgefaßten Meynungen ganz wundersam sich vertragen. Vermuthlich wird man fragen, wie Vorurtheile dieser Art mit der gegenwärtigen Revolution übereinstimmen, deren Grundsätze doch so verschieden von ihnen sind? Ich antworte: daß sie zu eben dieser Revolution vielleicht nicht das Wenigste beygetragen; daß während dem sich Neuengland empört, weil Vernunft und Nutzen es so verlangen, Virginien das nämliche aus Stolz thut. Ich werde noch hinzusetzen: daß die Trägheit selbst diesem Volk einigermassen nützlich gewesen ist, weil es dadurch veranlaßt wurde, einer kleinen Anzahl tugendhafter und aufgeklärter Bürger zu folgen, die ihre trägen Landesleute auch wirklich viel weiter brachten, als sie ohne Führer und sich selbst überlassen, jemals gekommen seyn würden. Denn man muß in der That gestehen, daß Virginien sich im Anfange der Unruhen mit vielem Anstand betrug. Diese Provinz war die erste, die den Einwohnern von Boston ihren Beystand anbot, und die erste, welche eine beträchtliche Anzahl Truppen auf die Beine brachte; aber kaum war

war die neue Gesetzgebung eingeführt, und statt eines Oberhaupts eine Regierung da, so waren die Virginier auch die ersten, die daran Theil nahmen, der Nationalgeist erhielt von neuem die Oberhand, und alles gieng schlimmer als jemals.

So hat jeder Staat, wie jedes Individuum von dem ersten Augenblick seiner Entstehung an, seine eigne ihm angebohrne Complexion, deren üblen Wirkungen Diät und Gewohnheiten zwar vorbeugen, aber nie gänzlich umschaffen können. Die Gesetzgeber solten daher wie Aerzte handeln, und sich nie mit der leeren Hofnung schmeichlen, dem politischen Körper ein Temperament nach ihrem Wohlgefallen zuzueignen, sondern vielmehr dasjenige, so schon da ist, recht genau kennen zu lernen suchen, und sich auf das eifrigste bestreben, allen üblen Folgen vorzubeugen, so wie sie sich bemühen solten, die etwan daraus entspringenden Vortheile zu vervielfältigen. Eine allgemeine Uebersicht der verschiedenen Staaten von America wird zu mehrerer Rechtfertigung dieser Meynung dienen.

Die Bewohner von Neuengland liessen sich in dem neuen Welttheile nur deswegen nieder, um sich der willkührlichen Gewalt ihrer europäischen Landesherren zu entziehen, die als unumschränkte Beherrscher des Staats sowohl wie der Kirche, die zwiefache Tyranney des Despotismus und der Intoleranz gegen ihre Unterthanen ausübten. Dies waren keine kriegerische Abentheurer, sondern gute friedliche Leute, die ihren Lebensunterhalt im Schweiß ihres Angesichtes sich erwerben wolten; ihre Grundsätze lehrten Gleichheit, und empfahlen Arbeit und Industrie. Da aber das von ihnen in Besitz genommene Land an und für sich eben nicht das fruchtbarste

war, und nur einen kärglichen Unterhalt gewährte, so widmeten sie sich der Fischerey und der Schiffahrt; daher sie denn auch noch bis auf den jetzigen Augenblick Freunde der Industrie und Gleichheit, Fischer und Schiffer sind.

Newyork und die Jerseys wurden von armen Holländern bevölkert, welchen es in ihrem Vaterlande an Unterhalt gebrach, und die sich weit mehr mit oeconomisch häuslichen Dingen als mit Staatssachen beschäftigten. Diese Völker hegen noch heut zu Tage die nämliche Denkungsart. Ihr Interesse, ihre Bemühungen sind, so zu sagen, ganz individuel; alle ihre Aussichten schränken sich bloß auf ihre Familien ein, und nur aus Noth formiren diese Familien einen Staat. Als General Burgoyne auf Albany losgieng, waren es die Neuengländer, die das meiste zur Hemmung seiner weitern Fortschritte beytrugen, und gesetzt auch, daß die Einwohner von Newyork und den beyden Jerseys öfters die Waffen ergriffen und brav thaten, so geschah es doch nur, weil die ersten von einem längst eingewurzelten Haß gegen die Wilden beseelt wurden, die immer die gewöhnlichen Vortruppen der Engländer sind, und die andern sich wegen der Ausschweifungen zu rächen wünschten, deren sich die feindliche Armee, da sie in ihr Land einfiel, schuldig gemacht hatte.

Wenn man weiter gegen Süden und über den Delaware geht, so wird man finden, daß die Regierung von Pensylvanien sich bey ihrem Ursprunge auf zwey einander sehr entgegen gesetzte Principien gründete. Es war die Regierung eines Eigenthums, eine Lehnsherrschaft in sich selbst, oder wenn man auch will, ein patriarchalischer Staat, dessen

Denkungs-

Denkungsart aber im höchsten Grade tolerant und frey war. Anfänglich hegte Penns Familie den stolzen Gedanken, eine Art von Utopien, einen vollkommenen Staat zu gründen, in der Folge hingegen glaubten sie ihr unermeßliches Eigenthum am besten zu nützen, wenn sie Fremde von allen Enden der Erde in ihr Land zogen. Hieraus ergiebt sich zur Genüge, daß das pensylvanische Volk ein Mischmasch verschiedener Nationen ist, dessen Mitglieder weit mehr auf ihre eigne als allgemeine Freyheit sehen, und daher mehr zur Anarchie als zur Democratie geneigt. Maryland, welches anfänglich dazu gehörte, und nachher von der Crone zurück gekauft wurde, mußte lange genug unter einer unumschränkten Macht stehen. Nun verdient diese Provinz zum erstenmal als ein eigner Staat in Betrachtung gezogen zu werden, und zwar als ein Staat, der sich unter günstigen Vorbedeutungen zu formiren scheint; es kan noch einmal in der Folge viel aus ihm werden, weil er vordem gar nichts war.

Noch sind die beyden Carolinen und Georgien übrig, aber ich kenne diese drey Provinzen nicht genug, um Betrachtungen darüber zu machen, die vielleicht nicht so gerecht seyn möchten, als sie es mir zu seyn dünkten. Alles was ich davon mit Grunde sagen kann, ist dieses: daß Nordcarolina, größtentheils von Schottländern bevölkert, die mehr Armuth als Industrie dahin führte, von Straßenräubern geplagt, und von innerlichen Mißhelligkeiten zerrüttet wird; daß Südcarolina im gänzlichen Besitz des Ausfuhrhandels bloß seinen Seehäfen und besonders der Stadt Charlestown seine Existenz zu verdanken hat; einen Ort, der in kurzer Zeit zu einer ansehnlichen Handelsstadt heran gewachsen ist, wo man eben so häufig Fremde antrift, wie in Marseille oder Amsterdam,

wo eine ungezwungene angenehme Lebensart herrscht, und wo man Vergnügen, Künste und Gesellschaft liebt; überhaupt hat wohl diese Stadt mehr europäischen Anstrich, als der ganze Rest von America.

Wenn man diese Skizze einigermassen für richtig hält, so wünsche ich jetzt, daß man den Geist der americanischen Staaten mit dem ihrer gegenwärtigen Regimentsverfassung genau gegen einander halten möchte. Ich ersuche solche in dem jetzigen Augenblick, in zwanzig, und in funfzig Jahren von hier zu vergleichen, und bin überzeugt, daß wenn gleich diese Regierungen sich stets einander gleich seyn werden, weil sie alle democratisch sind, man doch immer Spuren von der vormaligen Denkungsart und dem Geist derjenigen finden wird, die bey der Bildung der Völker und bey der Niederlassung der Nationen präsidirt haben.

Virginien wird jenen unterscheidenden Character weit länger als die andern Staaten erhalten; es sey nun, daß Vorurtheile um so viel dauerhafter zu seyn pflegen, je abgeschmackter und geringfügiger sie sind, oder auch, daß die, bey welchen nur ein Theil des menschlichen Geschlechts verletzt wird, weit mehr Aufmerksamkeit erregen, als diejenigen, die schädlichen Einfluß auf das Ganze haben. Bey der jetzigen Revolution haben die alten Familien mit Widerwillen ansehen müssen, daß neugemachte Edelleute die ausgezeichendsten Posten bey der Arme sowohl als in dem Civilfach bekleideten. Die Torys haben diesen Umstand sogar genützt, um denjenigen Whiggs, die am wenigsten eifrig waren, Kaltsinn einzuflößen. Nur der gemeine Haufen allein ist standhaft geblieben; doch bedauert man,

man, daß er nicht eben so thätig sich zeigt, die Engländer zu schlagen, als um den Vorsitz zu streiten. Da indessen in Friedenszeiten die Umstände weniger günstig werden möchten, so ist zu befürchten, daß er entweder gezwungen wird ganz nachzugeben, oder doch wenigstens nur durch Factionen sich aufrecht zu erhalten, welches denn nothwendigerweise die Ordnung des gesellschaftlichen Lebens stören würde.

Doch wenn die Vernunft auch bey dem Anblick so eingewurzelter Vorurtheile unter den neuen Völkerschaften erröthen muß, so leidet doch die Menschheit noch unendlich mehr, wenn sie einen Blick auf das Elend wirft, in welchem eine so grosse Menge weisse Menschen in Virginien leben. Dort war es, wo ich, seitdem ich übers Meeer gieng, zum erstenmal wieder Nothleidende sah; wirklich findet man oft unter jenen reichen Plantagen, wo nur der Neger allein unglücklich ist, elende Hütten, die von Weissen bewohnt werden, deren abgezehrte Körper und zerlumpte Kleidung von der äussersten Dürftigkeit zeugen. Anfänglich kam es mir beynahe unerklärlich vor, wie in einem Lande, wo man noch so viel Erde zum Ackerbau übrig hat, Menschen, die sich nicht weigern zu arbeiten, im Elend bleiben können; aber ich habe nachher erfahren, daß all die ungenützte Erde, all die unermeßlichen Wälder, die noch Virginien bedecken, bereits ihre Eigenthumsherren haben. Nichts ist gewöhnlicher, als unter denselben Leute zu finden, die fünf bis sechstausend Morgen Landes besitzen, die aber weiter nichts davon nützen, als so viel ihre Negern anbauen können. Demohngeachtet würde kein einziger weder etwas von diesem Ueberfluß weggeben noch verkaufen wollen, denn sie hängen zu sehr

mit ihrem Herzen an diese liegende Gründe, und hoffen noch immer in der Folge die Zahl ihrer Negersclaven vermehren zu können. Jene Weissen, die keine Glücksgüter und oft eben so wenig Industrie besitzen, sind daher von allen Seiten eingeschränkt, und müssen sich mit einer kleinen Strecke Landes, die sie sich haben anschaffen können, genügen. Doch da das Erdreich in America und vornämlich in Virginien nicht durchgehends gleich gut ist, so gehört viel dazu, um es mit Erfolg umbrechen zu können, wozu denn durchaus Thiere erfodert werden, die dem Landmann helfen und ernähren müssen. In den östlichen Gegenden sieht man viel umgebrochene Felder, es werden aber nie weniger als zweyhundert Morgen Landes zusammen verkauft, die man indessen doch mit leichter Mühe und für einen geringen Preiß erhalten kann. Gegen Süden ist das Clima nicht so gesund, und die neuen Colonisten, ohne an Virginiens Schätzen Theil zu nehmen, theilen nur mit jenen die Ungemächlichkeiten des Himmelsstriches und die Faulheit, die er den Einwohnern einflößt.

Unter die Classe der armen Weissen muß man die schwarzen Sclaven oder Negern placiren, die noch weit mehr zu beklagen seyn würden, wenn ihre natürliche Unempfindlichkeit nicht die Leiden der Sclaverey einigermassen verringerte. Da ich sie so schlecht wohnen, so elend gekleidet, und mit Arbeit so überlastet sah, so glaubte ich, daß sie hier eine eben so harte Behandlung wie an allen andern Orten ausstehen müßten. Indessen hat man mir doch versichert, daß ihr Looß unendlich besser ist, als das Schicksal ihrer unglücklichen Brüder, die in den Zuckercolonien arbeiten. Hier hört man in der That nicht

so häufig wie zu St. Domingo und Jamaica das Geräusch der Ruthenstreiche und das Wehklagen der Unglücklichen, deren Körper zerfleischt werden. Hauptsächlich rührt diese sanftere Behandlung wohl daher, weil das virginische Volk weit leutseliger ist, als die Colonisten in den Zuckerplantagen; denn dies sind Leute, die sich auf das äusserste bestreben, in Eil ihr Glück zu machen, um sodann bald wieder nach Europa zurückkehren zu können. Auch ist der Ertrag des Ackerbaues bey weitem nicht so einträglich wie jener, und die dortigen Negern werden daher auch nicht mit so vieler Strenge zur Arbeit angehalten. Ueberdem, um alles zu sagen, sind sie lange nicht so betrügerisch und räuberisch wie ihre schwarzen Brüder in den Inseln; denn weil die Fortpflanzung ihrer Race hier viel Gedeihen hat, und sehr geschwinde geschieht, so sind alle Schwarzen beynahe Eingebohrne des Landes, und man bemerkt unter ihnen weit weniger verderbte Sitten, als bey denjenigen, die man aus Africa herüber holt.

Man muß auch den Virginiern die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß verschiedene von ihnen ihre Sclaven mit vieler Menschlichkeit behandeln; aber noch weit rühmlicher für sie ist es, daß sie überhaupt es als eine betrübte Nothwendigkeit anzusehen scheinen, daß sie Leibeigne halten müssen, und daher ohne Unterlaß von Abschaffung der Sclaverey und von Aufsuchung eines andern Mittels sprechen, vermöge dessen ihr Landbau aufrecht erhalten werden könnte. Wahr ists, daß diese beynahe durchgehends angenommene Meynung ihren Ursprung sehr verschiedenen Bewegungsgründen zu verdanken hat. Die Philosophen und die jungen Leute, die nach den Grundsätzen

der gesunden Philosophie erzogen sind, sehen dabey auf nichts als auf Gerechtigkeit und auf die gekränkten Rechte der Menschheit. Die Hausväter hingegen und diejenigen, die hauptsächlich an ihren Nutzen denken, klagen, daß der Unterhalt ihrer Negern ihnen sehr theuer zu stehen kömmt; daß die Arbeit, die man von denselben fodert, weder so gedeihlich noch so wohlfeil ist, als die der Taglöhner oder weissen Knechte, und daß endlich die häufig graßirenden epidemischen Krankheiten ihr Eigenthum sehr precär und ihre Einkünfte höchst ungewiß machen. Doch dem sey wie ihm wolle, genug daß glücklicherweise verschiedene Bewegungsgründe hier zusammentreffen, um den Menschen Abscheu vor der Tyranney beyzubringen, welche sie gegen Geschöpfe ausüben, die, wenn man sie gleich nicht ganz nach der Strenge des Worts ihres Gleichen nennen kann, doch immer zum menschlichen Geschlecht gehören. Denn je mehr man die Negern beobachtet, je mehr überzeugt man sich, daß der Unterschied zwischen dieser Menschenrace und uns nicht blos in der Farbe besteht. Uebrigens wird man auch nicht umhin können zu gestehen, daß die Abschaffung der Sclaverey in America eine ausserordentliche kitzliche Unternehmung ist. Die Zahl der virginischen Negern beläuft sich an zweymalhunderttausend Seelen; folglich sind sie eben so stark wie die Weissen, wo nicht noch stärker. Durch die Gleichförmigkeit ihrer Lage nothwendigerweise Freunde des Eigennutzens, und durch das unterscheidende Merkmal, welches ihnen ihre Farbe aufdrückt, mit einander vereinigt, würden sie ohne Zweifel ein ganz abgesondertes Volk für sich allein ausmachen; ein Volk, von welchem man weder Beystand noch Treue oder Arbeit würde erwarten können.

Man

Man hat noch nie mit gehöriger Aufmerksamkeit den Unterschied untersucht, der zwischen der Sclaverey, wie sie in unsern heutigen Colonien gebräuchlich ist, und derjenigen existirt, die bey den Alten allgemein eingeführt war. Ein weisser Sclave hatte keine andre Bewegungsgründe zur Demuth, als seinen gegenwärtigen Sclavenstand; so bald er frey gelassen wurde, mischte er sich sogleich unter die andern freyen Leute, und ward ihnen gleich; daher jenes Bestreben unter den Sclaven, entweder ihre Freyheit als eine Gunstbezeugung zu erhalten, oder sie von dem Nutzen ihrer Arbeit zu erkaufen. Hieraus entsprungen nun zwey Vortheile: die Möglichkeit sie ohne Gefahr frey zu lassen, und dann jener Ehrgeiz, der schon allgemein unter sie eingewurzelt war, und der in Rücksicht auf Sittenverbesserung und Industrie so gut sich anwenden ließ. Aber im gegenwärtigen Fall ist es nicht bloß der Sclave, der unter den Herrn steht, es ist der Schwarze, der vom Weissen abhängt. Die Freylassung vermag jenen unseligen Unterschied nicht aufzuheben; auch sieht man nicht, daß die Negern sehr eifrig nach ihrer Freyheit streben, noch daß es ihnen im geringsten schmeichelt, sie erhalten zu haben. Die freyen Negern leben mit den sclavischen Negern, und haben nie Umgang oder Gemeinschaft mit den Weissen, so daß bloß nur der Eigennutz, den Wunsch aus der Sclaverey zu kommen, ihnen einflössen kann, so bald sie nur irgend eine besondre Art von Industrie sich erworben haben, deren Früchte sie sich vergewissern wollen.

Es scheint also, daß man die Sclaverey auf keine andre Weise hier abschaffen kann, als nur allein dadurch, daß man

sich der Negern gänzlich entschlägt; eine Maaßregel, die aber schwerlich auf einmal, sondern nur nach und nach genommen werden kann. Das beste Mittel zu diesem Endzweck wäre wohl, eine grosse Anzahl derselben, männlichen Geschlechts, aus dem Lande fortzuschicken, und das Heyrathen der Weissen mit Negerinnen zu begünstigen. Doch müßte man sodann das Gesetz aufheben, nach welchem die Sclaverey durch die Mütter sich fortpflanzt, oder wenigstens verordnen, daß eine jede Sclavin durch die Heyrath mit einem freyen Manne gleichfalls frey würde. Aus Achtung für das Eigenthumsrecht möchte vielleicht nicht undienlich seyn, eine Art von Schadloshaltung zu bestimmen, die der Eigner von dem Bräutigam, es sey nun an Arbeit oder an Geld zu fodern das Recht hätte; aber bey allen dem bleibt es doch immer gewiß, daß dieses von einem minder erlaubten Handel unterstütztes, aber unter Weissen und Negerinnen schon häufig eingeführtes Gesetz einer Race von Mulatten das Daseyn geben würde, die denn Kinder zeugten, die um ein Viertheil ausgebleichter seyn würden, und so weiter, bis daß endlich die Farbe ganz verändert wäre.

Dies sey genug über einen Gegenstand gesagt, welcher der Politik und Philosophie unsrer Zeit nicht entschlüpft ist. Ich muß mich nur entschuldigen, daß ich ihn so undeklamatorisch vorgetragen habe. Ich glaube aber, daß die Beredtsamkeit nur auf Entschlüsse, die im Augenblick gefaßt werden, Einfluß haben, und daß alles, wozu man sich Zeit lassen muß, nicht anders als durch vernünftige Ueberlegung ausgeführt werden kann. Uebrigens ist es leicht, diesen wenigen Beobachtungen noch zehn oder zwölf Seiten hinzuzufügen; jetzt muß man sie blos

als

als eine Simphonie ansehen, die nur für die Hauptstimmen verfertiget ist, con corni ad libitum.

Wir haben gesehen, was für Uebel aus der Sclaverey und dem nur zu weitläuftigen Umfange der einzelnen Besitzungen in Virginien entspringen; jetzt wollen wir auch die wenigen Vortheile untersuchen, welche sich etwan daraus herleiten liessen. Die Virginier werden mit Recht für Leute gehalten, die auf einem anständigen Fuß leben und sehr gastfrey sind; sie nehmen gerne Fremde bey sich auf und empfangen sie wohl. Eines Theils geschieht dies daher, weil sie, in Ermangelung einer Stadt, in welcher sie beysammen wohnen könnten, auf keine andre Weise der Gesellschaft geniessen können, als wenn sie Besuche abstatten oder annehmen; und andern Theils, weil, da ihre Ländereyen und Sclaven ihnen alle nöthigen Lebensmittel und wohlfeile Bedienung verschaffen, diese so gerühmte Gastfreyheit ihnen nicht im geringsten lästig fällt. Ihre Häuser sind geräumig und gut aufgeputzt, aber die Wohnzimmer in denselben sind nicht bequem eingerichtet. Man macht sich nichts daraus, drey bis vier Personen in ein Zimmer zu logiren, und diesen kümmert ihre enge Wohnung eben so wenig. Denn da sie das Bedürfniß des Lesens oder des Schreibens nicht kennen, so brauchen sie im ganzen Hause weiter nichts als ein Bett, einen Speisesaal und ein Gesellschaftszimmer.

Die vornehmste Pracht der Virginier besteht in Meublen, Linnen und silbernen Tischgeschirren, so daß sie in diesem Stück viel Aehnlichkeit mit unsern alten Verfahren haben, die in ihren Schlössern weder Cabinet noch Garderobe hatten, sondern zufrieden waren, wenn sie nur einen wohlangefüllten Keller und

einen mit schönem Geschirr gut besetzten Kredenztisch besassen. Wenn ja einige bemittelte Leute noch ausserdem viel verschwenden, so ists im Spiel, bey der Jagd und beym Wettrennen mit Pferden; doch hat letzteres den Nutzen, daß es zur Pferdezucht aufmuntert, denn die Pferderace in Virginien ist wirklich sehr schön. Man sieht, daß das weibliche Geschlecht wenig Antheil an den Belustigungen der Männer hat. Schönheit ist hier die beste Gabe der Natur, durch die ein Frauenzimmer nicht selten einen Mann findet; denn da sogar die reichsten Leute ihren Töchtern nur eine sehr mittelmäßige Aussteuer mitzugeben pflegen, so ist's gewöhnlicherweise die Gestalt, die das Glück eines Mädchens entscheidet. Dem zu folge sind nun hier zu Lande die Mädchen vor der Heyrath oft Koketten und lüsterne Dirnen, und nachher traurige und langweilige Geschöpfe. Die Bequemlichkeit, sich von Sclaven bedienen zu lassen, vermehrt noch ihre natürliche Unempfindlichkeit; sie haben deren beständig eine Menge um sich, die sie und ihre Kinder, welchen sie sich blos begnügen die Brust zu reichen, bedienen müssen. Sie so wohl wie ihre Männer geben sich mit den Kindern nur allein in den Jahren ab, in welchen sie noch klein sind, und vernachläßigen sie so bald sie groß werden. Man kann überhaupt von den Americanern wie von den Engländern sagen: daß sie ihre Jungen lieben, sich aber sehr wenig um ihre Kinder bekümmern. Vielleicht würde es ein kitzliches Unternehmen seyn, wenn man untersuchen wollte, ob diese Empfindung nicht schon in der Natur wäre, und ob dasjenige, welches uns dagegen einnimmt, nicht Eigenliebe oder Ehrgeiz sey? Man wird aber immer mit Gewißheit behaupten können, daß die Sorgfalt,

falt, die wir für die unsrigen tragen, das beste Mittel ist, sie an uns, und uns an sie fest zu ketten; ein Mittel, dem man weder eignen Werth noch Nutzen streitig machen kann.

VII.

Auszug eines Briefes aus London vom 16ten May 1785.

— — — „Da der Entwurf des englischen Ministeriums „in Ansehung der irländischen Handelsfreyheiten von einer sol„chen Art ist, daß er auf das Commerzsystem von ganz Europa „Einfluß haben wird, wenn er ausgeführt werden solte, so „theile ich Ihnen hier über diesen Gegenstand einen merkwür„digen Aufsatz mit. Ein grosser Politiker nämlich hat die „Argumente für und wider diesen Entwurf in wenig Worten „zusammen gefaßt, wodurch denn dieser ausserordentliche Streit, „der in ganz Britannien die größte Gährung macht, auch von „Ausländern beurtheilt werden kann, die von dem Chaos der „englischen Politik zurückgeschreckt werden. Es ist gewiß kein „geringer Beweis von der Vortreflichkeit der brittischen Staats„verfassung und dem Nationalgeist der Engländer, daß so sehr „auch dieses über ihren Häuptern schwebende Gesetz die nach„theiligsten Folgen droht, und so sehr auch alle Stände und „Volksclassen, mit einer sehr unbedeutenden Ausnahme, sich „dagegen auflehnen, man dennoch keine Spur einer gewaltsa-

„men

„men Widersetzung wahrnimmt, ja nicht einmal ein Tumult „zu fürchten ist. Hier ist der Aufsatz:“

„Die Freunde und Anhänger des Ministers sagen, daß „durch dieses Gesetz Irland nur wenig mehr gegeben wird, „als was es schon durch die Einräumungen voriger Minister „besitzt. Einige behaupten, daß diese gesetzmässige Bewilli„gung nur allein den Namen haben, im Grunde aber ein „todter Buchstabe seyn, und der Handel in beyden Königreichen „in eben dem Zustande bleiben würde, als er jetzo ist. Mehr „als dieses hat man nie geäussert, ja die wärmsten Advocaten „des neuen Systems haben es nicht gewagt, auch nur den aller„geringsten positiven Vortheil für England daraus herzuleiten. „Noch mehr, selbst diese Unschädlichkeit des Entwurfs be„ruht vornämlich auf das Zeugniß von Fabricanten, die man „aus Irland geholt hat, um zu beweisen, daß sie nichts „durch diese neuen Maaßregeln gewinnen werden, zu deren Aus„führung sie doch alle nur ersinnliche Bemühungen anwenden. „Auf der entgegengesetzten Seite werden folgende Betrachtun„gen gemacht:“

„1.) In mercantilischer Rücksicht sind die Grund„linien des Entwurfs in Ansehung der Manufacturen beyder „Länder weder billig noch gleichförmig, vielmehr geben sie den „irländischen Manufacturen selbst auf den englischen Märkten „einen entschiedenen Vorzug, eben so wie auf den irländischen „und ausländischen Märkten, und zwar nach dem augenschein„lichen Vergleich der Preise des Arbeitlohns, der Lebensmittel „und anderer Umstände, die in dem Zustande beyder Königreiche „einen wesentlichen Unterschied machen.“

„2.) Hat

„2.) Hat der Entwurf in Betracht des Colonienhan„dels beyder Länder die gerade Richtung Irland zum Sta„pelplatz und Hauptmarkt aller Producte zu machen, die von „den Colonien erzeugt werden, da diese doch Großbritannien „mit ihrem eignen Blut und Schätzen erkauft und be„schützt hat.“

„3.) In politischer Rücksicht zeigt es sich, daß der „Entwurf sogleich die berühmte Navigationsacte vernichtet, „die bisher die grosse Stütze der brittischen Seemacht ge„wesen ist.“

„4.) Bringt er das ganze System der brittischen Staats„einkünfte in Unordnung, obgleich man noch nicht bestimmen „kann, wie weit sich dies erstrecken dürfte. Der grosse Nach„theil, den unsre Manufacturen dabey leiden, wird natürlich „diejenigen Quellen verstopfen, die wir so nöthig haben unserm „schlechten Nationalzustand wieder aufzuhelfen.“

„5.) Wird der Entwurf nothwendig die Sicherheit der „Staatsschuldner verringern, und den Werth der Ländereyen „herabsetzen, desgleichen unsere Fabricanten anreizen, mit allen „ihren Arbeitsleuten aus dem Königreiche zu wändern.“

„6.) Wird er das System des Contrebandhandels über „alle Möglichkeit der Abstellung befördern, das der jetzige Mi„nister durch so mancherley, zum Theil sehr drückende Maaß„regeln sich vergeblich bemüht hat zu zerstören.“

„Diese Betrachtungen sind von den Bittschriften drey „und funfzig der vornehmsten Manufactur- und Handelsstädte „der Königreiche England und Schottland unterstützt worden

 „mit

„mit den Unterschriften von beynahe einer Million Menschen. Man solte glauben, daß es nun wohl nicht schwer „sey zu entscheiden, was der Minister thun müßte. Was ist „der Gegenstand, den man erlangen will? Ausgemacht „nichts. Und was wird dabey gewagt? Alles was nur „Großbritannien beydes in mercantilischer und politischer Rücksicht theuer ist. Der Steifsinn des Ministers, der zu seinem „Character gehört, und den seine wärmsten Freunde sich nicht „getrauen allemal Standhaftigkeit zu nennen, verdunkelt nicht „wenig seine unleugbaren Tugenden, so wie sein grosser Verstand mit allen seinen Talenten und Kenntnissen dennoch nicht bey ihm den Mangel an Erfahrung ersetzen „kann.“ — — — — — —

VIII. Das

VIII.

Das Königreich Basoche.

Eine historische Anecdote.

Im mitlern Zeitalter befand sich in Frankreich ein höchst sonderbares Tribunal, das unter dem Namen des Königreichs Basoche in der Geschichte erwähnt wird, und seinen Sitz wie die andern Gerichtshöfe im sogenannten Palast zu Paris hatte. Dieses Tribunal, das 1303 gestiftet wurde, und gewissermassen eine Parodie der Magistratur war, bestand blos aus jungen Studenten und Gerichtsschreibern, die man dadurch formiren und fähig machen wolte, Procuratores und Advocaten zu werden. Man setzt den Ursprung dieser scherzhaften Stiftung in die Zeit, da das Parlament zu Paris für beständig fixirt wurde. Damals schon nahm dieser Gerichtshof den prächtigen Titel eines Königreichs an. Der Präsident desselben nannte sich König der Basoche, ein Name, den man aus zwey griechischen Wörtern herleiten will, die in dieser Sprache viel plaudern bedeuten. Dieser König sprach das Recht über seine Unterthanen oder vielmehr Mitbrüder. Im 15ten Jahrhundert aber giengen diese Könige noch weiter, und beschäftigten sich auch mit den Ergötzlichkeiten ihrer Unterthanen und des Publicums überhaupt. Sie gaben allerhand Art von Schauspielen, Farcen und Moralitäten, worüber die Basochianer das Privilegium erhalten hatten; allein sie misbrauchten es, und wurden zweymal verdammt, eine Geldstrafe zu erlegen, und einige

Zeit bey Wasser und Brod eingekerkert zu seyn; da aber die Mißbräuche fortdauerten, so wurden endlich im Jahr 1476 alle ihre Spiele gänzlich verboten. Man darf sich nicht wundern, daß das Haupt einer Gesellschaft von Gerichtsschreibern den königlichen Titel führte, denn dieser war damals sehr gemein bey solchen Personen, die sich an der Spitze von Gesellschaften und Zünften befanden. So gab es einen König der Seidenkrämer, auch gehörte zum Hofstaat der wirklichen Könige ein König der Lüderlichen, dessen Amt es war, über die Aufführung der niedern Hofbedienten beyderley Geschlechts zu wachen, und die Ausschweifungen zu bestrafen; imgleichen war daselbst ein König der Minstrels, wie auch ein König der Barbiere, dessen Privilegien nachher der Leibwundarzt des Königs erhalten hat. — Der König der Basoche aber hatte über alle diese den Vortheil, an der Spitze eines vollständigen Magistratscollegii zu seyn. Hier war ein Canzler, zwölf ordentliche und drey ausserordentliche Requettenmeister, ein Großreferendarius, ein Großschatzmeister, und ein Großalmosenierer, dessen Amt die Austheilung der Strafgelder war, die zu barmherzigen Werken angewandt wurden; ferner ein Generalprocurator, ein Generaladvocat, ein Obergerichtsschreiber und ein Obergerichtsdiener. Vorzüglich aber waren die Schatzmeister die wichtigsten Personen dieses poßierlichen Königreichs, denn ihr Amt war, den Tribut von den Unterthanen einzufodern, und für die öffentlichen Mahlzeiten zu sorgen, die oft den Basochianern gegeben wurden. Man versichert, daß sie auch eine eigne Münze hatten, die aber nur aus Goldpapier bestand, und bloß im Innern dieses kleinen Königreichs circulirte. — Diese Posse wurde so

ernst-

ernsthaft behandelt, daß das Parlament zu Paris im 16ten Jahrhundert verschiedene Verordnungen ergehen ließ, wodurch die Ausdehnung der Rechte der Basoche bestimmt wurde. Unter andern ward 1745 ein Parlamentsschluß gemacht, bey welchen der nachherige Canzler Poyet, der damals nur Advocat war, die Sache des Königs der Basoche verfochte. Man hat die Statuten und Verordnungen dieses lächerlichen Gerichtshofes, so wie sie im Parlament registrirt waren, gedruckt; dieses kleine Buch aber ist sehr rar und in wenig Bibliotheken anzutreffen. Nachdem dieses Institut lange Zeit die Magistratspersonen belustigt hatte, ist es endlich so sehr gefallen, daß man kaum noch einige Spuren davon im Palais antrift. Sonst hatte die Rechnungskammer auch ihre Basoche, die aus den Schreibern der zu diesem Tribunal gehörigen Procuratoren bestand, und den prächtigen Titel des galileischen Reichs führte.

X.

Verzeichniß der neuesten optischen Instrumente, so anjetzt bey mir verfertigt werden.

1.) Die helle Kammer, oder eine neuinventirte Maschine: the true painter betittult, darnach man alles, was nicht nur in vollem Lichte liegt, sondern auch dasjenige, was von dem Lichte abgewandt ist, als Gegenstände die in dem ganzen Umfange des Zimmers befindlich sind, Portraits, Gemählde und alle in dem Zimmer befindliche Sachen auf das genaueste abzeichnen kann, selbige kann nicht nur bey hellen, sondern auch bey trüben Wetter, des Nachts in einem erleuchteten Zimmer, ja so gar beym Mondlichte, mit dem größten Vergnügen gebraucht werden. Ausser dem Zimmer, kann man damit ganze Gegenden aufnehmen, da sich alles was man darinnen betrachtet, völlig körperlich mit allen natürlichen Farben, Licht und Schatten auf das vollkommenste darstellet. Diese kostet nebst andern Zubehör und deutlichen Gebrauchsbeschreibung, nebst einem bequemen Stative vier, fünf bis sechs Louisd'or, nach dem nämlich die Gläser breit und sauber gearbeitet sind.

2.) Camerae obscurae portatiles, darinnen man auf einem ungeöhlten, auch geöhlten Papiere oder auch auf einer sehr fein mattgeschliffenen Glastafel, alle Gegenstände so wohl in als ausser dem Zimmer, bey hellen und trüben

Wetter

Wetter, aufs genaueste abzeichnen kann; man kann darinnen auch Silhouetten zeichnen. Das Stück á 6 bis 8 Rthlr.

3.) Dollondische Taschenperspective mit einem Auszuge, um sie nach jedem Auge aufs genaueste stellen zu können. Sie sind ausgezogen noch nicht 5 pariser Zoll lang, haben nebst dem 3fachen Objectiv, 3 verschiedene Augengläser zum Verändern, und stellen die Gegenstände mit der stärksten Vergrößrung 26mal näher dar, als sie dem blossen Auge erscheinen; sie thun auf diese Kürze die erstaunendste Wirkung, können auf der Erde bey dem entlegendsten Gegenständen, auch am Himmel bey Betrachtung des Monds und der Trabanten des Jupiters, so gut als ein ordinairer Tubus von vier Fuß, gebraucht werden. Sie haben ein sehr bequemes Stativchen, das man in der Tasche bey sich führen kann; hierzu kömmt noch eine besondre Ocularröhre vor das Theater eingerichtet, die das größtmöglichste Feld fasset. Der Preis eines solchen Perspectivs ist 2½ Louisd'or.

4.) Dollondische Sehröhren, zwey Fuß vier Zoll lang ausgezogen, eben wie die Taschenperspective in Messing gefaßt, mit dem zusammengesetzten Objective und einer vierglästrigen Ocularröhre, sie fassen ein sehr grosses Feld, stellen die entlegendsten Gegenstände sehr nahe und deutlich dar, und thun eben die Wirkung als ein reflectirend Spiegeltelescop, haben ein sehr bequemes Stativ, das man an einem Tisch, auf einen Stuhl oder an dem Fensterrahmen anschrauben kann. Ein solches Sehrohr kostet nebst Stativ 6½ Ducaten.

5.) Einfache Handlupen oder Taschenmicroscope, zu Betrachtung der Gräser, Blumen, Pflanzen, Erzstufen, u. d. gl.

sauber in Horn gefaßt mit einer messingenen Einsichtsplatte. Das Stück á 2 Rthlr.

6.) Botanische Taschenmicroscope oder Doppellupen, die so eingerichtet sind, daß man mit zwey Gläsern drey verschiedene Vergrösserungen machen kann; sie sind sehr bequem allerley Blumen, Gräser, Pflanzen und die Insecten, die sich bey den Meerlinsen aufhalten, z. B. die Naiden, Wasserflöhe, Traubenträger und die Trembleyschen Polypen, vortreflich zu betrachten. Das Stück nebst Gebrauchsbeschreibung und Zubehör 4 Rthlr.

7.) Ein bequemes und vollständiges Taschenmicroscop, sauber von Messing gearbeitet, womit man alle Beobachtungen, so wohl bey durchscheinenden als undurchscheinenden Objecten machen kann. Sie haben drey verschiedene Microscopcapseln, die eine davon hat einen vortreflich weißmetallenen Hohlspiegel von einer ganz neuen und beständigen Masse, opake Körper damit so zu beleuchten als ob sie durchsichtig wären; es sind dabey Zängelchen, Spitze, schwarz und weisser Objectenträger. Die andere Capsel hat eine stark vergrössernde Linse, aber ohne Hohlspiegel, zu durchscheinenden Objecten, man kann damit eine Wanze, einen Floh und Wasserinsecten von eben der Grösse auf einmal übersehen; die Vergrösserung ist schon so stark, daß man die Zähne der Spinne wie die Zähne von einer Holzsäge damit sehen kann; es ist ferner dabey ein Schieber mit einem Glastäfelchen zu trocknen und flüssigen Objecten, ein Schieber mit doppelten Glastäfelchen nach meiner Erfindung, darzwischen man kleine lebendige Insecten einsperren, die Essigschlangen und andere sich schnell-

bewe-

bewegende Wasserinsecten damit nach Belieben mehr oder weniger zusammenpressen kann, daß man in erstern die Eyerchen und die lebendigen Jungen, in letztern aber das Innere in ihren Körpern sehr genau beobachten kann; zu diesem letztern Beobachtungen wird die dritte Microscopcapsel gebraucht. Hierzu kommen noch zwey Schieber mit 12 präparirten Objecten. Alle Stücke liegen in einem saubern Etuit. Das ganze Microscop kostet nebst deutlicher Gebrauchsbeschreibung, 2½ Louisd'or.

8.) Microscopia composita, gänzlich nach meiner Einrichtung und Erfindung, selbige können nach der ersten Art mit 6 Linsen 12 mal verändert werden, es sind dabey 2 Dutzend Schieber mit 144 präparirten Objekten, und ein ganzer Schubkasten Apparat. Die Vorzüge desselben vor andern, auch so gar vor den neuesten englischen, findet man in dem hannöverischen Magazin des 1772sten Jahres, wo der Herr Pastor Götze weitläuftig davon gehandelt hat, ferner in des Herrn Professor Zimmermanns zu Braunschweig herausgegebenen Harzreise, und in den meisten Schriften der größten Naturforscher. Diese Microscope werden nicht anders verfertigt, als auf Pränumeration der Hälfte des Preises, da alsdann der Termin bestimmt wird, wenn sie verfertigt seyn können. Der Preiß vor ein solches Microscop ist 10 Louisd'or. Wenn aber die neuen Zusätze dabey sind, daß es alsdann 16 mal verändert werden kann, kostet es 12 Luisd'or. Und wenn endlich 3 Dutzend Schieber, 2½ Dutzend mit 180 wohlausgesuchten Objecten, und ½ Dutzend leergelassene,

aber alle mit wirklich Concavconvexengläschen dabey sind, nebst noch einer Linsencapsel, Num. O, so kostet es 14 Luisd'or.

9.) Solarmicroscope nach der neuesten und bequemsten Einrichtung, daß man das Microscop sowohl an dem Fensterladen eines verfinsterten Zimmers anschrauben, als auch auf eine dazu verfertigte Cameram obscuram pyramidalem appliciren kann. Das Regierwerk des Spiegels ist von Meßing und so bequem eingerichtet, daß dieser Mechanismus noch bey keinen andern anzutreffen. Es sind dabey ein Dutzend Schieber mit 48 präparirten Objecten, ein Schieber zu trocknen Staubarten und ein Preßschieber. Die Gegenstände lassen sich in einem verfinsterten Zimmer weit mehr vergrössern als in der pyramidalischen Camera obscura, denn man kann in einem Zimmer, dessen Länge 16 Fuß beträgt, den Floh in der Grösse eines Elephanten darstellen. Ausser dem Gebrauch des Sonnenmicroskops kann man die Cameram obscuram zu Aufnehmung und Abzeichnung ganzer Gegenden gebrauchen. Es ist dabey eine deutliche Gebrauchsbeschreibung. Ein dergleichen Microscop kostet ohne Camera obscura 6 Louisd'or, mit derselben aber 8 Louisd'or.

10.) Alle Arten von Augengläsern.

a.) Einfache Lorgnetten oder Ferngläser vor diejenigen, die sehr gut in der Nähe aber in der Ferne wenig oder gar nichts erkennen können, diese dürfen mir nur die Entfernung der klärsten Schrift vom Auge an, mit

 einem

einem Faden gemessen senden, in der sie die Schrift noch mit blossem Auge ungezwungen lesen können.

b.) Doppellorgnetten, wodurch man mit beyden Augen zugleich siehet, von denen man den Vortheil hat, daß man viel deutlicher als mit einem Auge siehet, und auch ein Auge so gut als das andere bleibt, welches sonst gemeiniglich fehlerhaft wird.

Eine Lorgnette sauber in Horn gefaßt, dessen Glasesentfernung von 8 bis 30 Zoll ist, kostet 1 Rthlr. unter 8 Zoll aber kostet es 1 Rthlr. 8 Gr. 1 Rthlr. 12 Gr. 1 Rthlr. 16 Gr. bis 2 Rthlr. nachdem es nämlich sehr tief hohl seyn muß.

Eine Doppellorgnette kostet 3 Rthlr. 3 Rthlr. 12 Gr. bis 4 Rthlr.

11.) Conservationsbrillen für diejenigen, die in die Ferne sehr gut, in die Nähe aber beym Lesen und Schreiben nicht deutlich sehen können, und bey denen das Auge besonders des Abends ermüdet wird; diese sind so eingerichtet, daß das Auge nicht mehr Lichtstrahlen empfängt, als zum Deutlichsehen nöthig ist. Diejenigen so dergleichen verlangen, nehmen ein Blatt mit mitteln Druck, halten es so weit vom Auge ab, bis in die Entfernung in der sie am bequemsten zu lesen wünschen, siehet nun das Auge sehr weit in die Ferne, so wird ihnen die Schrift in der begehrten Weite undeutlich erscheinen; sie lassen demnach einem andern den Abstand vom Auge bis dahin mit einem Faden genau messen, und senden mir das Maaß zu.

Eine Brille in Horn gefaßt ohne Ohrklappen in einem saubern Futteral kostet 1 Rthlr. 16 Gr.

Eine in Stahl gefaßt mit Ohrklappen und saubern Futteral kostet 2 Rthlr.

Eine mit Ohrklappen in Horn gefaßt, nebst saubern Futteral, kostet 2 Rthlr. 20 Gr.

12.) Ein Preßschieber zum Microscopio composito von Buxbaumholz mit 4 Glasplatten kostet 1 Rthlr.

13.) Ein Preßschieber von Messing mit Federn und Stellschrauben und besonders zugerichteten Unterplatte kostet nebst saubern Futteral 4 Rthlr.

14.) Oeconomische Microscope, zu Untersuchung der Leinwand und seidenen Waaren, in Absicht auf die Feinheit des Gewebes. Das Stück 2 Rthlr.

15.) Jagdlorgnetten, mit einem meßingnen Biegel unter den Hut zu stecken, nach einer ganz neuen Einrichtung mit drey verschiedenen Wendungen des Glases, daß es ganz genau nach dem Augenwinkel gerichtet werden kann, mit einem saubern Futteral. Das Stück á 1 Ducaten.

Samuel Gottlieb Hofmann.

Opticus bey der Universität zu Leipzig und der hiesigen öconom. Societät Ehrenmitglied.

Litteratur und Völkerkunde.

V.

November. 1785.

I.

Ueber Gesetze, Sitten und Gebräuche der Franken.

Ein Fragment aus Gibbons grosser Geschichte.

Der roheste und niedrigste Zustand der menschlichen Gesellschaft hat dennoch einige allgemeine festgesetzte Regeln. Als Tacitus die ursprüngliche Simplicität der Deutschen untersuchte, so entdeckte er manche immer fortbestehende Maximen oder Gebräuche, sowohl im öffentlichen als Privatleben, die sie durch Tradition erhalten und aufbewahrt hatten, bis sie mit der Kunst zu schreiben, und mit der lateinischen Sprache bekannt wurden. Vor Erwählung der merovingischen Könige ernannte die mächtigste Völkerschaft unter den Franken vier ehrwürdige Oberhäupter, die salischen Gesetze zu entwerfen. Ihre Arbeiten wurden sodann in drey grossen Volksversammlungen untersucht und genehmigt. Nach der Taufe des Clovis änderte dieser Monarch verschiedene Artikel dieses

Gesetzbuchs, die sich mit dem Christenthum nicht wohl vertrugen: seine Söhne nahmen abermals Veränderungen damit vor, bis endlich unter der Regierung Dagoberts, hundert Jahr nach der Stiftung der fränkischen Monarchie, dies salische Gesetzbuch durchgesehn, und in die gegenwärtige Form gebracht wurde. Innerhalb diesem Zeitraum wurden auch die Gebräuche der Ripuarier niedergeschrieben und bekannt gemacht. Selbst Carl der Grosse, der Gesetzgeber seines Zeitalters, hatte die beyden Nationalgesetzbücher (das salische und ripuarische) genau studirt, weil sie bey den Franken noch immer in Ansehn stunden. Eben diese Sorgfalt wurde auch auf ihre Vasallen ausgedehnt, denn die rohen Institutionen der Allemannen und Bavarier wurden zusammen getragen, und durch die höchste Authorität der merovingischen Könige bestätigt.

Die Visigothen und Burgundier, die vor den Franken in Gallien Eroberungen machten, zeigten weniger Ungeduld, eine der vornehmsten Wohlthaten der bürgerlichen Gesellschaft zu erlangen. Emrich war der erste der gothischen Fürsten, der die Sitten und Gebräuche seines Volks schriftlich abfassen ließ. Die Sammlung der burgundischen Gesetze geschah von den Gothen aus Politik, um das Joch ihrer gallischen Unterthanen zu erleichtern, und ihre Zuneigung zu gewinnen. Auf diese Weise geschah es durch einen sonderbaren Zufall, daß die Deutschen ihre kunstlosen Gesetze zu eben der Zeit zusammen trugen, da das mühsam ausgearbeitete System der römischen Jurisprudenz endlich vollendet wurde. In den salischen Gesetzen und in den Pandecten Justinians können wir

die

die ersten Elemente und die völlige Reife der menschlichen Weisheit mit einander vergleichen. Was auch immer zum Vortheil der Barbarey gesagt werden kann, so ist es doch gewiß, daß die grossen Wohlthaten der Cultur, nicht allein in Ansehung der Wissenschaften und der aufgeklärten Vernunft, sondern auch der Menschlichkeit und Justizpflege, den Römern zuzuschreiben sind. Indessen waren die Gesetze der Barbaren ihren Bedürfnissen, Neigungen, Beschäftigungen und Fähigkeiten angemessen; sie zweckten alle dahin ab, den Frieden in der bürgerlichen Gesellschaft zu erhalten, und ihre Vortheile zu befördern. Die Merovingier anstatt ihren mannigfaltigen Unterthanen ein einförmiges Betragen aufzulegen, erlaubten jeder Völkerschaft und jeder Familie ihres Reichs sich ihrer Landesgebräuche frey zu bedienen. Die Römer waren von dieser gesetzmässigen Toleranz auch nicht ausgeschlossen. Die Kinder befolgten die Gesetze ihrer Eltern, und die Frau das Gesetz ihres Mannes. In allen Proceßsachen, wo die Partheyen von verschiedenen Nationen waren, mußte der Kläger vor dem Tribunal des Beklagten erscheinen. Ein jeder Bürger konnte in Gegenwart des Richters das Gesetz anzeigen, unter dem er zu leben wünschte, und die Nationalsocietät, zu welcher er gerechnet seyn wollte. Eine solche Nachsicht hob die Partheylichkeit auf, und milderte sehr die Härte des Zustandes der römischen Provincialen, da es von ihnen abhieng, das Vorrecht freyer und kriegerischer Barbaren zu geniessen, wenn sie deren Character annehmen wolten.

Wenn die unerbittliche Gerechtigkeit den Tod eines Mörders fodert, so wird jeder Bürger in der Ueberzeugung

 gestärkt.

gestärkt, daß die Gesetze, die obrigkeitlichen Personen und die ganze Communität, die Beschützer seiner persönlichen Sicherheit sind. In der ungebundenen Societät der Deutschen aber war die Rache allemal anständig, und oft verdienstlich. Der unabhängige Krieger bestrafte oder rächte mit eigner Hand die Beleidigungen, die er empfangen, oder andern angethan hatte; er durfte dabey nur allein die Söhne oder Anverwandten des Feindes fürchten, den er seinen Leidenschaften aufgeopfert hatte. Die obrigkeitlichen Personen, die ihre eingeschränkte Gewalt kannten, mischten sich zwar in diese Streitigkeiten, allein nicht um zu bestrafen, sondern bloß zu versöhnen; sie waren zufrieden, wenn sie es dahin bringen konnten, daß die mässige Strafe erlegt und angenommen wurde, die als Blutpreis festgesetzt war. Der wilde Geist der Franken würde ein strengeres Urtheil nicht geduldet haben. Eben diese Wildheit verachtete aber auch solche unwirksame Gesetze, und da ihre einfachen Sitten durch die gallischen Reichthümer verdorben waren, so wurde der öffentliche Friede beständig durch hastige oder überlegte Verbrechen gestört. Unter allen gerechten Regierungen ist die nämliche Strafe festgesetzt, für den Mord eines Bauern, oder eines Fürsten. Die Nationalungleichheit, die bey den Franken in ihren Criminalproceduren eingeführt wurde, war der größte Mißbrauch der Eroberung. In den ruhigen Augenblicken der Gesetzgebung nämlich erklärten sie feyerlich, daß der Werth von dem Leben eines Römers geringer sey, als das von einem Barbaren. Ein Antrustio, (wodurch eine vornehme Geburt oder Würde unter den Franken bezeichnet wurde) war auf 600 Goldstücke geschätzt, da der Edle Provinzial, der mit an des Königs Tafel speisete, für

300 Goldstücke gesetzmäßig ermordet werden konnte. Zweyhundert war der Preis eines gemeinen Franken, da hingegen die niedern Volksclassen von den Römern der Gefahr ihr Leben zu verlieren, für hundert, ja für funfzig Goldstücke ausgesötzt waren. Hätte man bey Abfassung dieser Gesetze nur im geringsten auf Billigkeit und Vernunft gesehn, so würde man den öffentlichen Schutz nach dem Verhältniß des Mangels an persönlicher Stärke ausgedehnt haben. Allein der Gesetzgeber hatte den Verlust eines Soldaten gegen den Verlust eines Sclaven nicht in der Schaale der Gerechtigkeit, sondern der Politik abgewogen. Der Kopf eines ungestümen raubsüchtigen Barbaren war durch eine schwere Geldstrafe gesichert, da hingegen die vertheidigungslosesten Unterthanen nur geringen Beystand fanden. Die Zeit milderte nach und nach den Stolz der Eroberer, und besiegte die Geduld der Ueberwundenen, und der kühnste Bürger lehrte aus Erfahrung, sich den Unterdrückungen zu widersetzen. Da die Sitten der Franken an Wildheit verlohren, wurden ihre Gesetze strenger gemacht, und die merovingischen Könige bemüheten sich die unpartheyische Schärfe der Visigothen und Burgunder nachzuahmen. Unter der Regierung Carls des Grossen wurde der Mord durchgehends mit dem Tode bestraft. Diese Todesstrafen wurden nachher in der Jurisprudenz des neuern Europa sehr freygebig vervielfältigt.

Der Civil- und Militärstand, die Constantin von einander abgesondert hatte, wurden von den Barbaren wieder vereinigt. Der rauhe Schall der teutonischen Benennungen wurde durch die lateinischen Titel Dux, Comes und Præfectus

weich gemacht, und der nämliche Befehlshaber übernahm in seinem District sowohl das Commando der Truppen, als die Verwaltung der Gerechtigkeit. Allein der wilde unwissende Kriegsanführer war sehr selten geschickt, die Pflichten eines Richters zu erfüllen, die alle Seelenkräfte eines durch Erfahrung und Fleiß mühsam bearbeiteten philosophischen Geistes erfodern. Diese seine rohe Unwissenheit zwang ihn irgend eine einfache sichtbare Methode zu ergreifen, wodurch die Gerechtigkeit bestimmt werden konnte. Bey allen Religionen hat man die Gottheit angerufen, die Wahrheit der menschlichen Zeugnisse zu bestätigen, oder deren Falschheit zu bestrafen. Dieses mächtige Instrument aber wurde durch die Einfalt der germanischen Gesetzgeber unrecht angewandt und gemißbraucht. Der Beklagte konnte, um sich zu rechtfertigen, vor ihrem Tribunal eine Anzahl Zeugen darstellen, die feyerlich ihren Glauben an seine Unschuld erklärten, oder auch die Versicherung von sich gaben, daß er nicht strafbar sey. Nach der Wichtigkeit der Anklage wurde diese gesetzmäßige Anzahl der Compurgatoren vermehrt. Zwey und siebenzig derselben waren erfoderlich, um einen Mörder oder Mordbrenner frey zu machen; und da die Keuschheit einer Königin von Frankreich in Verdacht kam, schwuren dreyhundert wackere Edelleute ohne Bedenken, daß der neugebohrne Prinz wirklich von ihrem verstorbenen Gemahl gezeugt sey. Die Sünde und der Scandal augenscheinlicher häufiger Meineide vermochte die obrigkeitlichen Personen diese gefährlichen Versuchungen aus dem Wege zu räumen, und den Mangel menschlicher Zeugnisse durch die berüchtigten Experimente von Feuer und Wasser zu ersetzen. Diese ausserordentlichen Proben waren so wunderlich

ausge-

ausgesonnen, daß in einigen Fällen das Verbrechen, in andern hingegen die Unschuld nicht ohne ein Wunderwerk bewiesen werden konnte. Solche Wunderwerke aber wurden ohne Schwierigkeit durch Betrug und Leichtgläubigkeit veranstaltet, und äusserst verwickelte Processe durch diese leichte und unfehlbare Methode entschieden. Die unruhigen Barbaren, die das Urtheil der obrigkeitlichen Personen verachtet hatten, unterwarfen sich mit Ehrfurcht dem Ausspruch Gottes.

Aber die Rechtsbeweise durch Zweykämpfe kamen bald in grösser Ansehn unter einem kriegerischen Volk, das den Grundsatz hatte, ein beherzter Mann verdiene nicht zu leiden, und ein Verzagter nicht zu leben. Sowohl bey Civil- als Criminalprocessen war nicht allein der Kläger und der Beklagte, sondern sogar die Zeugen einer tödtlichen Ausfoderung von der Gegenparthie ausgesetzt, der es an gesetzmäßigen Beweisen fehlte, und es war sodann ihrer Wahl überlassen, entweder ihre Parthie zu verlassen, oder deren Ehre öffentlich durch ein Gefecht zu behaupten. Sie fochten theils zu Fuß, theils zu Pferde nach der Sitte ihrer Nation, und die Entscheidung des Schwerts und der Lanze wurde durch die Beystimmung des Himmels, der Richter und des Volks bestätigt. Dieses Blutgesetz wurde von den Burgundern in Gallien eingeführt, und ihr Gesetzgeber Gundobald ließ sich herab die Klagen und Einwürfe seines Unterthanen Avitus folgendermaassen zu beantworten: „Ist es nicht wahr, sagte der König der Bur„gunder zu dem Bischof, daß die Schicksale der National„kriege und Zweykämpfe nach dem Urtheil Gottes bestimmt „werden, und daß seine Vorsehung den Sieg auf die gerechte

 „Seite

„Seite lenkt?“ Durch solche Argumente wurde der sinnlose grausame Gebrauch der gerichtlichen Zweykämpfe, der bloß von einigen deutschen Völkerschaften befolgt worden war, in allen europäischen Monarchien von Sicilien bis zum baltischen Meer ausgebreitet und festgesetzt. Nach einem Zeitraum von zehn Jahrhunderten war die Regierung der gesetzmäßigen Gewaltthätigkeit noch nicht ganz erloschen; und die unwirksamen Klagen von Heiligen, Päbsten und Synoden scheinen zu beweisen, daß der Einfluß des Aberglaubens geschwächt wird, wenn er durch eine unnatürliche Allianz mit der Vernunft und Menschenliebe verbunden ist. Die Tribunäle wurden mit Blut befleckt, und dieses oft von unschuldigen ehrwürdigen Bürgern; das Gesetz, das jezo den Reichen günstig ist, war damals den Starken hold, und die Alten, Schwachen und Kranken waren gezwungen, entweder ihre gerechtesten Ansprüche und Besitzungen fahren zu lassen, oder auf den zweifelhaften Beystand eines erkauften Champions zu vertrauen. Diese unterdrückende Rechtspflege wurde auch bey den Provincialen in Gallien eingeführt, die über erlittenes Unrecht klagten. Ob sich gleich unter diesen manche fanden, die sich durch Stärke und Muth auszeichneten, so wurden sie doch im Ganzen genommen von den siegreichen Barbaren übertroffen, bey denen die Liebe zu den Waffen und deren Gebrauch Leidenschaft war; und der überwundne Römer wurde ungerechter Weise aufgefodert, in eigner Person den blutigen Streit zu wiederholen, der bereits wider sein Vaterland entschieden worden war.

Ein schreckliches Heer von 120,000 Deutschen war ehemals unter Anführung des Ariovistus über den Rhein gegangen.

gen. Der dritte Theil von den fruchtbaren Ländern der Sequaner wurde ihrem Gebrauch überlassen, allein der Eroberer wiederholte bald seine gewaltsame Foderung, um ein ander Drittheil für eine neue Colonie von 24,000 Barbaren zu erhalten, die er zur Plünderung von Gallien eingeladen hatte. Fünfhundert Jahr nachher erschienen die Visigothen und Burgunder, rächten die Niederlage des Ariovistus, und machten mit dem Schwert in der Faust eben diese ungleiche Eintheilung; sie nahmen nämlich auch zwey Drittheil der Ländereyen des besiegten Landes für sich. Es ist jedoch wahrscheinlich, daß diese Theilung sich nicht über die ganze Provinz erstreckte, sondern nur diejenigen Bezirke betraf, wo die Sieger sich entweder aus eigner Wahl oder auf Befehl ihres Anführers niedergelassen hatten. In diesen Bezirken war jeder Barbar durch die Bande der Gastfreundschaft mit einigen römischen Provinzialen verbunden. Diesem unwillkommenen Gast war der Eigenthümer gezwungen zwey Drittheil seines Erbtheils zu überlassen. Indessen begnügte sich der Deutsche, der ein Schäfer und ein Jäger war, gewöhnlich mit einem geräumigen Antheil von Wald und Wiesen, und übergab den kleinsten aber besten Bezirk der Industrie des arbeitsamen Landmanns. Der Mangel alter authentischer Zeugnisse hat die Meinung veranlaßt, daß der Raub der Franken nicht durch die Form einer gesetzmäßigen Eintheilung gemäßigt, war sondern daß sie sich vielmehr in den gallischen Provinzen ohne alle Ordnung zerstreuten, und daß jeder siegreiche Räuber nach dem Verhältniß seiner Bedürfnisse, seines Geizes und seiner Stärke mit seinem Schwert den Raum seiner neuen Erbschaft ausmaaß. Es ist möglich, daß die Barbaren, die in ziem-

licher Entfernung von ihrem Beherrscher sich niederliessen, versucht wurden, solche willkührliche Räubereyen zu begehn, aber die standhafte listige Politik des Clovis beugte gewiß den zügellosen Geist, der das Elend der Ueberwundenen vermehrt, die Einigkeit der Sieger zerstört, und ihre Disciplin verdorben haben würde. Das berühmte Gefäß in Soissons ist ein Denkmahl und ein Pfand der regelmäßigen Vertheilung der gallischen Beute. Es war sowohl die Pflicht als das Interesse des Clovis einem glücklichen Heer Belohnungen, und einem zahlreichen Volk Niederlassuugen zu verschaffen, ohne die ruhigen Catholiken in Gallien durch frevelhafte oder überflüßige Unterdrückungen zur Verzweiflung zu bringen. Die ungeheure Masse, die er sich gesetzmäßig zueignen konnte, sowohl von den kayserlichen Erbgütern, als von den vacanten Ländereyen und gothischen Usurpationen, verringerte die grausame Nothwendigkeit der Confiscationen und gewaltsamen Beraubungen; daher denn auch die gedemüthigten Provincialen sich die gleiche und regelmäßige Vertheilung ihres Verlusts ruhiger gefallen liessen.

Der Reichthum der merovingischen Fürsten bestand in ihren ausgedehnten Ländereyen. Nach der Eroberung von Gallien fuhren sie immer noch fort an der ländlichen Simplicität ihrer Vorfahren Vergnügen zu finden; die Städte wurden verlassen, sie waren Einöden ähnlich und verfielen; auch sind ihre Münzen, ihre Documente, und die Acten ihrer Synoden mit den Namen der Villas, oder ländlichen Paläste bezeichnet, worin sie residirten. Hundert und sechzig dieser Paläste, eine Benennung, die uns aber hier keine grossen

Begriffe

Begriffe von Kunst und Pracht geben muß, lagen in den Provinzen ihres Königreichs zerstreut, und wenn gleich einige derselben auf den Ehrentitel fester Schlösser Ansprüche machten, so war doch bey weitem der größte Theil nicht anders wie Bauerhäuser zu betrachten. Das Wohngebäude der langhaarigten Könige war mit bequemen Höfen und Ställen für Horn- und Federvieh umgeben; der Garten war mit nüzlichen Kräutern beflanzt. Die mannigfaltigen Handwerker, die Arbeiter beym Ackerbau, und sogar die Jagd und Fischerey, wurden von Sclaven zum Vortheil des Monarchen besorgt. Seine Magazine waren mit Korn und Wein angefüllt, sowohl zum eignen Gebrauch als zum Verkauf, und die ganze Administration war nach den strengsten Regeln der Privatöconomie eingerichtet.

Diese Ländereyen wurden von Clovis und seinen Nachfolgern dazu angewandt, die Treue ihrer braven Streitgenossen zu belohnen, die sowohl im Kriege als im Frieden ihnen persönlich Dienste thaten. Anstatt eines Pferdes oder einer Rüstung erhielt ein jeder derselben nach seinem Range, nach seinen Verdiensten, oder nach der Gunst, worin er stand, ein **Benefiz**, der ursprüngliche Name und die einfachste Form der Lehnrechte. Diese Gaben konnten nach dem Wohlgefallen des Monarchen wieder zurückgenommen werden. Seine mit Schwachheit gepaarte Würde wurde durch diese Freygebigkeit unterstützt. Dieser abhängende Besitz wurde aber nach und nach durch die unabhängigen raubsüchtigen Edeln von Frankreich abgeschaft, die ein fortdauerndes Eigenthum und das Erbrecht in Ansehung ihrer Benefizen festsetzten; eine

eine Revolution, die der Erde des Landes sehr zuträglich war, die ihre beständig abwechselnde Herren übel behandelt, oder vernachläßigt hatten. Ausser diesen königlichen und Benefizländereyen wurde in der Eintheilung von Gallien ein grosser Bezirk zu Allodial- und salischen Ländereyen bestimmt, die vom Tribut befreyt waren, und in gleichen Portionen unter die männlichen Abkömmlinge der Franken vertheilt wurden.

Während der blutigen Zwietracht und dem stillschweigenden Verfall der merovingischen Linie entstand in den Provinzen ein neuer Orden von Tyrannen, die unter der Benennung von Senioren, oder Herren, sich das Recht zu regieren anmaßten, nebst der Freyheit, die Unterthanen, die auf ihren Gütern wohnten, nach Gefallen zu unterdrücken. Nur der feindliche Widerstand eines eben so gewaltigen Edeln konnte ihrem Ehrgeiz Einhalt thun. Man kannte keine Gesetze mehr, und die frevelhaften Barbaren, die der Rache eines Bischofs oder Heiligen trotzten, waren noch weniger geneigt, die Landmarken eines profanen und hülflosen Nachbaren in Ehren zu halten. Die gemeinen oder öffentlichen Naturrechte, die wenigstens als solche durch die römische Jurisprudenz bezeichnet waren, wurden von den deutschen Eroberern sehr eingeschränkt, deren Ergötzlichkeit, oder vielmehr Leidenschaft, die Jagd war. Die grosse Herrschaft, deren sich das Menschengeschlecht über die wilden Bewohner der Erde, der Luft und der Gewässer angemaßt hat, wurde in diesen Ländern bloß einigen glücklichen Menschen zu Theil. Gallien war von neuem mit Waldungen bedeckt, und die Thiere, die man zum Gebrauch oder zum Vergnügen des Herrn aufbewahrte,

wahrte, konnten ungestört die Felder seiner arbeitsamen Vasallen verwüsten. Die Jagd war das geheiligte Vorrecht der Edlen und ihrer Bedienten. Plebejische Uebertreter wurden nach den Gesetzen mit Gefängniß oder mit Schlägen bestraft. In einem Zeitalter, wo man den Todschlag eines Menschen mit einer Kleinigkeit vergüten konnte, wurde die Erlegung eines wilden Schweins oder wilden Ochsen in den königlichen Wäldern mit dem Leben bestraft.

Nach den alten Kriegsmaximen wurde der Sieger der gesetzmäßige Herr des Feindes, den er überwunden und das Leben geschenkt hatte. Diese fruchtbare Quelle der persönlichen Sclaverey, die unter der ruhigen Oberherrschaft Roms fast ganz verstopft worden war, wurde durch die beständigen Feindseligkeiten der unabhängigen Barbaren von neuem hervorgesucht und vervielfältigt. Der Gothe, der Burgunder und der Franke, der von einer glücklichen Expedition zurückkam, schleppte hinter sich her einen langen Zug von Schaafen, Ochsen und menschlichen Gefangenen, die er alle mit gleicher viehischer Verachtung behandelte. Die Jünglinge von einem schönen körperlichen Bau oder sonst gutem Ansehn wurden für den Hausdienst bestimmt; eine zweifelvolle Lage, die sie bald dem günstigen bald dem grausamen Eindruck der Leidenschaften aussetzte. Die nützlichen Handwerker, Schmiede, Zimmerleute, Schneider, Schuster, Köche, Gärtner, Färber, Gold- und Silberarbeiter u. s. w. mußten ihre Talente zum Vortheil ihres Herrn anwenden. Die römischen Gefangne aber, die keine Profession oder Kunst verstanden, deren Körper jedoch zur Arbeit tauglich waren, wurden verdammt ohne

auf

auf ihren vorigen Rang Rücksicht zu nehmen, die Felder der Barbaren anzubauen und ihr Vieh zu hüten. Die Anzahl der erblichen Sclaven, die zu den gallischen Ländereyen gehörte, wurde beständig durch neuen Zufluß vermehrt, und das dienende Volk nach der Lage und Gemüthsart ihrer Gebieter, bald durch kurze Nachsicht begünstigt, allein noch öfter durch eigensinnigen Despotismus unterdrückt. Diese Herren übten eine absolute Gewalt über Leben und Tod aus, und wenn sie ihre Töchter verheyratheten, so wurde ein Zug nützlicher Bedienten beyderley Geschlechts an die Wagen gekettet, um ihre Flucht zu verhindern, und so als ein Hochzeitgeschenk nach entlegenen Ländern geschickt.

Die Majestät der römischen Gesetze beschützte die Freyheit eines jeden Bürgers gegen die raschen Wirkungen seiner Unglücksfälle oder Verzweiflung. Die Unterthanen der merovingischen Könige aber, konnten ihre eigne persönliche Freyheit verkaufen. Diese Handlung eines gesetzmäßigen Selbstmords, die sehr häufig geschah, wird von den Schriftstellern damaliger Zeit mit Ausdrücken erwähnt, die die Würde der menschlichen Natur ganz herabsetzen. Das Beyspiel der Armen, die ihr dürftiges Leben durch ein Opfer von allem erkauften, was das Leben nur wünschenswerth machen kann, wurde bald von den Schwachen und Andächtigen nachgeahmt, die zur Zeit der öffentlichen Unruhen und Gefahren feigherzig zusammenkrochen, um hinter dem Schilde eines mächtigen Anführers, oder bey den Reliquien eines Heiligen Schutz zu finden. Ihre Unterwürfigkeit wurde von diesen weltlichen und geistlichen Patronen angenommen, und dieser übereilte Schritt bestimmte auf

immer

immer sowohl ihren eignen Stand als auch den ihrer spätsten Nachkommenschaft. Von der Regierung des Clovis an während der fünf folgenden Jahrhunderte waren sowohl Gesetze als Gebräuche alle dahin abzweckend die persönliche Dienstbarkeit zu vermehren und ihre Dauer desto fester zu gründen. Zeit und Gewalt bewirkten, daß man den Mittelstand in der menschlichen Societät fast ganz vergaß, so daß nur ein enger und dunkler Zwischenraum zwischen dem Edelmann und dem Sclaven übrig blieb. Diese despotische neue Abtheilung, durch die Gesetze und Waffen der Merovinger gegründet, wurde durch Stolz und Vorurtheile endlich in eine Nationaldistinction verwandelt. Die Edlen, die von den unabhängigen siegreichen Franken entweder wirklich abstammten, oder doch abzustammen vorgaben, beriefen sich auf ihre Vorfahren, und unter diesen Ansprüchen behaupteten und mißbrauchten sie das Eroberungsrecht über einen niedergebeugten Haufen von Sclaven und Plebejer, die in ihren Augen wegen ihrer gallischen oder römischen Abkunft verächtlich waren.

Die damaligen Revolutionen und der Zustand von Frankreich überhaupt, eine Name, der dem Reiche von den Eroberern gegeben wurde, können am besten durch Beyspiele, die eine Provinz, ein Kirchspiel, oder eine senatorische Familie betreffen, dargestellt werden. Auvergne hatte ehmals einen gerechten Vorzug unter den unabhängigen Ländern und Städten von Gallien behauptet. Die muthigen zahlreichen Einwohner dieser Provinz bewahrten eine sonderbare Trophee auf, das Schwert Cäsars, das dieser grosse Feldherr verlohren hatte, als er von den Mauern von Gergovia zurückgetrieben

wurde. Da sie ihre Abkunft aus Troja herleiteten, so machten sie auf ein brüderliches Bündniß mit den Römern Anspruch. Wenn jede Provinz in Gallien den Muth und die Treue der Auvergner nachgeahmt hätte, so würde der Fall des westlichen Reichs, wo nicht verhindert, doch verschoben worden seyn. Sie beharrten standhaft in der Treue, die sie obgleich wider Willen den Visigothen geschworen hatten; da aber ihre kühnsten Edeln in der Schlacht bey Poitiers geblieben waren, so nahmen sie ohne Widerstand einen siegreichen catholischen Beherrscher an. Diese leichte und schätzbare Eroberung machte Theodorich, der älteste Sohn des Clovis; die Provinz war jedoch entlegen und von seinen austrasischen Ländern durch die Königreiche Soissons, Paris und Orleans abgesondert, die nach seines Vaters Tode das Erbtheil seiner drey Brüder geworden waren. Der König von Paris, Childebert, wurde durch die Nachbarschaft und Schönheit von Auvergne gereizt. Der obere Theil des Landes, der gegen Süden sich bis in die cevennischen Gebirge erstreckt, stellte ein reizendes Naturgemählde von Wäldern und Wiesen dar; die Hügel waren auf den Seiten mit Weinstöcken bedeckt, und ein jeder ihrer Gipfel mit Schlössern gekrönt. In Niederauvergne strömte der Fluß Allier durch die schöne geräumige Ebne vor Limagne, und die unerschöpfliche Fruchtbarkeit des Bodens lieferte und liefert noch jetzo ohne einen Zwischenraum von Ruhe, die reichsten Erndten. Durch die falsche Nachricht betrogen, daß ihr rechtmäßiger Beherrscher in Deutschland umgekommen sey, welches ihnen der Enkel des Sidonius Apollinaris versicherte, unterwarf sich das Land. Childebert genoß diesen verrätherischen Sieg eine Zeitlang, denn die freyen Unterthanen Theodorichs

drohten

drohten sein Heer zu verlassen, wenn er seiner Rache zu einer Zeit Gehör geben wolte, da die Nation ausserdem bereits mit dem burgundischen Krieg hinreichend beschäftigt war. Die Franken aus Austrasien aber gaben endlich der Beredsamkeit ihres Königs nach. „Folgt mir nach Auvergne, sagte Theo-„dorich, ich will euch in eine Provinz führen, wo ihr so viel „Gold, Silber, Sclaven, Vieh und kostbares Geräthe „erbeuten solt, als ihr nur immer wünschen könnet. Ich „wiederhole mein Versprechen; ich übergebe euch das Volk „und ihre Reichthümer als eine Beute, die ihr nach eurem „Wohlgefallen mit nach eurer Heymath nehmen könnt.“

Durch die Erfüllung dieses Versprechens verlohr Theodorich gerechter Weise die Ergebenheit eines Volks, das er zur Vernichtung weihete. Seine Truppen, durch die wildesten Barbaren aus Deutschland verstärkt, verbreiteten Verheerung und Schrecken über das fruchtbare Auvergne, und nur allein zwey Oerter, ein festes Schloß und ein Heiligthum, wurden von ihrer ausschweifenden Wuth gerettet. Das Schloß Meroliac lag auf einem Felsen, der an hundert Fuß hoch war, und eine grosse Cisterne mit frischem Wasser, desgleichen urbare Aecker in seinen festen Bezirken einschloß. Die Franken sahen diese unbezwingbare Festung mit Neid und Verzweiflung an. Indessen überfielen sie ein Detachement von funfzig Mann, zur Besatzung gehörig; da ihnen nun die übergrosse Anzahl ihrer Gefangenen bereits lästig war, so boten sie solche der Garnison für ein geringes Lösegeld wieder an; im Weigerungsfall wolten sie diese Unglücklichen umbringen. Ihr Antrag wurde willig angenommen. Ein ander Trupp drang bis Brivas

vor, woselbst die Einwohner mit ihren besten Effecten in das Heiligthum des heiligen Julian hingeflohen waren. Die Kirchthore widerstanden der Gewalt, allein ein verwegener Soldat kletterte durch ein Chorfenster herein, und öfnete seinen Raubgefährten den Eingang. Die Clerisey und das Volk, die heiligen und Profankostbarkeiten, alles wurde mit ungestümer Wuth von den Altären gerissen, und in einer geringen Entfernung von der Stadt die unheilige Vertheilung gemacht. Diese gottlose Handlung aber wurde von dem andächtigen Sohn des Clovis strenge bestraft. Die thätigsten Verbrecher mußten diesen Kirchenraub mit dem Tode büssen; ihre Mitschuldigen wurden der Rache des heiligen Julians überlassen; die Gefangenen befreyt, die Beute wieder zurückgegeben, und das Heiligthumsrecht eine deutsche Meile rund um dem Grabe des heiligen Märtyrs ausgedehnt.

Bevor das austrasische Heer Auvergne verließ, foderte Theodorich Pfänder der künftigen Treue von einem Volk, dessen gerechter Haß nur allein durch Furcht in den Schranken gehalten werden konnte. Ein ausgesuchter Haufen edler Jünglinge, die Söhne der vornehmsten Senatoren, wurde dem Sieger überliefert, um sowohl für die Treue des Childebert, als ihrer Landsleute, zu Geisseln zu dienen. So bald nur das geringste Gerücht von Krieg oder Aufruhr entstand, wurden diese schuldlosen Jünglinge in einen Sklavenzustand versetzt. Einer von ihnen, Namens Attalus, dessen Begebenheiten uns aufbehalten worden, mußte in der Gegend von Trier seines Herrn Pferde abwarten. Nach einem mühsamen Nachforschen wurde er in dieser niedern Beschäftigung von

den ausgesandten Boten seines Großvaters, Gregorius, Bischof von Langres, entdeckt. Die Loslassung wurde durchaus von dem Barbaren abgeschlagen, ausser wenn man sich bequemen wolte, für die Freyheit seines edlen Sclaven die ausserordentliche Summe von zehn Pfund Gold zu bezahlen. Die Befreyung wurde jedoch durch die kühne List eines Küchensclaven des Bischofs von Langres, Namens Leo, bewirkt. Ein Unbekannter brachte diesen Sclaven in eben dieses Haus, wo ihn der Barbar für zwölf Goldstücke kaufte. Es war ihm angenehm zu hören, daß Leo in der Kunst eine bischöfliche Tafel wohl zu besetzen treflich bewandert sey. „Künftigen Sonn„tag, sagte der Franke, werde ich meine Nachbaren und „Verwandten einladen. Zeige deine Kunst recht, und zwinge „sie zu gestehn, daß sie nie ein solches Gastmahl, nicht ein„mal in der königlichen Wohnung, weder gesehn, noch gekostet „haben.“ Leo versicherte ihm, daß wenn er eine hinreichende Menge Federvieh verschaffen könnte, seine Wünsche befriedigt werden sollten. Der Herr, der bereits das Verdienst eines kostbaren Gastmahls beherzigte, brüstete sich mit dem Lobe, das die gierigen Gäste einmüthig seinem Koch ertheilten, und so gelangte der schlaue Leo in kurzem dahin, daß man ihm die ganze Haushaltung anvertraute. Nachdem er ein ganzes Jahr geduldig abgewartet hatte, so eröfnete er seine Absicht dem Attalus, und kündigte ihm an, sich die folgende Nacht zur Flucht fertig zu halten. In der Mitternachtsstunde entfernten sich die wohlbeladenen Gäste von der Tafel, und der Schwiegersohn des Franken, den Leo mit einem Nachtgetränke auf sein Zimmer begleitete, scherzte noch mit ihm über die Leichtigkeit, womit er Untreue begehn könnte. Der unter-

nehmende Sclave hörte diesen gefährlichen Scherz mit scheinbarer Ruhe an, und verfügte sich in das Schlafzimmer seines Herrn, woselbst er dessen Speer und Schild wegräumte. Nunmehr zog er ganz leise die flüchtigsten Pferde aus dem Stalle, entriegelte die eisernen Thore, und munterte den Attalus auf, sein Leben und Freyheit aufs schleunigste zu retten. Die Furcht nöthigte sie, ihre Pferde an dem Ufer der Mosel zurück zu lassen. Sie schwommen über den Fluß, wanderten drey Tage lang in einem daran stossenden Walde, und ernährten sich bloß durch die zufällige Entdeckung eines wilden Pflaumenbaums. Während sie in einem dicken Gebüsch verborgen lagen, hörten sie den Trapp von Pferden. Es war ihr ehemaliger Herr, dessen zorniges Toben sie in Schrecken setzte. Sie hörten voller Angst seine drohende Erklärung, daß wenn er die Flüchtlinge erreichen würde, einer von ihnen in Stücken gehauen, und der andre an einem Galgen aufgeknüpft werden solte. Endlich erreichte Attalus und sein getreuer Leo bey Rheims die Wohnung eines Geistlichen, der ihre entkräfteten Leiber mit Brod und Wein stärkte, sie dem Nachsuchen ihres Feindes entzog, und hernach glücklich über die Gränze des austrasischen Königreichs nach dem bischöflichen Palast von Langres brachte. Gregorius umarmte seinen Enkel mit Freudenthränen, befreyete dankbarlich den Leo mit seiner ganzen Familie aus dem Joch der Sclaverey, und beschenkte ihn mit einem Bauergut, wo er seine Tage ohne Mangel in Freyheit endigen konnte.

Diese sonderbare Begebenheit, die mit so viel Umständen von Wahrheit und Natur bezeichnet ist, wurde wahrscheinlich

lich von Attalus selbst seinem Vetter Gregorius von Tours erzählt, der sie uns aufbehalten hat. Dieser erste Geschichtschreiber der Franken wurde ungefähr sechzig Jahr nach dem Tode des Sidonius Apollinaris gebohren, und ihre Lage hatte viel Aehnlichkeit; denn beyde waren aus Auvergne gebürtig, beyde Senatoren und beyde Bischöfe. Der Unterschied ihres Stils und ihrer Gesinnungen kann daher dazu dienen, den Verfall von Gallien zu bezeichnen, und genau zu bestimmen, wie viel der menschliche Geist in diesem Lande von seiner Energie und Feinheit in einem so kurzen Zeitraum verlohren hat.

Die rauhen unwissenden Barbaren wurden einige Generationen lang von den Würden der Kirche, ja überhaupt vom priesterlichen Stande ausgeschlossen. Die Clerisey in Gallien bestand fast ganz aus eingebohrnen Provincialen. Die hochmüthigen Franken fielen zu den Füssen ihrer Unterthanen, die mit dem bischöflichen Character bekleidet waren, und die Macht und Reichthümer, die die Gallier im Kriege verlohren hatten, wurden nach und nach durch den Aberglauben wieder erlangt. In allen zeitlichen Angelegenheiten war der theodosische Codex das allgemeine Gesetz der Clerisey, allein die barbarische Jurisprudenz hatte für ihre persönliche Sicherheit gesorgt. Ein Unterdiakonus wurde nach dem Tarif so viel als zwey Franken gerechnet, ungefähr gleichen Werth hatten auch der Antrustio und der gemeine Priester; das Leben eines Bischofs aber überstieg das gewöhnliche Schätzungsmaaß, denn es wurde auf neunhundert Goldstücke festgesetzt. Die Römer theilten zwar ihren Eroberern den Gebrauch der christlichen

Religion und der lateinischen Sprache mit, allein sowohl diese Sprache als diese Religion waren beyde von der Reinigkeit des augustischen und apostolischen Zeitalters ganz ausgeartet. Die Fortschritte des Aberglaubens und der Barbarey waren schleunig und allgemein gewesen; die Verehrung der Heiligen verbarg vor den Augen des Pöbels den Gott der Christen, und die niedrige Mundart der Bauern und Soldaten wurde durch den teutonischen Dialect und Aussprache noch mehr verdorben. Die Vermischung indessen von heiliger Gemeinschaft und geselligem Umgang entwurzelte in kurzer Zeit die Distinction sowohl der Geburt als des Siegs, und die gallischen Nationen wurden bald allgemein mit dem Namen Franken bezeichnet.

Nachdem sich die ursprünglichen Franken mit ihren gallischen Unterthanen vermischt hatten, so hätten sie ihnen die schätzbarste der menschlichen Gaben, nämlich den Geist und das System einer constitutionsmässigen Freyheit mittheilen können. Unter einem Könige, dessen Würde zwar erblich, allein dessen Gewalt eingeschränkt war, konnten sich die Oberhäupter der Nation zu Paris in dem Palast der Cäsaren versammlen und berathschlagen; das daran stossende Feld, wo die Kayser ihre erkauften Legionen musterten, würde zur Gesetzmässigen Zusammenkunft der Freygebohrnen und Krieger haben dienen können, und das rauhe Model, das man in den deutschen Wäldern scizzirt hatte, würde durch die bürgerliche Klugheit der Römer verbessert und verfeinert worden seyn. Aber die sorglosen Barbaren, ihrer persönlichen Unabhängigkeit versichert, bekümmerten sich nicht um Regie-

rungsgeschäfte. Ihre jährlichen Versammlungen im Monat März wurden stillschweigend abgeschaft, und die fränkische Nation durch die Eroberung von Gallien auseinander gesprengt, ja gleichsam aufgelöst. Man ließ die Monarchie ohne regelmässige Anstalten weder zur Besorgung der Justiz und der Landeseinkünfte, noch zu Unterhaltung der Kriegsheere. Die Nachfolger des Clovis hatten nicht Entschliessung genug, die gesetzgebende und vollziehende Gewalt, die das Volk aufgegeben, an sich zu ziehn, oder es fehlte ihnen auch hiezu an Kräften. Die königlichen Vorrechte bestanden nur allein in einer mehr ausgedehnten Freyheit zu rauben und zu morden, und die durch Privatehrgeiz bald erhobene bald herabgewürdigte Liebe zur Freyheit, war bey den zügellosen Franken nichts anders, als eine Verachtung aller Ordnung, und der Wunsch ungestraft nach Willkühr handeln zu können.

Gontran, König von Burgund, schickte fünf und siebenzig Jahre nach dem Tode Clovis, seines Großvaters, ein Heer nach Gallien, um die gothischen Besitzungen von Septimania, oder Languedoc anzugreifen. Die Truppen von Burgund, Berry, Auvergne und den daran stossenden Provinzen, wurden durch die Hofnung der Beute angelockt. Sie marschirten ohne alle Kriegszucht unter der Anführung deutscher oder gallischer Oberhäupter. Ihr Angrif war schwach und ohne Erfolg, dafür aber wurden feindliche und freundliche Provinzen mit rasender Wuth verheert. Die Kornfelder, die Dörfer, ja selbst die Kirchen, alles wurde in Asche gelegt, und die Einwohner entweder umgebracht, oder gefangen weggeschleppt. Bey diesem höchst unordentlichen Rückzug

kamen 5000 dieser Unmenschen theils durch Hunger, theils durch innerliche Zwietracht um. Da der fromme Gontran den Aufrührern ihre Verbrechen oder zu grosse Nachsicht vorwarf, und sie nicht mit einem gesetzmäßigen Urtheil, sondern mit einer augenblicklichen Hinrichtung dafür bedrohete, so beriefen sie sich auf die allgemeine und unheilbare Verdorbenheit des Volks. „Niemand, sagten sie, fürchtet oder ehret mehr „seinen König, seinen Herzog, oder seinen Grafen. Ein jeder „liebt Uebels zu thun, und überläßt sich frey seinen strafbaren „Neigungen. Die sanfteste Bestrafung erregt sogleich einen „Tumult, und der kühne Richter, der sich unterfängt, die „Aufführer zu tadeln, oder ihnen Einhalt zu thun, kommt „selten mit dem Leben davon.“ Es war eben dieser Nation vorbehalten, durch ihre ausschweifende Laster den abscheuungswürdigsten Mißbrauch der Freyheit darzustellen, und nachher dessen Verlust durch den Geist der Ehre und der Menschlichkeit wieder zu ersetzen, der jetzo ihrem Gehorsam gegen die Befehle eines unumschränkten Monarchen einen gemäßigten Anstrich giebt, ja ihn sogar verdienstlich macht.

L.

II. Anec-

II.

Anecdote, den Büchernachdruck betreffend.

Im Anfange dieses Jahres (1785) erschien in Schottland ein Werk, betitelt: Encyclopædia Britannica, dessen Herausgeber, um es sich bequem zu machen, nicht weniger denn beynahe drey Quartbände sowohl aus der Reformationsgeschichte des Doctor Stuart als auch aus seiner Geschichte der Königin Maria von Schottland wörtlich abdrucken liessen. Diese Verletzung des Eigenthumsrechts erzeugte einen Proceß vor dem grossen Tribunal zu Edinburg, das seinen Abscheu vor diesem Raub öffentlich zu erkennen gab, und den 22sten Junius 1785 darüber unter dem Vorsitz des Oberrichters, Herrn Dundas, das Urtheil fällte. Dieses verdammte die Eigenthümer des Werks, den Kupferstecher Andreas Bell, den Papierhändler Hutton, und den Drucker Macfarguhar zu einer vollkommenen Schadloshaltung und Erstattung aller Proceßkosten.

Ob die jetzige Generation noch erleben dürfte, daß man in Deutschland über diesen Gegenstand die gemeinsten Grundsätze der Billigkeit und Gerechtigkeit befolgen wird, steht dahin. Billig könnte man daran zweifeln, da das Uebel tiefe Wurzeln geschlagen hat. Viele vornehme und reiche Leute, die entweder aus Luxus oder Ehrenhalber mit

zahlreichen Büchersammlungen prangen wollen, finden es ihrem Beutel sehr zuträglich, diese Art Tapeten für ein geringes Geld zu kaufen. Ob die Bücher bey dem Nachdruck verunstaltet und verhunzt werden, bekümmert sie nicht, weil sie nicht zur Lectüre, sondern blos zu Tapeten bestimmt sind: wobey der vornehme Besitzer gewöhnlich noch die Unverschämtheit hat, auf den ehrenvollen Titel eines Beförderers der Wissenschaften Ansprüche zu machen. Es giebt Fürsten in Deutschland, deren Bibliotheken größrentheils aus solchen gestohlnen Producten bestehn, ja ein regierender Fürst deutscher Nation ist so herablassend zu einer Diebsmanufactur dieser Art, das Papier zu liefern. Was könnten geschworne Feinde des deutschen Genies, um es zu unterdrücken, mehr thun? Der Wahn ist in der That sonderbar, daß Dichter und Journalisten den Fürsten in den Himmel erheben würden, der so überaus gnädig wäre, am Ende des 18ten Jahrhunderts, wo man Gottlob von Recht und Billigkeit bestimmte Begriffe hat, seine Unterthanen vom Raube abzuhalten.

v. A.

III.

Zur Länder= und Völkerkunde der Alten.

(Beschluß.)

Im Mittelpunct vom alten Asien fand man Armenien und die davon abhängenden Länder, die zwischen dem schwarzen und dem caspischen Meer lagen. Man theilte diesen grossen Erdraum in Groß= und in Kleinarmenien. Beyde hatten anfangs Könige, die den Assyrern und Medern zinsbar waren, nachher aber wurden sie als Provinzen des persischen Reichs betrachtet. Nach dem Tode Alexanders wolten die Seleuciden und Antiochiden, die Syrien beherrschten, auch als Herren von Armenien angesehn seyn, allein die Grossen dieses Landes empörten sich, und nahmen selbst den Titel als Könige an. Der berühmteste unter diesen Monarchen war Tigranes. Einer von ihnen war Schwiegersohn des Mithridats, und war mit ihm wider die Römer verbunden, wurde aber von Lucullus und Pompejus überwunden, und verlohr sein Königreich. Dennoch fand man zu verschiedenen Zeiten noch Könige von Armenien, die bald mit den Römern Krieg führten, bald ihnen zinsbar waren, bis endlich dieses Königreich mit allen dazu gehörigen Ländern zwischen den Römern und Parthern getheilt wurde.

Die beyden grossen Flüsse, der Euphrat und der Tigris, haben ihre Quellen in Armenien, laufen dieses Land durch,

durch, und fliessen endlich in den persischen Meerbusen. Der Araxes durchströmt es ganz, und fällt in den Cyrus, ohnweit dem caspischen Meer. Die vornehmsten Städte in Großarmenien waren Artaxata, deren Gründung man dem Hannibal zuschreibt, und Tigranocerta mitten im Gebirge Taurus gelegen. Im römischen Armenien waren Melitena am Euphrat, und Theodosia, jetzo Erzerum genannt.

Zwischen dem caspischen und dem schwarzen Meer lagen drey grosse Provinzen. Die erste war Albanien, heut zu Tage die persische Provinz Schirvan. Die zweyte Iberien, jetzo Georgien, wo das berühmte Gebirge Caucasus durchläuft, und die dritte Colchos, am schwarzen Meer gelegen, nunmehr Mingrelien genannt.

Wenn man wieder ins Innere von Asien zurück gieng, fand man das grosse persische Reich, aus dessen Trümmern das parthische entstand, und ehedem selbst durch den Untergang des assyrischen und medischen Reichs sich gebildet hatte. Wir wollen hier in wenig Worten die vornehmsten Provinzen anzeigen, woraus es bestand, und ihr Schicksal seit den ältesten Zeiten bis zu den schönen Tagen der römischen Monarchie.

Mesopotamien lag zwischen den beyden Flüssen Euphrat und Tigris; jetzo heißt es Diarbeck. Diese Provinz war in verschiedene Länder abgetheilt. Das nächste an Armenien gelegene hieß Osroene, dessen Hauptstadt Edessa war; auch lag hier Haram, der ehemalige Wohnort Abrahams. Migdonien erstreckte sich längst den Ufern des Tigris. Ihre vornehmsten Städte waren Amida und Nisibis.

Wenn

Wenn man dem Lauf dieses Flusses folgte, sahe man die Städte Seleucia und Ctesiphon. Es war an den babylonischen Gränzen in den Ebenen von Sennahar, daß der Tradition zufolge der berüchtigte babylonische Thurm erbaut worden war. Ohnweit davon liegt das heutige Bagdad.

Die berühmte Stadt Babylon gab ihren Namen dem Lande Babylonien, das nur eigentlich eine Fortsetzung von Mesopotamien ist. Die beyden Flüsse der Euphrat und Tigris vereinigten sich bey einer Stadt, die Apamea von Mesene genannt wurde. Jenseit des Euphrats nach Arabien zu fand man Chaldäa, ein Land, das aus grossen Ebenen bestand, und dessen Einwohner für gute Astronomen gehalten wurden, da sie Gelegenheit hatten, die Sterne unter dem heitersten Himmel beständig zu beobachten.

Das Land zwischen dem Tigris und dem Gebirge Taurus hatte den Namen Assyrien beybehalten. Im Mittelpunct desselben war die kleine Provinz Adiabene, in welcher man glaubt, daß die berühmte Stadt Ninive lag, die so volkreich und so groß war, daß man ihren Umfang auf zehn deutsche Meilen berechnet. Jetzo aber ist sie so vollkommen vernichtet, daß man nicht einmal den Ort weiß, wo sie gestanden hat. In dem heutigen Assyrien ist keine beträchtliche Stadt mehr als Erbil, ehemals Arbela, wo Alexander die grosse Schlacht gegen den Darius gewann, die das Schicksal von Asien entschied.

Von Assyrien aus nach Osten zu fand man Meden, das gegen Norden das caspische Meer, und gegen Mittag das

eigent-

eigentliche Persien hatte. Dieses Land formirte, wie bekannt, ein Reich für sich, und warf unter der Anführung des Arbaces das assyrische Joch ab. Diese Monarchie wurde durch den Cyrus wieder vernichtet, der es mit dem grossen persischen Reich vereinigte. Die Hauptstadt von Meden war Ecbatana, jetzo Amadan genannt, mitten im Gebirge Taurus gelegen. Zwischen dem Flusse Araxes und dem caspischen Meer lag die Stadt Gabris, jetzo Tauris. Von Meden war Hyrcanien abgesondert, das man die caspischen Thore nannte. Hier befanden sich in den Gebirgen Hohlwege, die sehr leicht zu vertheidigen, und sehr schwer mit Gewalt einzunehmen waren. Durch diese gelangte man in Hyrcanien, ein grosses Land längst den Küsten des caspischen Meers gelegen, das viele Hafen hatte.

Hinter Hyrcanien, tief ins Land hinein, lag das Land der Parther, dessen Einwohner tapfre Krieger, und besonders vortrefliche Reuter waren. Ihre vornehmste Stadt war Hecatonpila. Die Parther waren den Persern unterworfen bis zur Zerstörung ihres Reichs durch Alexander den Grossen. Nach dem Tode dieses Eroberers erkannten sie eine Zeitlang die Könige von Syrien für ihre Beherrscher, aber unter dem zweyten Antiochus warfen sie ihr Joch ab, und wählten den Arsaces zum Könige; dieser war ein junger beherzter Krieger, der das Haupt einer Dynastie wurde, die unter den Namen der Arsaciden über 400 Jahr lang die Parther beherrschte. Ihr Reich wurde durch neue Perser vernichtet, die wieder von den Muhamedanern vertrieben worden sind.

Zwischen dem Lande der Parther und Sogdiana war ehmals eine Provinz, die Margiana genennt wurde; sie

macht jetzo einen Theil von Korasan aus, und wird von den usbeckischen Tatarn bewohnt. Der größte Theil dieser Provinz war wüste, indessen reden die alten Geographen von gewissen Städten, die Alexandria und Antiochia hiessen, und hier gelegen waren.

Die Provinz Sogdiana, die zwischen den Flüssen Oxus und Jaxartes lag, war ebenfalls öde und barbarisch, dennoch hatte sie auch verschiedene Städte, die die Namen Alexandria und Cyropolis führten, deßgleichen eine Namens Maracanda, die seitdem als Samarcand sehr berühmt geworden ist.

Weiter hin fand man Bactriana, deren Hauptstadt Bactra war, die jetzo Balk heißt. Hinter dieser Provinz lag Parapamisa, deren vornehmste Stadt den Namen Parsia führte; auch hier war eine Stadt Namens Alexandria, von welcher man glaubt, das es das heutige Candahar sey. Zwischen Bactriana und dem Lande der Parther war Aria. Die Hauptstadt hatte eben diesen Namen, jetzo heißt sie Herat. Hinter Parapamisa waren die Provinzen Drangiana, Arachosia und Gedrosien, die an Indien gränzten. Die letztre erstreckte sich bis ans Meer, das man jetzo die Meerenge von Ormus nennt. Die an diesen Seeküsten wohnenden Völker wurden von den Griechen Ichtyophagen oder Fischesser genannt.

Wenn man längst den Küsten des persischen Meerbusens, der jetzo der Meerbusen von Balsora heißt, fortgieng, fand man Caramanien, eine sehr grosse aber mehrentheils

 wüste

wüste Provinz, die lange ihren alten Namen beybehalten hat, und jetzo Kerman genannt wird. Ihre vornehmste Stadt hieß Carmana, die aber nicht mehr vorhanden ist. Am Ende dieses Landes lag die Insel Ogiris, jetzo Ormus. Das eigentliche Persien lag gegen Babylonien zu. Die vornehmsten Städte desselben waren Persepolis und Pasargada.

Die Provinz Susiana gränzte an Babylonien und erstreckte sich bis an die Ufer des Tigris. Ihre Hauptstadt war Susa. Jetzo heist dieses Land Kusistan. Ein Theil desselben führte den Namen Elimais, und die Einwohner hiessen Elamiten. Man will behaupten, daß sie ehemals ein mächtiges Volk gewesen sind, obgleich man nicht weder die Epoke, noch die Ausdehnung dieser Macht genau bestimmen kann.

Nach diesem langen Verzeichniß aller Provinzen, die das grosse persische Reich ausmachten, wollen wir uns nach Arabien wenden, das zwischen dem persischen Meerbusen und dem rothen Meer liegt. Es ist bekannt, daß dieses grosse Land in das steinigte, das wüste und das glückliche Arabien eingetheilt wird. Das erstere liegt am rothen Meer, und obgleich es das kleinste von den dreyen ist, so war es doch von vielen Völkerschaften bewohnt, deren Namen schon durch die heilige Schrift bekannt sind. Diese verschiedenen Völkerschaften gaben vor alle von Abraham abzustammen; die Juden von Isaac, und die Araber von Ismael. Sie waren jedoch Feinde, und führten beständig unter einander Kriege. Die

Stadt

Stadt Petra wird für die Hauptstadt des steinigten Arabiens gehalten. Die Bewohner dieser Gegend hiessen Nabateer, und stammten der Sage nach von Abraham ab, jedoch weder von der Hagar, noch von der Sara, sondern von seinem dritten Weibe Namens Cethura. Die Midianiter waren ihre Nachbarn, und leiteten ihre Abkunft auch daher. Die Ammoniter und Moabiter gaben vor von Loth und seinen Tochtern abzustammen. Die Amalekiter von Esau u. s. w. Es ist in Ansehung der Araber merkwürdig, daß kein Volk in der Welt so sorgfältig die Spuren seines Ursprungs aufbehalten hat. Sie waren von jeher in verschiedene Stämme abgetheilt, die sich nie mit einander vermischt haben. Sie geben vor genau zu wissen, ob sie von Loth, Amaleck, Enkel des Esau, oder von Ismael, Sohn des Abraham und der Hagar, abstammen. Nach den alten Sitten waren die Weiber eines jeden Stamms zum gemeinschaftlichen Gebrauch bestimmt. Der Ehebruch bestand nur allein in der fleischlichen Vermischung mit andern Stämmen. Wenn ein Araber eine Weibsperson von seinem Stamm besuchte, so ließ er seinen Stab vor der Thüre stehn, und war sodann sicher nicht gestört zu werden. Die Nacht aber gehörte von rechtswegen den Aeltesten des Stammes.

Es waren im steinigten Arabien die beyden berühmten Berge Sinai und Horeb. Auf dem erstern gab Gott dem Moses die Gesetztafeln, und auf dem letztern ist dieser jüdische Gesetzgeber begraben worden, daher der Berg von Juden und Christen mit grosser Andacht betreten wird.

Das wüste Arabien wurde vor Alters eben so wie jetzo von irrenden Völkerschaften bewohnt, welche die Griechen Nomaden nannten. Viele dieser Horden breiteten sich in Asien und Africa aus, aber ihr ursprüngliches Vaterland war das wüste Arabien.

Die Völkerschaften des glücklichen Arabiens haben, durch die Fruchtbarkeit ihres Landes gereizt, zum Theil das irrende, barbarische Leben aufgegeben, um Städte zu bauen, und auf denen sie umringenden Meeren Handel zu treiben. Die Sarazenen waren eins dieser Völker, deren Name berühmt und ihre Macht so ausgedehnt wurde, daß sie Jahrhunderte lang einen grossen Theil von Asien, Africa, ja selbst in Europa Spanien beherrschten. Nach dem Ptolemeus war ihr Ursprung im steinigten Arabien, von da sie ins glückliche Arabien zogen, und daselbst die Stadt Hippos am rothen Meer baueten. Die Mineer stifteten mehrere Städte, von denen die beträchtlichste Jatrippa war. Dieses ist das heutige Medina, das Vaterland des Muhamed. Die Sabeer hatten zu Salomons Zeiten die Stadt Saba erbaut; indessen ist es noch eine Frage, ob die bekannte Königin von Saba, die nach Jerusalem reisete, um vom Salomo Weisheit zu holen, das Saba in Arabien oder das in Aethiopien beherrschte.

Eben diese Sabeer waren die Erbauer der Stadt Macoraba, jetzo Mecca genannt. Die Homeriten waren die ersten Einwohner des Königreichs Aden, und die Gerreer der Stadt Gerron, die jetzo Elcatif heißt.

Die

Die Araber waren niemals lange abhängend, und selbst diese Abhängigkeit von den grossen Reichen der Assyrer und Perser war nur gering. Sie gehorchten dem Alexander, allein das Joch seiner Nachfolger warfen sie geschwind ab. Den Römern waren sie nie unterworfen; wenn man daher in der römischen Geschichte von arabischen Königen oder Fürsten lieset, so waren dieses Idumeer oder Ammoniter, Bewohner des steinigten Arabiens. Sie fielen gewöhnlich alle sie umringende Nationen an und plünderten sie, bis sie endlich unter der Anführung Muhameds wirkliche Eroberer wurden.

Indien, das jetzo der größte, reichste und interessanteste Theil von Asien ist, war den Alten nur höchst unvollkommen bekannt. Es hat seinen Namen vom Fluß Indus, über welchen der Tradition zufolge Bachus zuerst gieng. Allein wie und zu welcher Zeit dieser Halbgott Indien eroberte, dieses weiß man nicht. Die Geschichte dieser Eroberung ist mit so fabelhaften Umständen verknüpft, daß man Mühe hat die Sache selbst zu glauben. Alexander war der zweyte Eroberer von Indien, aber er drang nicht tief ins Land ein; er kam nicht einmal bis zum Ganges, sondern begnügte sich am Ausfluß des Indus das indische Meer zu betrachten. Indessen schickte er doch Seefahrer und Soldaten aus, um einige entfernte Theile dieses grossen Landes auszukundschaften. Auf deren Entdeckungen war alle Kenntniß gegründet, die man zu Strabos und Ptolemeus Zeiten von Indien hatte; denn die Römer, die mehr Soldaten als Handelsleute waren, bekümmerten sich nie um diesen Theil der Welt; die Producte, die sie daraus zogen, erhielten sie alle

 durch

durch die zweyte Hand aus Egypten. Es ist daher nicht möglich nach den Alten eine ordentliche Beschreibung von Indien zu machen, da die Lage der Länder und Oerter sehr ungewiß ist, und sie davon nur obenhin reden. Man weiß bloß, daß nachdem Alexander den Indus nahe bey seiner Quelle passirt, und so dann dem Lauf dieses Flusses bis zum Meer gefolgt war, er die Königreiche des Taxilus und des Porus fand, die jetzo zum mogulschen Reich gehören. In der Nachbarschaft von Bactriana war die Stadt Nysa, deren Erbauung man dem Bachus zuschreibt. Ohnweit davon ließ Alexander eine bauen, der er den Namen seines Pferdes Bucephalus gab, das hier starb. Da er längst dem Indus herunterzog und die Mallier überwunden hatte, fand er eine Stadt, die von indischen Philosophen bewohnt war, welche die Griechen Gymnosophisten nannten, die aber von den Landeseinwohnern Brachmanen genennt wurden. Die heutigen Braminen sind deren Abkömmlinge, auch erkennt man in ihren Grundsätzen und ihrer Lebensart noch vieles von dem, was uns die Geschichtschreiber Alexanders melden. An der Mündung des Indus lag die Stadt Patala. Die Bewohner der Gegenden an den Ufern des Ganges nannte man Ganganiden, und ein benachbartes Land am Ausfluß dieses grossen Flusses, hatte den Namen: das goldne Chersones. Dies ist das heutige Bengalen.

Alle alten Geographen reden von der Insel Taprobana, die viel Streit unter den Gelehrten veranlaßt hat; die mehresten derselben sind jedoch der Meynnng, daß es die Insel Ceylon sey, die an der Spitze der indischen Halbinsel liegt.

Man

Man hielt sie für sehr reich, und zog daher vortrefliche Producte und kostbares Räucherwerk. Die andern Inseln im indischen Meer, deren die Alten nur obenhin erwähnen, sind wahrscheinlich die maldivischen. Von allen diesen fast unbekannten Ländern wurden die fabelhaftesten Mährchen erzählt.

Obgleich das chinesische Reich schon zu der Römer Zeiten, ja selbst zur Zeit Alexanders in Flor stand, so geben uns die alten Geographen doch nur sehr geringe Nachrichten davon; ja man zweifelt, ob ihnen die wirklichen Chineser bekannt gewesen sind. Einige glauben, daß die von den Alten erwähnten Sinesen keine andre sind als die Einwohner der Halbinsel von Indien jenseit des Ganges. Man hat auch vermuthet, daß die Seren, ein asiatisches Volk, von dem die Römer ihre Seide bekamen, die sie daher Sericum nannten, die Chineser gewesen sind; allein man ist jetzo überzeugt, daß es die orientalischen Tatarn waren, die mehreremal China erobert haben. Es wächset zwar keine Seide in ihrem Lande, sie zogen solche aber aus China, und brachten sie auf Messen, die in Scythien gehalten wurden, von da sie denn ins römische Reich kam.

Das grosse Scythien nahm einen ungeheuren Erdraum ein, von dessen Ausdehnung die alten Geographen gar keine Begriffe hatten. Dieses Land ist viel berühmter durch die Völker, die aus demselben herausgiengen, als durch sich selbst und die darin befindlichen Oerter. Jedoch war hier der Berg Imaus und die ripheischen Gebirge merkwürdig. Das asiatische Sarmatien machte einen Theil davon aus. Dies ist jetzo das russische Reich in Asien und

die grosse Tatarey. Unter den Flüssen, die es durchströmten war der Tanais, nunmehr der Don; am Ausfluß desselben war die Stadt Tanais, jetzo Asoph. Der Rha, heut zu Tage die Wolga fällt ins caspische Meer bey der Stadt Astracan, die den Alten ganz unbekannt war. Zwischen diesen beyden grossen Flüssen glaubte man, daß das Amazonenland läge. Unter den vielen Völkerschaften, die aus Scythien nach Europa kamen, zeichneten sich die Massageten und Alanen aus; auch waren hier Anthropophagen oder Menschenfresser, Hypopophagen oder Pferdefresser, und Arimaspen, von welchen man die unglaublichsten Fabeln erzählte.

Africa ist der dritte und letzte Welttheil, der den Alten bekannt war, und zwar auch nur ein Theil desselben. Wir selbst mit allen unsern Hülfsmitteln kennen noch nicht das Innere davon; wenigstens aber haben wir alle Küsten beschifft, und es unzähligemal umsegelt, da man zu Ptolemæus Zeiten kaum einen Drittel davon kannte.

Egypten war der schönste Theil von Africa, und eins der fruchtbarsten Länder der Welt. Diese Fruchtbarkeit kam, wie jedermann weiß, von den Ueberschwemmungen des Nils her. Man theilte dieses schöne Land in drey Theile: in Nideregypten, in Mittelegypten und in Oberegypten. Das erstere lag an den Küsten des mitländischen Meers, in welches sich der Nil in sieben Strömen stürzte. Der diese sieben Canäle umfassende Erdstrich wurde von den Griechen Delta genannt, weil er einen Triangel bildete, von dem das mitländische Meer die Grundlinie, die beyden vornehmsten

Ströme

Ströme die Seitenlinien, und der Fluß selbst vor seiner Absonderung die Spitze ausmachte. Die Stadt Alexandria wurde von Alexander dem Grossen nah an der westlichen Mündung des Nils erbaut. Dieser Eroberer fieng an daraus eine der prächtigsten Städte der Welt zu machen, worin ihn die Ptolemeer, seine Nachfolger im Königreich Egypten, um sein Andenken destomehr zu ehren, nachahmten. Alexandria wurde also mit den herrlichsten Gebäuden geziert, und ihr Hafen zum schönsten und bequemsten in der ganzen Welt gemacht.

Nachdem die Römer Egypten erobert hatten, wurde der Glanz dieser Stadt noch vermehrt, da die Römer aus derselben so viele Bedürfnisse erhielten. Die Reichthümer und Seltenheiten, die Arabien, Aethiopien und Indien damals lieferten, konnten nach dieser Hauptstadt der Welt nicht anders als über den Nil oder das rothe Meer gelangen; folglich kam alles über Alexandria. Also nach dem Maaß, daß der Luxus sich in Rom vermehrte, wurde der Handel in diesem Hafen immer beträchtlicher. Der Flor desselben dauerte so lange als der Flor Roms, ja noch länger, denn die Verlegung der kayserlichen Residenz nach Constantinopel konnte ihn nicht schwächen; selbst die Verheerungen und die Tyranney der Muhamedaner waren nicht vermögend ihn zu vernichten. Alexandria blieb nach wie vor der Stapelplatz von Indien. Die Venetianer und Genueser waren daselbst die Factoren. Nur die Entdeckung des neuen Weges nach Ostindien konnte allein Alexandria zu Grunde richten.

Zwischen Alexandria und dem Delta war die Stadt Canope, die vor den Eroberungen Alexanders wegen ihrer Handlung berühmt war, allein seit dieser Epoke ruinirt wurde. Im Delta selbst lag Bolbitis, jetzo Rosetta. An den Mündungen des westlichen und östlichen Canals dieses Delta, lagen die Städte Tanis und Pelusa, welche letztere einen Hafen hatte, der zwar mit dem zu Alexandria nicht zu vergleichen war, allein dennoch sehr stark besucht wurde. Man sieht noch heut zu Tage Spuren von Tanis; von Pelusa aber ist nichts mehr vorhanden. Ein wenig weiter hin an der Küste hat man den Hafen und die Stadt Damiette angelegt. Die letzte Stadt in Egypten nach der Seite von Palestina war Rhinococura oder die Rhinocerosstadt. Längst der südlichen Küste des Delta lagen sehr beträchtliche Städte, die ehedem ihre eigne Könige hatten, worunter auch Heliopolis oder die Sonnenstadt war. Weiter hin lag Arsinoe, jetzo Suez am rothen Meer. Zwischen dieser Stadt und dem Nil findet man die Spuren eines Canals, den die alten Könige von Egypten hatten graben lassen, um diesen Fluß mit dem rothen Meer zu verbinden. Trajan fieng an diesen ganz verfallenen Canal wiederherzustellen, und wäre das Werk vollendet worden, so würde dem römischen Reich ein grosser Dienst geschehn seyn, allein seine Nachfolger vernachlässigten es. Dieser für Europa so vortheilhafte Entwurf wird wahrscheinlich nicht ausgeführt werden, so lange Egypten in den Händen barbarischer Nationen seyn wird.

Mittelegypten führte ehmals den Namen Heptanomis, weil es in sieben Districte oder Statthalterschaften

abgetheilt

abgetheilt war, von denen ich nur die vornehmsten anführen will. **Memphis** war darunter die vorzüglichste, und ihre Hauptstadt gleichen Namens, sehr groß und prächtig, die Residenz der alten egyptischen Könige. Die Erbauung von Alexandria brachte ihr eine tödtliche Wunde bey, weil die Ptolemeer ihren königlichen Sitz dahin verlegten. Als die muhamedanischen Beherrscher sich wieder im Innern von Egypten niederliessen, so war es nicht das alte **Memphis**, sondern **Cairo**, das sie zu ihrer Hauptstadt machten. Jedermann weiß, daß die kostbarsten Denkmähler von der Grösse und Pracht der alten egyptischen Könige die Pyramiden sind, die ohnweit der Stadt **Memphis** standen, und noch immer von Reisenden angestaunt werden. Nahe bey der Stadt **Heracleopolis** war der See Möris und das berühmte Labyrinth, das zum Begräbniß der alten Könige diente. In den andern Districten waren die Städte **Crocodilopolis** oder die Crocodilenstadt, wo diese Thiere Tempel und Altäre hatten, und **Cynopolis** oder die Hundestadt, nebst vielen andern, die verschiedenen Thieren geweihet waren. In einigen Städten wurden sogar Zwiebeln und andre Erdgewächse verehret. So thöricht indessen dieser Thier- und Pflanzendienst auch war, so war es doch gewiß eine grössere Thorheit, daß der Kayser Adrian die Egypter nöthigte, seinem Liebling Antinous, dessen einziges Verdienst ein schöner Körper war, göttliche Verehrung zu bezeugen. Er ließ ihm zu Ehren eine Stadt und einen Tempel bauen, und machte daraus einen achten District, da wie oben gesagt zuvor nur sieben derselben in **Mittelegypten** waren.

Oberegypten, das ehemals Thebais genannt wurde, war in vierzehn Districte oder Statthalterschaften abgetheilt, und erstreckte sich bis an die Gränzen von Aethiopien, jenseit der Cataracten des Nils. Diese Cataracten waren Reihen von Felsen, durch welche sich der Nil stürzte, und die Schiffahrt unterbrach, so daß man weder den Fluß herauf nach Aethiopien, noch von da herunter nach Egypten schiffen konnte. Die vornehmste Stadt in Oberegypten war das berühmte Theben, von welcher es hieß, daß sie hundert Thore hatte. Sie wurde im Alterthum sehr wegen ihrer ausserordentlichen Pracht bewundert, die noch in ihren Trümmern Erstaunen erweckt. Die Stadt Syena lag bey den Cataracten, und war auch sehr prächtig. Einige neuere Reisende geben vor, zwischen Theben und Syena Ueberreste von der so sehr berühmten Bildsäule Memnons gefunden zu haben. Die Fabel, die man im Alterthum von dieser Bildsäule verbreitete, ist bekannt. Man behauptete nämlich, daß sobald bey Aufgang der Sonne die Strahlen dieses Gestirns die Statue berührten, sie einen Ton von sich gäbe. Die Griechen glaubten, daß Memnon ein Sohn Titons und der Aurora gewesen sey. Es ist aber wahrscheinlicher, daß er ein König von Aethiopien war, der in Egypten Eroberungen gemacht hat. Die Stadt This war ehemals, wie man sagt, die Hauptstadt einer Dynastie egyptischer Könige gewesen, die man Hirtenkönige nannte. Zu den Zeiten der Ptolemeer waren von ihr bloß noch Trümmer vorhanden. Um ihre Stelle gewissermaassen wieder zu ersetzen, wurde in Oberegypten die Stadt Ptolemais erbaut, die groß und mächtig war, so lange dieses Geschlecht der egyptischen Könige, das einen griechischen

Ursprung

Ursprung hatte, Egypten beherrschte. Unterhalb Theben, wenn man den Nil herabschifte, lag die Stadt Coptos, die man für sehr alt hielt, ohne daß es jedoch möglich ist, weder die Zeit ihrer Erbauung noch ihrer Zerstörung anzugeben. Die Ptolemeer liessen einen Weg anlegen, der von Coptos aus nach Berenice gieng, eine Stadt, die sie am rothen Meer erbaut hatten, und zum indischen Handel sehr bequem war. Zwischen dem Obernil und dem rothen Meer waren die berühmten thebaischen Wüsten, die in den Zeiten der Religionswuth von zahllosen fanatischen Einsiedlern bewohnt wurden, die sich es zur Pflicht machten, ihren Leib auf alle nur ersinnliche Weise zu martern.

Wenn man die africanischen Küsten längst dem mitländischen Meer verfolgte, so fand man Lybien, eine sehr grosse, aber größtentheils wüste Provinz, besonders im innern Theile. Selbst ihre Küsten wurden wenig besucht, weil sie einen schweren Zugang hatten, und nicht fruchtbar waren. Man theilte das an der See gelegene Lybien in zwey Provinzen: das marmarische und das cyrenaische Lybien. Die erstere hatte nichts Merkwürdiges als den Tempel und das Orakel des Jupiter Ammon. Wenn man aber dahin gelangen wolte, so war man in Gefahr, in dem Sandmeer umzukommen, das diese Wüsteneyen bedeckte, in deren Mitte der Tempel lag. Das cyrenaische war besser bewohnt. Ihre Hauptstadt Cyrena war von einer griechischen Colonie erbaut worden. Weiter hin längst den Küsten fand man die Syrten; dieses waren für die damaligen Seefahrer sehr fürchterliche Klippen. Mitten in einem Meerbusen, der damit angefüllt war, wohnte

die barbarische Nation der Nasamonen, die Schlangen frassen, und selbst mit den giftigsten dieser Thiere, der Sage nach, auf einen so guten Fuß lebten, daß sie diejenigen, die gebissen worden waren, durch Aussaugung ihrer Wunden heilten. Nachher traf man auf den Küsten die Tripolitaner an, deren Hauptstadt das grosse Leptis war, jetzo das barbarische Tripolis. Hinter ihnen fand man die wilden Nationen der Trogloditen und Garamanten. Dasjenige Land, was man eigentlich die africanische Provinz nannte, war wegen einer grossen Menge ansehnlicher Städte und Seehafen merkwürdig, unter denen sich Adrumetta und das kleine Leptis befand. Wenn man ein Vorgebirge umschifft hatte, so sahe man den Hafen der so sehr berühmten Stadt Carthago vor sich. Ohnweit davon lag Tunes, jetzo Tunis; Utica, bekannt durch den Tod des Cato; Biserta; ferner Hippona, wo der heilige Augustinus Bischof war, und Zama, wo Hannibal vom Scipio überwunden wurde.

Numidien hatte zwar einige Oerter an der Küste, lag aber eigentlich tief im Lande. Ihre Hauptstadt war Cirta. Dies war die Residenz des Königs Massinissa, und hier giengen die rührenden Scenen vor, zwischen ihm und der Königin Sophonisbe. Man weiß, in welchem Ruf die numidischen Reuter und ihre Pferde standen, die ohne Sattel und Zaum geritten wurden. Von diesen Pferden stammen die jetzigen sogenannten barbarischen ab, die man so hoch hält. Das heutige Königreich Algier nebst dem Raubnest dieses Namens machte einen Theil vom alten Numidien aus; die Stadt Algier war jedoch den Alten noch nicht bekannt.

Mauri-

Mauritanien war die größte Provinz in Africa, und nahm einen grossen Theil von den bekannten Küsten dieses Welttheils ein. Man hatte es in das cäsareische und das tingitanische Mauritanien abgetheilt. Die Hauptstadt der erstern Provinz war Julia Cäsarea. Die leztere begrif die heutigen Länder von Fetz und Marocco bis an die Säulen des Hercules, desgleichen die nordlichen Länder, worin Tingis und Septa, jetzo Tanger und Ceuta lagen; weiter hin Lixa, jetzo der Hafen Larache. Hinter Mauritanien war der Berg, oder vielmehr das Gebirge Atlas, und jenseits dieser Gebirge das Land der Getuler, eine irrende Völkerschaft, die jetzo durch die arabischen wandernden Horden ersetzt sind. Hinter den Getulern wohnten die Nigriten am Ufer des grossen Flusses Nigris. Es ist wohl ohnstreitig, daß diese Nigriten unsre Neger sind. Die alten Geographen scheinen nur sehr unvollkommene Nachricht von einem andern grossen Fluß gehabt zu haben, den sie Dardanus nannten, und wahrscheinlich der heutige Senegal gewesen ist. Die Begriffe des Ptolemeus über diesen Gegenstand waren sehr verwirrt, und wir selbst kennen nur noch bloß die Mündungen dieser beyden Flüsse; indessen hat man Ursache zu glauben, daß sie so wie der Nil ihre Quellen in Aethiopien haben.

Dieses grosse Land Aethiopien war in vieler Rücksicht ein Problem für die Alten, und ist auch uns nur höchst unvollkommen bekannt. Die Bewohner desselben sind alle schwarz, jedoch sind solche in viele von einander ganz verschiedene Negernationen abgetheilt. Ptolemeus erwähnt der

1 Nuben,

Nuben, die ihren Namen dem Lande Nubien gegeben haben. Es würde eben nicht unterrichtend seyn, die sonderbaren, durchaus falschen Meynungen der Alten über Aethiopien hier anzuführen.

Es ist nun nichts übrig als die zu Africa gehörigen Inseln zu berühren, die den Alten bekannt waren. Die im mitländischen Meer lagen, waren von geringer Bedeutung. Im Ocean kannte Ptolemeus schon die glücklichen Inseln, jetzo die canarischen Inseln genannt. Diese wurden aber nachher so vollkommen vergessen, daß sie so zu sagen im 14ten Jahrhundert einer neuen Entdeckung bedurften. Man glaubt, daß die Alten auch noch andre Inseln gekannt, oder wenigstens ihr Daseyn vermuthet haben, allein dieses ist sehr ungewiß. Der Carthaginenser Hanno, der Africa umschifft hat, und von dem noch ein kostbares Document vorhanden ist, spricht darin von einer Insel Cernes, und von einer andern, die er Menuthias nennt. Man hält dafür, daß diese Inseln das grüne Vorgebirge und Madagascar sind.

So waren die Nachrichten und Meynungen von der bekannten Welt zur Zeit des Ptolemeus beschaffen, das heißt: im zweyten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung. Diese geographischen Kenntnisse wurden in den drey folgenden Jahrhunderten nicht vermehrt, da das römische Reich während dieser ganzen Zeit nicht erweitert wurde. In den zehn darauf folgenden aber, von dem 5ten bis zum 15ten, nahm die Kenntniß unsrer Erde bey den europäischen Nationen nach und nach zu; die Namen der Besitzer der alten Welt, die Namen der Länder,

Städte

Städte und Flüsse wurden verändert, und die Erde durch neue Entdeckungen unter allen Himmelsstrichen gleichsam vergrössert.

T.

IV.

Auszug eines Schreibens aus Glasgow.

Den 12ten Sept. 1785.

— — — „Ich muß Ihnen nun noch von einem merkwürdigen Mann Nachricht geben, einem Rabbiner, der kürzlich hier angekommen ist. Er ist von Geburt ein Deutscher, der Sohn eines Oberrabbiners, und er selbst ein Lehrer des mosaischen Gesetzes. Es scheint bey den Juden an einem gewissen Feste im Jahr gebräuchlich zu seyn, eine Art von Predigt gegen die christliche Religion zu halten, und dieser junge Mensch, der sich Joseph Heideck nennt, wurde zu zwey verschiedenenmalen zu dieser Predigt auserwählt. Das erstemal gieng alles gut, allein im zweyten Jahr, da er über das 53ste Capitel des Esaias seine Betrachtungen machte, und zu den Worten kam: **Er ist begraben wie die Gottlosen**, die er genöthigt war auf Moses anzuwenden, so sagte er der Versammlung geradezu, daß sich dieses unmöglich auf den Gesetzgeber beziehen könnte, weil Gott ihn selbst begrub. Ehe noch seine Rede geendigt war, wurden seine Gedanken ganz verwirrt, und eine sichtbare Melan-

 „cholie

„cholie bemächtigte sich seiner. Sein dabey gegenwärtiger „Vater schickte sogleich nach einem Arzt, der alles, obgleich „vergebens, anwandte. Endlich forschte er eifrig nach, ob „seine Krankheit nicht vielleicht im Gemüth läge, wobey er „alle Verschwiegenheit versprach, wenn man es ihm entdecken „wolte. Der Kranke sagte ihm darauf, daß es die Religion „beträfe, da er keinen Trost in der Bibel wegen der vielen „darin enthaltenen Widersprüche finden könnte. Der Arzt „fragte ihn, ob er je das neue Testament gelesen hätte. Er „antwortete, er hätte den Alcoran, Voltaires Schriften und „viele andre Bücher über die Religion gelesen, allein das „neue Testament wolte er nicht lesen. Der Arzt lag ihm „sehr an, daß er es thun solte, bis er endlich einwilligte. „Kaum aber hatte er es angefangen, und im ersten Capitel „des Evangelisten Matthäi den Namen Jesus Christus gelesen, „so warf er es ins Feuer. Er besann sich aber sogleich, daß „es nur ein geliehenes Buch wäre, daher zog er es zurück, „und strich den Namen Christi aus, in allen Stellen wo er „ihn fand. Nachdem er dies gethan, fieng er es wieder an „zu lesen, und wunderte sich, so viel Verbindung darin mit „dem alten Testament anzutreffen. Diese ganze Zeit über „fuhr er fort auf seine alte Weise zu predigen, jedoch zog er „nicht mehr so sehr gegen die Religion Jesu los. Das neue „Testament hielt er mitlerweile beständig verschlossen, eines „Tages aber, da er es unterlassen hatte, und sein Bedienter „im Zimmer war, trat ein andrer Jude herein, der bey Be- „sichtigung des Buchs ausrief: Dies ist ja das Buch des „Betrügers. Beyde liefen sogleich in die Synagoge, wo der „Rabbiner eben predigte, und alarmirten die ganze Versamm-

„lung mit der Nachricht, daß er ein Christ geworden wäre. „Er mußte hierauf flüchtig werden. Sein Vater bemühete „sich, ihn zu einem öffentlichen Glaubensbekenntniß zu brin„gen, allein vergebens. Sein voriger Arzt führte ihm einen „catholischen Priester zu, der ihn der christlichen Religion noch „geneigter machte. Der Vater, um diese Schande zu ver„hüten, erkaufte drey Mörder, ihn umzubringen; hievon gab „ihm der freundschaftliche Arzt Nachricht, und rieth ihm zur „Flucht. Er befolgte diesen Rath, gieng nach Frankreich, „und begab sich daselbst in ein Kloster. Die Lehre der „Transsubstantiation und die Gebete für die Todten wolten „ihm jedoch nicht in Kopf; er fragte einen der Mönche um „die Erklärung, wobey er ihm seine eigne Meynung sagte. „Der Mönch erwiederte, daß er vielleicht die Werke Luthers „und Calvins gelesen haben würde. Er antwortete, daß er „nie diese Bücher gesehn hätte. Indessen war seine Neu„gierde rege geworden, er gieng daher ohne Verzug zu einem „Buchladen und kaufte sie. Die Lectüre derselben zeigte ihm „deutlich das Unzusammenhängende zwischen der päbstlichen „Lehre und dem neuen Testament. Er verließ also das Klo„ster und gieng nach Dublin, woselbst er zum Professor der „orientalischen Sprachen gemacht wurde, und in einigen dissen„tirenden Kirchen predigte. Die theologische Facultät wolte „ihm jedoch nicht gestatten zu predigen, bis er als Priester „der englischen Kirche wirklich aufgenommen wäre. Er sagte „ihnen, daß sein Gewissen ihm nicht erlaubte, die 39 Artikel „zu beschwören, und reiste sofort von Dublin ab. Er nahm „seinen Weg gerade hieher, und miethete sich ein Zimmer in „der Stadt. Der Prediger David Dale, der von ihm hörte,

„suchte ihn auf, und nahm ihn in seine Wohnung, da er denn „anfieng sehr bekannt zu werden. Die Vornehmsten unsrer „Geistlichkeit, die Herren Sheares, Wardlow, Patterson u. „s. w. speiseten mit ihm vorige Woche, da es denn ausgemacht „wurde, daß er vorgestern als Sonntag Nachmittag in Dr. „Gilles Kirche, und auf den Abend in einer andern predigen „solte. Ich hörte die letztre. Sein Text war Epistel an die „Hebräer Cap. 13. Vers 8. Er bemühte sich zu beweisen, 1.) „daß Christus der nämliche war, ehe es noch eine geschriebene „Offenbarung gab, 2.) daß er der nämliche unter dem Gesetz, „und 3.) daß er es auch dem Evangelio gemäß ist. Alles „dieses erklärte er sehr sinnreich aus dem alten Testament. „Er predigte gestern wieder. Die Kirchen waren allemal ge„propft voll, und am Sonntage mußten tausende zurückgehn, „die keinen Platz finden konnten. Wie er sagt, ist er nicht „hergekommen in der Absicht zu predigen, sondern zu hören „und zu sehen, wer der Vorschrift Gottes am gemässesten lebe. „Er will künftige Woche nach London reisen, und daselbst ein „Buch in ebräischer Sprache drucken lassen, das er sodann un„ter seinen jüdischen Brüdern in England und Deutschland „verbreiten wird. Man fragte ihn, ob er nicht für sein Leben „besorgt sey? Er antwortete, daß so lange als Gott ihn zu „seinen heiligen Absichten brauchte, so wäre dieses nicht zu „fürchten, nachher aber möchte er mit ihm thun was er wolte. „Er hat geäussert, daß er in Glasgow nicht lange zu bleiben „wünschte, weil man hier zu viel aus ihm mache, und er daher „besorgen müßte, Christum ganz zu vergessen.“ — — — —

V. Bio=

V.

Biographische Nachrichten von Cassard, einem berühmten französischen Seemann.

(Beschluß.)

So bald Cassard in Martinique seine Schiffe hatte ausbessern lassen, so eilte er wieder unter Segel zu gehn, um den Muth seiner Soldaten nicht erkalten zu lassen, und nahm seinen Lauf nach Antigioa zu. Diese den Engländern gehörige Insel ist mit Felsen umgeben, die den Zugang sehr beschwerlich machen. Die Luft ist hier ziemlich rein. Man findet hier keine Flüsse, daher sich die Einwohner mit einigen Springbrunnen und mit Regenwasser begnügen müssen, das sie sorgfältig in Cisternen sammlen. Die Gewitter und Orcane sind hier sehr häufig, wobey sich jedoch die Insulaner gesund befinden; auch vermehren sich sowohl zahme als wilde Thiere hier sehr stark. Der Zucker, der Indigo, der Ingwer und der Toback machten lange den Handel dieser Colonie aus, jetzo wird viel Caffee hier cultivirt. Ausser der Stadt St. John's-town hat die Insel vier sehr beträchtliche Flecken. Die Stadt hat 200 steinerne Häuser und 26,000 Einwohner, von denen zwey Drittel Negersclaven sind. Die Militz besteht gewöhnlich aus 1500 Mann. Der Hafen ist sehr

 bequem,

bequem, und die Forts wohl unterhalten; auch sind allenthalben, wo die Landung leicht ist, grosse Batterien errichtet.

Um nun in Antigoa zu landen, machte Cassard das nämliche Manöver wie zu Mont-Serrat. Er formirte längst dem Ufer mit seinen Schiffen eine Linie, ließ aus seiner ganzen Artillerie ein erschreckliches Feuer machen, und so setzte er seine Truppen ans Land. Die bestürzten Einwohner nahmen aufs schleunigste die Flucht mit Hinterlassung ihrer Effecten und Kaufmannsgüter, die ein Raub der Franzosen wurden. Die vier Flecken der Insel hatten dasselbe Schicksal. Cassard blieb nur acht Tage in Antigoa, und kehrte sodann nach Martinique mit unermeßlichen Reichthümern zurück. Da er nun entschlossen war, auch die Holländer in ihren americanischen Besitzungen anzugreifen, so ließ er geschwind seine Schiffe in gehörigen Stand setzen, gieng den 26sten August 1712 unter Seegel, und kam den 10ten October vor Surinam an.

Diese Colonie hat ihren Namen von dem Fluß Surinam, an welchem die Stadt gebaut ist. Sie liegt auf einer Höhe, die mit Morästen umgeben ist, und von mehrern mit Artillerie wohl besetzten Forts vertheidigt wird. Man rechnet hier an 15,000 Mann, die im Stande sind Waffen zu tragen. Sie ist eine der florissantesten Colonien in America. Ihr Reichthum kommt von ihrem grossen Handel her mit Caffee, Toback, Färbeholz, Gummi und Baumwolle. Fette Weiden nähren hier zahlreiche

reiche Heerden, die Wälder sind mit vortreflichen Wildpret angefüllt, und der Fluß Surinam liefert Fische aller Arten.

Nachdem Cassard bey der Mündung des Flusses angekommen war, ließ er seine Schiffe Anker werfen, und Schaluppen aussetzen, auf welchen er sich mit 1100 Mann einschiffte, und bey der Nacht in dem Fluß ankam. Die Holländer hatten sich auf einen nachdrücklichen Widerstand vorbereitet. Alle Einwohner waren bewafnet, und die Festungswerke der Stadt in guten Stand gesetzt worden; auch hatte man achtzig Canonen am Ufer aufgepflanzt, um die Landung zu verhindern. Alle die Hindernisse aber benahmen dem kühnen Cassard den Muth nicht. Da er sahe, daß er Surinam nicht überrumpeln konnte, so beschloß er es öffentlich anzugreifen. Seine Schiffe und Fregatten mußten den Fluß hinauf seegeln, der Neptun allein ausgenommen, der tiefes Wasser erfoderte; sodann folgten die Bombardiergalliotten, worauf denn die Truppen schleunig landen solten, und zwar unter dem Schutz der Kriegsschiffe, die während der Zeit sowohl die Stadt als die Forts zu beschiessen befehligt wurden. Diese Schiffe aber hatten den widrigen Zufall, in einer Entfernung von zwey Canonenschüssen von den Stadtmauern auf den Sand zu gerathen; ein Umstand, der die Operationen des Cassard verzögerte, weil man die Fluth erwarten mußte, die Schiffe wieder flott zu machen. Er wandte indessen diese Zeit an, die Lage der Stadt und des Schlosses genau zu untersuchen, wie auch die Tiefe des Flusses rich-

tig zu bestimmen. Diese Untersuchung entdeckte ihm jedoch neue Schwierigkeiten. Man fand, daß der Fluß nahe bey der Stadt schmäler wurde und einen engen Bogen bildete, dessen Passage mit 130 Canonen besetzt war. Da sich kein ander Mittel zeigte, so mußten die Franzosen das Feuer dieser fürchterlichen Artillerie ausstehn, um nach der andern Seite des Flusses zu kommen, und sich sodann einen Weg zu Lande öfnen; dabey mußte die Communication der Truppen mit den Schiffen offen gehalten, dagegen die Communication der Stadt zu Wasser und zu Lande abgeschnitten werden. Der Herr von Beaudinard wurde mit 100 Grenadiers abgeschickt, um einen Weg durch fast unzugängliche Wälder und Moräste aufzusuchen. Nachdem dieser Officier einen gefunden, und in einer Plantage Posto gefaßt hatte, so gab er gleich dem Cassard davon Nachricht, der denn ohne Verzug dem Posten verstärkte. Zwey Tage nachher gieng er selbst mit allen seinen Truppen über den Fluß, und ließ sich von der Fregatte, die Medusa, und von zwey grossen Böten folgen, die mit Lebensmitteln und Munition beladen waren.

Cassard hatte die Nacht erwartet, um diese Ueberfahrt zu versuchen, die Feinde aber hatten auf beyden Seiten des Flusses Feuer angezündet, und wurden also diese Passage gewahr. Eine schreckliche Canonade aber von ihrer Seite that keinen grossen Schaden. Es wurden nur fünf Mann getödtet und einige verwundet. Die Medusa aber hatte ein übler Schicksal. Die ganze feindliche Artil-

lerie

lerie war auf sie gerichtet, daher sie so zerschossen wurde, daß sie nicht mehr manöveriren konnte. Der kühne Cassard warf sich in einen Kahn, fuhr mitten durch den Kugelhagel, und ließ die Fregatte durch die beyden Böte aus dem Canonenfeuer herausschleppen, und so geschwind als möglich wieder in eine Art von Ordnung bringen.

Mitlerweile schlugen die französischen Truppen ein Lager nahe bey dem Posten des Beaudinard auf, unter Commando des Herrn von Forgues, und ein Detachement von Grenadiers wurde abgeschickt, sich eines andern Postens zu bemächtigen, um den Feinden alle Communication abzuschneiden. Cassard selbst gieng mit einem andern Detachement über zwanzig französische Meilen den Fluß hinauf. In seiner Abwesenheit ließ der Gouverneur von Surinam mit 200 Mann die Franzosen angreifen, um sie aus ihrem Posten zu vertreiben; diese aber thaten einen Ausfall, und zwangen die Holländer, sich in die Wälder zu flüchten. Unter den Gefangenen befand sich der Befehlshaber der Truppen.

Nachdem Cassard zurück ins Lager gekommen war, schickte er die Hälfte seiner Soldaten aus, die am Fluß liegenden Zuckermagazine zu plündern; die Holländer aber hatten die Vorsicht gebraucht, sie auszuleeren, und den Vorrath in den Wäldern zu verbergen. Die Franzosen konnten daher keine Beute machen, sondern begnügten sich, die Gebäude in Asche zu verwandeln. In dieser Zeit hatte auch die Fluth die gestrandeten Schiffe wieder in die Höhe gebracht, da man denn anfieng die Stadt

und das Schloß entsetzlich zu beschiessen. Man ängstigte beyde mit einer Menge Bomben, und einer beständigen Canonade zu Wasser und zu Lande.

Der fortdauernde Widerstand der Holländer machte endlich den Cassard ungeduldig, er nahm daher Maaßregeln, Stadt und Schloß zugleich zu bestürmen. Der Gouverneur, der seine Absicht aus seinen Bewegungen schloß, und die Folgen fürchtete, schickte einen Officier ins Lager zum Cassard mit dem Antrag, die Stadt durch eine Contribution zu ranzioniren. Dieser Vorschlag war sehr annehmlich. Man hatte den Fluß sondirt, und gefunden, daß es fast unmöglich sey, grosse Schiffe wegen der vielen Sandbänke und des niedrigen Wassers herein zu bringen. Ausserdem war die Stadt mit einer sehr zahlreichen Besatzung und einer furchtbaren Artillerie versehn. Cassard nahm daher das Anerbieten des Gouverneurs an, und die Capitulation wurde unterzeichnet. Die Ranzion wurde auf 15,000 Fässer Zucker festgesetzt, oder den Werth derselben, im Fall sich nicht so viel vorräthig befände. Es war auch wirklich diese grosse Quantität nicht vorhanden, daher der Gouverneur das fehlende in gemünzten Gelde, in Silberzeug, in Negern und in europäischen Waaren gut machte. Diese Contribution wurde 2,400,000 französische Livres geschätzt; eine Summe, die ungefähr so viel betrug, als die Colonie Surinam in einem Jahr hervorbrachte. Die Soldaten und Matrosen machten ausserdem im Innern der Insel beträchtliche Beute.

Den folgenden Tag nach gezeichneter Capitulation schiffte Cassard 250 Mann auf die ausgebesserte Fregatte, Medusa,

dusa, ein, und fügte dazu eine Bombardiergalliotte und zwey grosse Böte. Das Commando dieses Detachements übergab er dem Baron von Moans mit dem Auftrage Berbice und Assequebo, zwey kleine holländische ohnweit Surinam gelegene Colonien anzugreifen. Moans fieng mit Berbice an, und landete bey einem Fort, das die Holländer verlassen hatten. Er ließ seine Mörser und Canonen ausschiffen, und errichtete seine Batterien. Ehe er aber einen Schuß auf die Stadt that, ließ er den Gouverneur zur Uebergabe auffodern mit der Drohung, weder der Besatzung noch den Einwohnern Quartier zu geben, wenn er im geringsten verzögerte, sich zu ergeben. Die Antwort des Gouverneurs zeigte seinen Entschluß an, einen langen Widerstand zu thun. „Ich habe, sagte er zum Officier, Pulver und Kugeln. „Wenn mein Fort niedergeschossen seyn wird, so werde ich „ein anderes aufführen lassen. Die Besatzung sowohl als „die Einwohner sind entschlossen, sich eher unter den Ruinen „des Orts zu begraben, als sich zu ergeben. Wenn Ihre „Truppen auch überwinden solten, so würden sie doch nichts „als Trümmer finden.“ Diesen Stolz behauptete er drey Tage lang; auch war seine Artillerie wohl bedient, und sein Feuer sehr lebhaft; allein Moans ließ eine solche Menge von Bomben in die Stadt werfen, daß ein grosser Theil der Häuser vernichtet wurde. Nun ward dem Gouverneur bange, und er verlangte zu capituliren. Moans wolte keine Bedingung eingehn, sondern verlangte eine Uebergabe auf Discretion, die dann auch geschahe. Es wurde eine Contribution von 390,000 französische Livres bezahlt, theils in baarem Gelde, theils in Negern, theils in Waaren.

Von da gieng Moans nach Assequebo, wo er dem Gouverneur die nämliche Herausfoderung mit den nämlichen Drohungen machte, der sich auch ohne den geringsten Widerstand ergab. Man verlangte von ihm eine Ranzion von 300,000 französischen Livres, die so wie die vorige in Geld und Kaufmannsgütern bezahlt wurden. Hierauf verfügte sich Moans wieder zu Cassard, der noch vor Surinam im Lager stand, nunmehr aber sich einschifte, um die holländische Beute in Martinique in Sicherheit zu bringen. Er langte hier glücklich an, ließ seine Schiffe ausbessern, und nahm Proviant ein, da er den Entwurf gemacht hatte, die Inseln St. Eustache und Curacao zu besuchen.

Die Insel St. Eustache besteht aus zwey Bergen, die von einander durch ein grosses Thal abgesondert sind, dessen Boden mehr als sechs Klafter über das Seeufer erhaben ist. Der westliche Berg ist mit sehr schönen Bäumen bedeckt, und sein Abhang nach den Thal zu ist nicht steil. Diese Insel ist fruchtbar und wohl cultivirt. Obgleich hier eigentlich kein Hafen ist, so ist die Rhede doch sehr sicher. Sie wird von einem Fort vertheidigt, das am Fuß des östlichen Berges liegt. Man findet hier keine Quellen von frischem Wasser, daher man blos Regenwasser trinkt, das sorgfältig in Cisternen aufbehalten wird. Die natürlichen Reichthümer der Insel bestehen in Tabac und Zuckerrohr.

Obgleich diese Insel mehreremal von Franzosen und Engländern feindlich heimgesucht worden war, so hatten die Holländer sie doch vernachlässigt zu befestigen, auch befand sich hier nur eine schwache Besatzung. Cassard landete ohne allen Widerstand und foderte den Gouverneur zur Uebergabe auf.

Dieser

Dieser Mann, der sich zu ohnmächtig fand sich zu vertheidigen und überdem durch den furchtbaren Namen Cassard geschreckt wurde, capitulirte sogleich, und erbot sich zu einer Ranzion von 13,500 französischen Livres mit der Versicherung, daß dieses aller Vorrath an baaren Gelde sey, der sich in der Colonie befände. Cassard begnügte sich damit, ließ seine Soldaten wieder einschiffen, um nun die Expedition nach Curacao zu versuchen. Auf dem Wege dahin überfiel ihn ein erschrecklicher Sturm, der seine Schiffe von einander absonderte. Der Neptun, worauf er sich befand, wurde auf eine Sandbank geworfen, und öfnete sich. Man brachte dieses Schif mit grosser Mühe zwar von dem Sande herunter, allein nur in der Absicht es am Lande stranden zu lassen, um die Menschen zu retten. Der Sturm legte sich endlich, und die Schiffe vereinigten sich wieder, da denn Cassard seinen Weg fortsetzte, und den 16. Februar 1713 vor Curacao erschien.

Diese Insel ist die wichtigste Colonie der Holländer in America. Ihre Länge ist zehn, und ihre Breite acht französische Meilen. Die Spanier entdeckten sie gegen Ende des 15ten Jahrhunderts und liessen sich hernach hier nieder, bis sie von den Holländern 1632 vertrieben wurden, die eine schöne Stadt auf der südlichen Küste der Insel erbaut und einen vortreflichen Hafen dabey angelegt haben. Dieser Hafen wird von einem grossen Fort vertheidigt, das den Zugang sehr beschwerlich macht. Die Stadt ist wohl bevölkert, und ist die Residenz des Gouverneurs der holländischantillischen Inseln. Längst den Küsten sind mehrere

Forts befindlich. Die Holländer treiben hier grosse Viehzucht. Ihr Handel besteht in Häuten, Wolle und Zucker, und ist sehr beträchtlich.

Bevor Cassard hier das geringste unternahm ließ er Kriegsrath halten. Die Officier stellten ihm einmüthig vor, daß er seinen erlangten Ruhm aufs Spiel setzen würde, eine Stadt anzugreifen, die von einer stärkern Besatzung als sein ganzes Corps sey, vertheidigt würde, und deren Festungswerke mit einer furchtbaren Artillerie versehn wären. Er hörte sie ruhig an und antwortete, daß je grösser die Schwierigkeiten, je grösser würde der Ruhm seyn sie zu übersteigen. Er fügte hinzu: „Unsre vorigen Thaten haben uns hieher geführt, und sind eine sichere Vorbedeutung des „glücklichen Erfolgs, der auch hier unser wartet. Ich „hoffe alles von eurem Muth, und ihr möget alles von „dem Meinigen hoffen. Kurz wir müssen auf den Feind losgehn.“ Diese Anrede that ihre Wirkung, und alle riefen: „Nur fort zum Angrif!“

Cassard landete in der Bay von Sainte Croix, fünf französische Meilen von der Stadt. Die Holländer hatten ihre Truppen vertheilt, daher er wenig Widerstand fand. Ein unvermutheter Zufall aber schien seine Entwürfe zu vereiteln. Der Rubin, eins seiner größten Schiffe, nebst noch zwey andern, die mit Truppen und Munition beladen waren, wurden von dem Strom in die See gerissen, und konnten also ihre Ladungen nicht ans Land bringen. Cassard hatte nur 1100 Mann bey sich, dennoch ließ er den Muth nicht sinken. Er nahm davon 600, um einen

wohl

wohl verschanzten und mit 800 Mann besetzten Berg anzugreifen, den man passiren mußte, um zur Stadt Curacao zu gelangen. Obgleich der Angrif mit dem größten Nachdruck geschah, so war es der Widerstand nicht minder. Cassard wurde am Fuß verwundet, und man trug ihn weg. Dieser Unfall schwächte den Muth der Franzosen, Espinay aber feuerte ihn wieder an; die Holländer wurden endlich in die Flucht geschlagen und retteten sich in die Wälder mit Zurücklassung ihrer Fahnen, Waffen und ihrer ganzen Bagage, worunter sich auch viele Pferde befanden.

Sobald Espinay Meister dieses Postens war, ließ er Cassard davon Nachricht geben, der, weil er wegen seiner Wunde die Truppen nicht selbst anführen konnte, an Beaudeville Befehl sandte, mit dem größten Theil derselben nach Curacao vorzurücken, einen Canonenschuß von der Stadt seine Batterien zu errichten und sowohl die Stadt als das Fort unaufhörlich zu beschiessen. Espinay solte mitlerweile den eroberten Posten besetzt halten, um die Feinde in den Wäldern zu verhindern wieder davon Besitz zu nehmen.

Dieser Befehl konnte um so viel besser ausgeführt werden, da die in die See geworfenen Schiffe wieder das Land erreichten, und die am Bord habenden Soldaten und Geschütz ausgeschift werden konnten. Beaudeville formirte ein Corps von 600 Mann Land- und 200 Seetruppen, zu denen er 300 Flibustiers fügte. Er mußte durch einen Hohlweg, der mit 1200 Holländern und 13 Canonen

besetzt

besetzt war. Die Batterien wurden erstiegen, und die Feinde flohen nach der Stadt zu. Beaudeville setzte nun seinen Marsch fort, und langte den 26. Februar 1713 vor Curacao an. Die Laufgräben wurden ohne Verzug geöfnet, und Stadt und Fort wurden mit vielen Canonen und sechs Bombenkesseln beschossen.

Cassard, der die Belagerung dirigirte, als ob er gegenwärtig gewesen wäre, gab Befehl dem Gouverneur zu drohen die Stadt in Asche zu verwandeln, wenn er sich nicht ergeben würde. Nach verschiedenen Auffoderungen schlug der Gouverneur vor, die Stadt für 600,000 französische Livres zu ranzioniren, mit dem Beding, daß diese Summe wieder zurückgegeben werden solte, wenn der Friede zwischen Frankreich und Holland wirklich geschlossen sey, wie das Gerücht gienge. Cassard glaubte diese Contribution annehmen zu müssen, ob er gleich auf eine viel grössere gerechnet hatte, denn es fehlte ihm an Munition und allen Nöthigen um eine Belagerung fortzusetzen. Er erhielt das Geld, und seegelte nach Martinique zurück, wo er seine Wunde heilen und seine Schiffe ausbessern ließ. Man durfte die Contribution nicht wiedergeben, weil der Friede erst den 11ten April geschlossen wurde. Die Beute, die Cassard von seinen verschiedenen Expeditionen nach Martinique brachte, betrug 9 Millionen und 13,500 Livres, sowohl an baaren Gelde als Kaufmannsgütern, das er alles den Portugiesen, den Engländern und Holländern abgenommen hatte.

Kurz

Kurz nachher da er zu Martinique angekommen war, langte eine neue Escadre unter dem Commando des Herrn von ** an, der dem Cassard einen Befehl von Hofe brachte, seine Escadre zu dieser neuen stossen zu lassen. Alle Officier, Soldaten und Matrosen murreten laut, daß man ihnen einen Anführer nahm, unter dem sie so viel Thaten gethan und so grosse Reichthümer erworben hatten; allein sie mußten gehorchen. Der Admiral gab Befehl sich zur Rückkehr nach Frankreich fertig zu machen, wohin man auch Ende des Märzmonats unter Seegel gieng. Unterweges wurde man eine englische Flotte gewahr. Cassard recognoscirte sie, brachte dem Admiral davon Nachricht, und schlug ihm vor sie anzugreifen. Seine Leidenschaft war befriedigt, wenn er nur Gelegenheit fand sich herumzuschlagen. Da der Friede auf den Punct war geschlossen zu werden, so hatte der französische Hof allen commandirenden Seeofficieren verboten sich in kein Gefecht mit fremden Schiffen einzulassen, von welcher Nation sie auch seyn möchten. Der Admiral also, weit entfernt dem dringenden Ansuchen des Cassard nachzugeben, verbot ihn vielmehr keine Miene zum Angrif zu machen. Cassard, dem die Befehle des Hofes unbekannt waren, und daher das Betragen des Admirals für Furchtsamkeit hielt, erwiederte: „Allenthalben wo ich die Feinde meines Königs antreffen „werde, wird die Pflicht sie anzugreifen stärker seyn, als „die Befehle, die von der Feigherzigkeit dictirt sind.“ Cassard, der überdem wider ihn aufgebracht war, daß er ihm das Commando entrissen hatte, glaubte nicht gehorchen zu dürfen, sondern gab vielmehr den Schiffer seiner Escadre Ordre ihm

zu folgen. Die ihm äusserst ergebene Schifscommendanten liessen sich nicht lange erinnern, sondern griffen mit ihm an. Die englische Flotte wurde zerstreut und zwey Schiffe weggenommen.

Nachdem beyde Escadern zu Toulon angekommen waren, verkündigte man dem Cassard, daß ihn der König zum wirklichen Schifscapitain und zum Ludwigsritter ernannt hätte. Wenig Tage nachher vernahm er, daß der Admiral dem Hofe Nachricht von seinem Ungehorsam gegeben. Dieses sah Cassard als eine Beleidigung an, und schwur sich zu rächen. In dieser Absicht sucht er den Admiral auf, trift ihn im Hafen an, eilt auf ihn zu, zieht den Degen und sagt: „Nun wollen wir sehen, ob „Sie sich so gut verstehn zu vertheidigen als anzuklagen." Die am Hafen befindlichen Officiers trennten sie jedoch, und machten dem Cassard begreiflich, daß der Admiral seine Pflicht gethan hätte, dem Hofe von dem Vorfall Nachricht zu geben, ehe die Engländer ihre Klagen vorbrächten. Cassard gab diesen Gründen nach, und so wurde der Streit geschlichtet.

Der zu Utrecht im April 1713 geschlossene Friede hemmte den Lauf der Siege des Cassard, und verdammte ihn zu einer Unthätigkeit, die einem Manne wie er war, unerträglich seyn mußte. Sein fester, ja unbiegsamer Character verursachte, daß seine Verdienste nicht belohnt wurden. Er glaubte sich zu erniedrigen, wenn er Belohnungen oder Pensionen verlangte, und lebte lieber dafür in

so

so mittelmässigen Glücksumständen, die an Dürftigkeit gränzten. *) Cassard hatte drey Schwestern zu Nantes, die nicht mehr als 1500 Livres Einkünfte hatten, allein so großmüthig waren sich aufs äusserste einzuschränken, um nur ihren Bruder zu unterstützen. Diese Hülfe war aber kaum hinreichend selbst nothdürftig zu leben. Er hatte mitlerweile seinen Prozeß mit der Stadt Marseille wieder hervorgesucht, und lag dem Ministerio an durch des Königs Autorität ihm Gerechtigkeit zu verschaffen. Man gab ihm aber kein Gehör.

Cassard gieng sehr schlecht gekleidet, und da er überdem ein ganz gemeines Ansehn hatte, kam er in keine Betrachtung. Eines Tages als der grosse Guay-Trouin sich im Vorzimmer des Königs befand, und daselbst mit einigen vornehmen Hofleuten herumgieng, wurde er in einem Winkel einen Mann gewahr, dessen Aufzug Dürftigkeit anzeigte. Er betrachtete ihn genau, und erkannte daß es Cassard sey. Sogleich verließ er seine vornehmen Freunde und lief auf Cassard zu, umarmte ihn und unterhielt sich mit ihm wohl eine Stunde lang. Die erstaunten Hofleute frugen Guay-Trouin, wer dieser Mensch sey, worauf er zur Antwort gab: „Es ist „der größte Seemann den Frankreich jetzo hat. Es ist Cas„sard. Ich würde alle Thaten meines Lebens für eine der „seinigen hingeben.“ Durch diese Bescheidenheit erniedrigte sich

*) Der französische Biograph sagt nicht wo seine Reichthümer hingekommen sind, da sein Antheil an der ungeheuern Beute doch gewiß groß seyn mußte.

sich der Seeheld um einen Nebenbuhler seines Ruhms zu erheben. Er fügte hinzu: „Zwar ist er hier bey Hofe nicht „bekannt, dagegen aber kennen und fürchten ihn die Engländer, „Holländer und Portugiesen, deren Besitzthümer in Africa „und America er verheert hat. Mit einem einzigen Schif „richtete er mehr aus, als andre mit einer ganzen Escadre.“

Cassard erschien nie in den Vorzimmern der Minister als um sich zu beklagen. Er betrachtete die Abneigung ihm Gerechtigkeit zu verschaffen als eine Beleidigung seiner Ehre, und eine Schmälerung seines erlangten Ruhms. Er war beständig tiefsinnig, und die Härte seines Characters vermehrte sich täglich mit seiner Dürftigkeit. Der Hof konnte es indessen nicht leugnen, daß er dem Staat grosse Dienste geleistet hatte, und daß man ihm Belohnungen schuldig sey. Man trug ihm daher eine Pension an. Er antwortete aber: „Ich verlange „nichts von den vom Volke erpreßten Geldern zu meiner Entschädigung und Belohnung, sondern nur die Wiederbezah„lung der drey Millionen, die ich baar vorgeschossen und ein „Recht habe zu fodern.“

Er hatte keinen Gönner bey Hofe, denn er verstand die Kunst nicht sich solche zu verschaffen. Als der Cardinal von Fleuri Minister wurde, gieng Cassard auch zu ihm, seine Sache vorzutragen, allein mit den ihm eignen rauhen Manieren. Der an kriechende Schmeicheleyen gewöhnte Cardinal, nahm ihn sehr kalt auf, wodurch denn die schon ganz erschöpfte Geduld des Cassard vollends vertrocknete, und er in beleidigende Ausdrücke ausbrach. Diese glaubte der Cardinal rächen zu müssen. Er ließ ihn zuerst in eine Citadelle einsperren,

ren, und von da nach dem Schloß Ham bringen, woselbst er bis 1740 schmachtete, und sodann im 68sten Jahre seines Alters, im Kerker seinen Geist aufgab. *)

T.

*) Ein einziger Zug dieser Art eines Ministers, der die Indiscretion eines so sehr verdienten Mannes, die durch Ungeduld, Dürftigkeit und das schreyendste Unrecht gerechtfertigt ist, so grausam bestraft, ist hinreichend seinen nichtswürdigen Character zu bestimmen, und die Biographen nicht allein verdächtig, sondern zu Lügnern zu machen, die diesen Cardinal mit Sanftmuth, Milde und andern Tugenden begaben. Wer die Geschichte Ludwigs XV. selbstdenkend studirt, wird finden, daß Fleuri nichts anders als ein Heuchler war, der bey eingeschränkten Fähigkeiten und einem bösen Herzen den Grund zu allen Gräueln legte, die nach seinem Tode Frankreichs Loos waren.

A. d. H.

VI.

Das wiedergefundene Kind.

Eine americanische Anecdote.

In den im vorigen Jahre herausgekommenen Lettres d'un Cultivateur americain, einem Werke, welches empfindsamen Seelen gewiß mehr als eine Thräne ablocken wird und das noch nicht übersetzt ist, ob es gleich in jeden Betracht weit eher eine gute Uebersetzung verdiente, als jene zahllosen und größtentheils elenden Romane, theils aus dem Französischen, theils aus dem Englischen, womit unser armes Deutschland von Messe zu Messe so häufig heimgesucht wird, findet man unter andern denkwürdigen Anecdoten auch folgende erzählt.

„Unweit dem blauen Gebirge, dem Aufenthalt wil-„der Thiere, wohnte ein Landmann, der Lefevre hieß. Er „war der Enkel eines Franzosen, den die Widerrufung des „Edicts von Nantes genöthiget hatte, sein Vaterland zu ver-„lassen. Dieser Mann hatte eilf Kinder, und doch unterließ „er nicht den Himmel mit seinen Bitten noch um das zwölfte „beschwerlich zu fallen. Ein Kind, sagte er, verlangt „weiter nichts als den Anbau von zwey Morgen Lan-„des mehr und eine Verstärkung der Heerde von sechs „Hammel.“ Eines Tages, da der Verfasser sich bey ihm „aufhielt, wurde plötzlich das jüngste seiner Kinder, ein „Junge von vier Jahren im Hause vermißt. Nachdem man

„es

„es lange genug am Fluß und auf dem Felde vergebens gesucht „hatte, liessen die erschrockenen Eltern auch bey den Nachbaren Nachforschungen anstellen; wir aber begaben uns in das „Gehölze, welches wir mit der allergenauesten Aufmerksamkeit überall durchstreiften. Derik! mein armer kleiner „Derik! rief die Mutter, wo bist du? wo bist du, „mein Kind? antworte deiner Mutter doch, wenn du „anders ihre Stimme hören kannst! — Während dem „war ein mit Pelzwerk beladener Wilder in das Haus dieses „Kolonisten gekommen, mit dem Vorsatz, sich daselbst etwas „auszuruhen. Bestürzt, niemand mehr als eine alte Negerin hier anzutreffen, fragte der Wilde: wo ist mein Bruder? Ach! sagte die Alte, er hat seinen kleinen Derik verlohren und sucht ihn. — Blase in das Horn, rief der „Wilde, damit dein Herr zurückkomme; ich will ihm sein „Kind wieder schaffen. — Da der Vater kam, verlangte „der Wilde von ihm die Schuhe und die Strümpfe, die Derik zum letztenmal getragen hatte. Er befahl seinen Hund „sie zu beriechen. Hierauf zeichnete er rund um das Haus, „welches er für den Mittelpunct annahm, einen Zirkel von „einer viertel Meile im halben Diameter, wobey er seinen „Hund, überall wo er gieng, die Erde beriechen ließ. Noch „war der Zirkel nicht ganz fertig, als dieses Thier mit einmal „laut zu bellen anfieng. Dieser glückliche Schall trug auf „der Stelle einige schwache Strahlen von Hofnung in das „Herz der trostlosen Eltern. Der Hund folgte der Spur, „und bellte noch, indem er sich in das Dickigt des Gehölzes „stürzte. Eine halbe Stunde nachher sahen wir ihn zurückkommen. Die Geberden dieses Thieres waren sichtbarlich verändert;

 „heitre

„heitre Freude mahlte sich in seinen Blicken; ich war über„zeugt, daß er das Kind gefunden hatte. . . . Doch, noch „wußten wir nicht, ob es todt oder lebendig war? Welch eine „grausame Ungewißheit! — Der Wilde folgte seinem Hund, „der ihn endlich bis unter einen grossen Baum führte, wo er „das Kind in einer Entkräftung liegen fand, die dem Tode „ganz ähnlich war. Er nahm es zärtlich in seine Arme und „eilte es der Gesellschaft zu überbringen, die ihm nicht mit „der nämlichen Hurtigkeit hatte folgen können. Vater und „Mutter liefen dem Wilden entgegen, und empfiengen aus „seinen Händen ihren geliebten Derik mit einem Entzücken „und einer sehnlichen Begierde, die ich nicht zu beschreiben „vermag. Ach! wie rührend war der Anblick dieser Scene! „— Nachdem sie das Gesicht ihres Kindes mit heissen Thrä„nen gebadet hatten, fielen sie dem Wilden um den Hals, „und unterliessen auch nicht seinen Hund mit tausend Liebko„sungen zu überhäufen. Dieses Thier, eben so demüthig wie „sein Herr, schien hierüber ganz verwirrt und beschämt zu „seyn. Doch man muß aus den Händen der Natur das „grosse Vorrecht empfangen haben, Vater oder Mutter zu „seyn, um diesen guten Leute durch all die verschiedenen Grada„tionen der Freude zu folgen, die sie in dem Augenblick „empfanden, da ihr Derik die Augen dem Licht wieder „öfnete.“ —

VII.

VII.

Schreiben eines Engländers aus Virginien an seinen Freund in London.

Richmond den 6ten Märꝫ 1785.

„Ich bin nach einer Reise von sechs Wochen den 3ten „Januar in diesem Lande angelangt. Wir mußten zwar auf „unsrer Farth einige schwere Stürme ausstehn, allein dennoch „haben weder Schif noch Ladung dabey gelitten. Nach allen „Nachrichten die ich seit meiner Ankunft allhier eingezogen, „kann ich Ihnen mit Vergnügen melden, daß die mitge„brachte Ladung für diesen Markt sehr schicklich ist, und nach „den Anerbietungen zu urtheilen, die man mir bereits gethan „hat, so zweifle ich nicht, daß unsre größten Erwartungen „völlig werden erfüllt werden. Ich habe die meisten Han„delsstädte dieses Staats besucht, und habe endlich aus man„cherley Ursachen beschlossen, ein Einwohner von Richmond, „der Hauptstadt des Landes zu werden. Die bequeme Lage „derselben zum Tobackshandel, und die grosse Strecke Landes „das von dieser Stadt abhängt, und nur allein von ihr mit „allen Bedürfnissen versehn werden kann, sind zwey von den „Ursachen, die meinen Entschluß bewirkt haben. Hierüber „und über andre besondre Gegenstände sollen Sie bey nächster „Gelegenheit mehr erfahren."

„Diesem Lande, mein Freund! fehlt nichts als die „Hand der Kunst, um es so einträglich als irgend eins auf

„dem Erdboden zu machen. Die Natur ist hier gewiß unge„mein freygebig mit ihren Gaben gewesen. Ein jedes ihrer „Werke scheint dem, der sie betrachtet, einen Grad von Voll„kommenheit zu eröfnen, die nur dieser Weltgegend allein ei„gen ist. Die Hand der Kunst scheint bisher nur schwach „und unthätig hier gewesen zu seyn; aber nun, da die Ein„wohner auf die Vorzüge aufmerksam gemacht worden, die „ihr Land besitzt, so sind sie entschlossen, die so freygebigen „Naturgeschenke so vollkommen als möglich zu nutzen. Vor „meiner Ankunft allhier hatte ich von diesem Lande und seinen „Bewohnern eine ganz verschiedene Meynung als ich jetzt habe. „Man hatte mir immer in meinem Vaterlande gesagt, daß sie „Wilde sowohl in Gemüthsart als Sitten wären, allein mit „Erstaunen fand ich sie mit allen Verfeinerungen bekannt, die „London und Paris besitzen. Menschlichkeit und Wohlthä„tigkeit sind zwey Grundsätze, die in der Brust eines jeden „Virginiers eingepflanzt zu seyn scheinen. Die guten Wir„kungen dieser Grundsätze habe ich seit meiner hiesigen Ankunft „oft erfahren. Das Frauenzimmer hier hat nicht nur eine unge„wöhnliche Schönheit, sondern auch einen Grad von Beschei„denheit und Tugend, den man sehr sehr selten in andern Län„dern antrift; ihr sanftes Wesen und muntre Gemüthsart „in Verbindung mit ihrem Verstande machen sie nicht allein „zu angenehmen Gesellschaftern, sondern selbst zu Lehrerinnen „in allen Künsten des feinen Umgangs."

„Die Kaufleute in diesem Lande beklagen sich sehr über „den Schaden, den sie durch die in Europa angenommene „Mode erlitten, ihren Toback öffentlich zu verkaufen. Viele

„sind

„sind seit dieser Einrichtung hier banquerot geworden. Sie „sagen, es sey eine Methode, die wider alle Grundsätze von „Billigkeit und Gerechtigkeit streitet, und die den europäi„schen Handelscredit in den Augen aller derer vernichten „muß, die diese Handlung unpartheyisch betrachten. Dies „ist jetzo die gewöhnliche Sprache unter den virginischen Kauf„leuten. Alle Gründe, sowohl der Politik als des Interesse „erfodern, daß ich so viel als möglich Streitigkeiten über „einen so ernsthaften Gegenstand vermeide, daher ich auch „noch öffentlich auf keine Seite getreten bin. Sie sagen „ferner, daß dieser Umstand die Veranlassung zu den Klagen „der brittischen Kaufleute, in Ansehung der americanischen „Geldremessen gegeben, und daß so lange diese ungerechte „Einrichtung fortdauert, so lange wird das Volk in America „unfähig seyn, ihre Contracte mit den Ausländern zu erfül„len. Dieser Gegenstand hat hier eine so allgemeine Unruhe „erregt, daß die Landesregierung (Assembly of the state) „für nöthig gefunden, darüber zu berathschlagen. Was sie „beschlossen, weiß ich noch nicht, allein dem Gerücht zufolge „werden mit ihren mercantilischen Verordnungen grosse Ver„änderungen vorgenommen werden. Einige der vornehmsten „Kaufleute des Landes sind ersucht worden, der Regierung „ihr Gutachten über diesen so interessanten Gegenstand einzu„senden. Ich meines Theils wünsche, daß der Handel zwi„schen America und Europa so regulirt werden möchte, daß „beyde Welttheile den grossen Nutzen daraus ziehen könnten, „der unter gehörigen Gesetzen gewiß erfolgen würde.“ — — — — — — —

VIII.

Nachricht von einer Sammlung der besten neuen englischen Gedichte.

Alle Litteraturfreunde, die der englischen Sprache kundig sind, werden nachstehende Anzeige des Herrn Bibliothekar Benzlers mit Vergnügen lesen, und sich hoffentlich beeifern, seine so beyfallswürdige Unternehmung zu unterstützen. Es ist unglaublich, wie viel vortrefliche kleine Gedichte aller Arten seit zwanzig Jahren in England erschienen sind, deren Titel und Existenz man nicht einmal in Deutschland kennt, so vertraut wir uns auch mit der brittischen Litteratur zu seyn dünken, und es mit den grössern Werken auch wirklich sind. Grosse englische Gedichte gehören jetzo zu den seltenen Erscheinungen in dieser Insel, weil sie gegenwärtig nicht mit derselben Begierde wie ehemals gelesen werden würden, da die Nation zu sehr mit Politik beschäftigt ist. Aus dieser Ursache schränken sich die besten Köpfe unter den Britten auf kleine Gedichte ein, von denen manche wahre Meisterstücke sind, deren ignorirte Existenz vielen deutschen Lesern eine sehr angenehme Ueberraschung seyn dürfte. Der bekannte gute erprobte Geschmack des Sammlers läßt eine sorgfältige interessante Auswahl, und vermöge derselben ein trefliches Werk hoffen.

d. H.

Jeder, der die poetische Litteratur der Britten auch nur aus unsrer Bibliothek der schönen Wissenschaften kennt, weiß,

daß

daß sie einen grossen, noch immer anwachsenden Reichthum an vortreflichen didaktischen, malerischen, romantisch-epischen und allegorischen Gedichten hat; nur Wenige unter uns aber kennen diese Gedichte, das, was die älteren englischen Dichter von der Art geliefert haben, ausgenommen, mehr als dem Namen nach, so sehr sie, ihres innern Werths wegen, allgemein bekannt zu seyn und gelesen zu werden verdienten; da sie es vorzüglich sind, was dem Denker sowohl, als dem Mann von Gefühl und Einbildungskraft, die poetische Litteratur der Britten so interessant und schätzbar macht; worin die englischen Dichter, die alle andere Nationen so weit hinter sich zurück lassen; worin sie Wahrheit, Schönheit, Erhabenheit der Gedanken mit den feinsten, edelsten, schmelzendsten Empfindungen des Herzens, mit den reizendsten Schilderungen aus Natur, Kunst und Leben so unübertreflich zu paaren wissen; und das alles in einer Sprache, die an Kraft, Präcision, Eleganz und Gewandtheit, wenigstens unter uns, kaum ihres gleichen hat.

Die so lehrreiche als angenehme und herzerhebende Unterhandlung, welche diese treflichen Geschöpfe der brittischen Muse mir so oft gewährten und noch gewähren, und der Mangel unsrer eigenen poetischen Litteratur an Werken dieser Art, dem vielleicht durch Aufstellung vortreflicher Muster zur Nacheiferung in etwas abzuhelfen wäre, erregte längst den Wunsch in mir, sie auch unter uns allgemeiner ausgebreitet zu sehen; jedes neue Werk dieser Art, weckte diesen Wunsch aufs neue; und

so

so bin ich endlich endlich entschlossen, zu seiner Erfüllung das Meinige zu thun, und eine Sammlung der besten dieser Gedichte, unter dem Titel:

THE

POETICAL LIBRARY;

being a

Collection of the best modern

ENGLISH POEMS,

chiefly didactick, descriptive, romantick and allegorical.

in einer Reihe von Bänden herauszugeben.

Die Arten von Gedichten, welche diese Sammlung enthalten wird, nennt der Titel. Ich erinnere nur noch, daß ich jede derselben in ihrem weitesten Umfange nehme; also auch die besten Satyren und Episteln, kleine Epopeen, Erzählungen, Heroiden und so weiter liefern, und nur grosse Heldengedichte und Schauspiele ausschliessen werde. Die ältern Gedichte dieser Art aber, von allgemein bekannten Dichtern, deren Werke längst gesammelt, zum Theil schon in Deutschland gedruckt sind, und in der bey Dietrich in Göttingen erscheinenden Johnsonschen Ausgabe enthalten seyn werden, übergeh' ich ganz. Meine poetische Bibliothek wird bloß die besten neuern, in den letztern Decennien erschienenen Werke dieser Art von weniger bekannten Verfassern enthalten. Kleinere Gedichte

gehören

gehören zwar eigentlich nicht mit in meinen Plan. Damit aber dem Liebhaber der englischen Poesie nichts zu wünschen übrig bleibe, werde ich jedem Bande eine Anthologie der besten neuern Oden, Lieder, Elegien, Episteln, Fabeln und so weiter anhängen; mich dabey aber hüten, nichts aufzunehmen, was schon in des Herrn von Retzers Choice, und in Herrn Duschens Student's Miscellany steht, damit niemand etwas zweymal kaufe.

Jede Messe wird ein Band dieser Sammlung, ein Alphabeth stark, von Format, Druck und Papier, so, daß sie zu der Dietrichschen Ausgabe der Works of the English Poets, und zu Herrn von Retzers Choice passen wird, erscheinen. Da ich unter meinen Augen drucken lassen, und selbst die Correctur besorgen werde, so hoff' ich, daß der Druck sauber und correct ausfallen soll; eine nothwendige, aber in Deutschland leider sehr vernachläßigte Eigenschaft, deren Mangel die schönen Retzerschen und Duschischen Sammlungen so sehr entstellt und fast unbrauchbar macht.

Vorausbezahlung wird nicht verlangt, da der Buchhändler, Herr Adam Friedrich Böhme in Leipzig, den Verlag übernommen hat. Wer indeß, bis zu künftiger Ostermesse, bey mir, oder Herrn Böhme, oder in irgend einer Buchhandlung postfrey subscribirt, erhält jeden Band auf Druckpapier für 12 Ggr. und auf feines Schreibpapier für 14 Ggr. in Golde, da der Ladenpreis nachher 16 und 18 Ggr. betragen wird.

Da die Liebe zur englischen Litteratur unter uns täglich mehr zunimmt; da die Gedichte dieser Art in England gewöhnlich mit vieler Pracht gedruckt werden, und daher etwas theuer sind; da sie selten in deutsche Buchläden kommen, und sie aus England zu verschreiben doppelt kostbar und umständlich ist: so hoff' ich, daß mein Unternehmen Beyfall und Unterstützung finden werde. Von der Aufnahme des ersten Bandes, den ich auf künftige Ostermesse gewiß zu liefern gedenke, wird die Fortsetzung dieser Samlung abhängen.

Wernigerode, im August, 1785.

J. L. Benzler,
Gräfl. Stolbergischer Bibliothekar.

IX.

Meda und Medor.

Eine Familienscene.

Meda.

O Mond, mein traulicher Gefährde,
In Weisheit heilger Einsamkeit!
Der mir bey Nacht die stille Erde
Zum Tempel hoher Andacht weiht:
Du lachst im reizenden Gesicht
Der schlafenden Natur,
Wie lieblich spielt dein blasses Licht
Mit Schatten auf der Flur!
Du wallst so friedsam zu den Morgen
Durch heller Wölkchen Heerden hin,
Nimm mit dir alle meine Sorgen.
O sanft, wie du, sey stets mein Sinn!

Medor.

O Meda! schöner als Himmel
Der holden Sonne sanfter Sohn
Lacht unter diesem seidnen Himmel
Der treusten Liebe holder Sohn!
Des Lagers Alabaster Tuch,
Beschämt der Unschuld Glanz;
Wie lieblich spielt sein Athemzug
Mit seiner Löckchen Kranz!

Ein Traum vom jugendlichen Spiele
Schwebt auf dem zarten Seelgen hin!
Sieh! unsre mächtigsten Gefühle,
Vereint in seinen Wangen glühn!

Beyde.

O Sohn! du ähnlicher Gefährde,
Der du von uns dein Licht entlehnt!
Der uns auf dieser rauhen Erde
Mit manchem Schicksal ausgesöhnt!
Bricht unsers Lebens Abend an,
Dann strale wie der Mond,
Trost auf des Alters dunkle Bahn,
Der unsre Liebe lohnt!
O walle durch's Gewölk des Lebens,
So sanft, so friedsam hin wie er!
Erscheine nie der Welt vergebens!
O sey ein weiser Sterblicher!

L. Neumann.

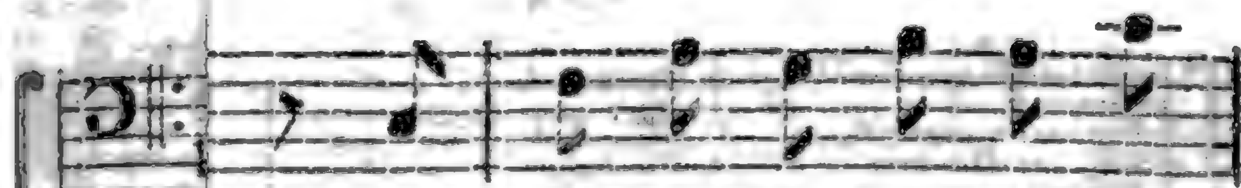
Weissenfels,
gedruckt bey Caspar Simon Ifens sel. Erben.

d o r,

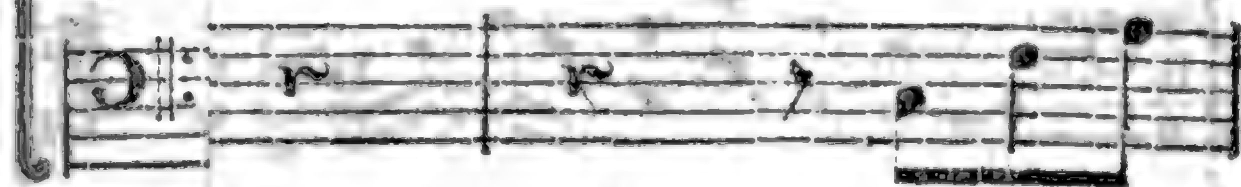
e.

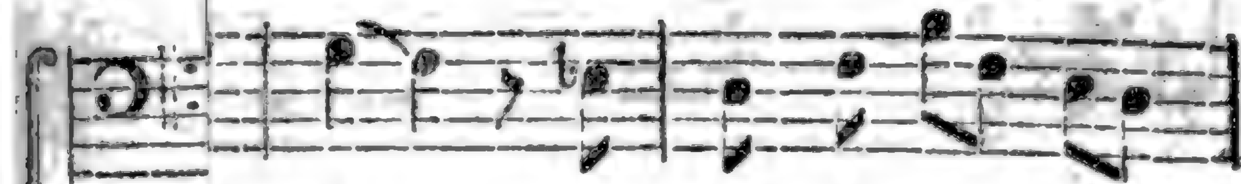
is - heit heil - ger Ein - ſam-
em - pel ho - her An - dacht

el - ler Wölkgen Heerden hin; nimm
Adagio.
fey ftets mein Sinn! o fanft! o
Medor.

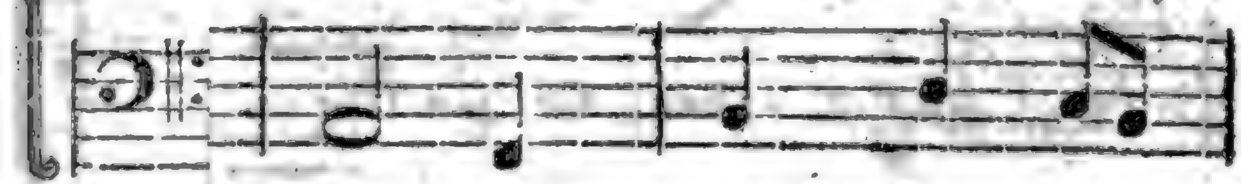


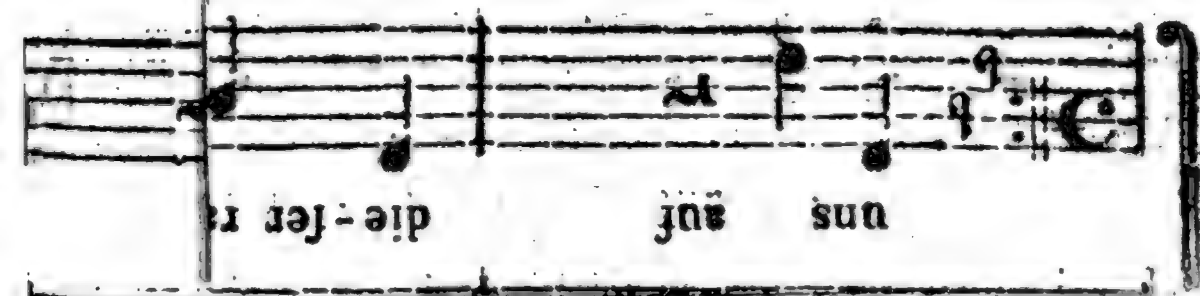
lacht un - ter die - sen seid-nen





Tuch, be - schämt der Un - schuld





Meda.

O Sohn! o Sohn! de

Medor.

Wangen glühn! O Sohn! de

eht — ent - lehnt, der uns auf

eht — ent - lehnt, der

a. Schick - sal aus - ge - führt! Brich

- - le wie der Mond,
nn stra - le wie der Mond,
un - sre Lie - be,
der un - sre
O
Sohn!

fried - sam hin, wie er! Er-

— so friedsam hin, wie er? Er-

Sterbli - cher! O Sohn! O

r Sterbli - cher! O Sohn! — O

VI.

December. 1785.

I.

Meine Empfindungen am Sprudel zu Carlsbad.

Zwey Gedichte
von
L. Neumann.

Bey der Ankunft.

Hier steh ich endlich nun auf der geweyhten Schwelle
 Zu der Genesung Heiligthum:
Und nun — bey dir, du wundervolle Segensquelle
 Der Hofnung schönes Eigenthum!
Zwar ist der leichte Schritt verhängnisvoll umhüllet
 Mit Leben, Siechheit oder Tod!
Doch er, der meinen Wunsch ihn jetzt zu thun erfüllet,
 Regiert auch hier mein morsches Booth.

Hier scheitr' es ganz und gar an dieser Felsenklippe
Versinke in der heissen Fluth:
Hier strand' es, trockne aus zum wankenden Geripppe
Gemach verzehrt von dieser Gluth.
Es möge sicher hier den Anker sinken lassen
Bey schneller Wirkung frohen Gruß
In der Genesungbay ihr süsses Wasser fassen,
Ergebung ist, bleibt mein Entschluß.

Wohlan! den Becher her! daß ich ihn freudig fülle
Mit zitternfreyer vester Hand!
Daß ich den bangen Durst nach der Entscheidung stille,
Den schmachtend ich so lang empfand. —
Noch ist das Ruder nicht die Flagge nicht verlohren,
Noch seh ich fern im Abend Land!
Mich stärkt ein Muth, den Hofnung mir gebohren,
Der die gefaltnen Segel spannt.

Ja! Ja! ich fühls, ich fühls! Ich werde Leben trinken,
Der Berg vor mir blüht ja so grün!
Ich seh im Morgenroth mir lauter Aufgang blinken,
Und aller Zweifel Schatten fliehn!
Lieh Gersheim-Aesculap *) zur Fahrt an diese Quelle
Nicht selbst mir seinen Schlangenstab?
Er führt mit sichrer Kunst mich her auf diese Stelle,
Und treibt mich nicht ins frühe Grab.

Bestreuten die umsonst, von denen ich mich trennte,
Mit Wünschen meine Reisebahn,
Erhoben sie umsonst zum Himmel ihre Hände,
Wenn sie im Geist am Quell mich sahn?

Nein!

*) Einer der gelehrtesten und erfahrendsten Aerzte Deutschlands, der in Dresden lebt.

d. H.

Nein! solcher Herzen Flehn, der Unschuld sanftem Lallen,
Kann keine Allmacht widerstehn!
Erhörung wird dem Flehn der Treuen widerschallen,
Wird unser häuslich Glück erhöhn!

Doch eh zum erstenmal ich diesen Becher leere,
Ich! — Thon, zerbrechlich so wie er,
Empfang' o heilger Quell! erst diese heisse Zähre
Von mancherley Gefühlen schwer!
Sie fließt in deinem Schaum dankbar mit dir zusammen,
Anbetung ist ihr stummer Lauf:
Verzehr' als Opfer sie mit deinen Wasserflammen,
Und dampfe sie zu Gott hinauf!

Und nun frisch angesetzt! — heiß, wie die schwüle Hitze
Der Leidenstage ist der Trank!
Doch eilt mit schneller Kraft er zu der Uebel Sitze,
Wohin die Macht der Kunst nie drang:
Ich schlürfe nun in ihm mit jedem neuen Morgen
Versteinerung der Lebenskraft,
Vergessenheit des Grams, der Schmerzen, banger Sorgen
Und der Gesundheit edlen Saft.

Zwar, Gott! — wie wunderbar! fließt hier auf einer Stelle
Die bittre Quell' all jener Pein! *)
Und wenig Schritte hier der Heilung süsse Quelle!
Und beyde schenken reichlich ein.
Doch jene soll die Kraft von dieser nicht mir schwächen,
So laut, so nah sie mir auch rauscht,
Ich würde ja den Schwur der Vatertreue brechen,
Wenn jener, auch mein Ohr nur lauscht.

*) Eine der ersten Personen, die dem Verfasser am Sprudel entgegen kam, war diejenige, die eine Hauptursache seiner Krankheit war.

Bewundern will ich still der hohen Weisheit Fügen,
Die unsers Schicksals Farben mischt.
Wie Trost und Leiden stets so richtig gleich sich wiegen:
Wie Warnung bey Genuß sich tischt,
Wie Irr- und Ausgang oft so nah zusammen gränzen:
Wie Landung winkt, wo Schifbruch droht,
Hygdens Genien mit Epheu mich bekränzen,
Wo falsches Lächeln Gift mir both.

O daß doch Thaly mir mit liebevoller Milde
Der Liebe Schutzgeist auf dem Arm;
Daß Ninas treue Hand *) mir diesen Becher füllte,
Dann schmölze auch der Sehnsucht Harm!
Wie wenn beym Fieber ich in stetem Frösteln wanke
Mit peinlicher Empfindlichkeit,
Schleicht durch die Seele mir der nagende Gedanke,
Ach! daß ihr hier nicht bey mir seyd!

Erkaufen will ich gern mit dieser Trennung Leiden
Um euch! die meine Seele liebt,
Hygdens theure Huld, des Wiedersehens Freuden! —
Bin ich im Dulden nicht geübt! —
Wenn meinem Lebensstrom nur diese milde Quelle,
In froher Zukunft noch versüßt;
Wenn sie mir wirksam nach in ungetrübter Helle
Mit dauernder Gesundheit fließt,

Nicht für mein Selbst; — welch Licht kann dann mein dunkles Leben
Auf diese hellen Zeiten streun?
Welch Glück mein Wirken all', der reichen Menschheit geben?
Nein! — diese Kräfte euch zu weyhn,

Die

*) Die Familie des Dichters.

Die ihr so treu mit mir die Kämpfe all' bestanden
  Auf meinem oft umstürmten Pfad,
Bis euch ein stilles Glück in der Geschäfte Banden
  Dankbar mein Fleiß ersegelt hat.

O Sonne! — strahle du aus deiner vollen Milde
  Mir Trost in meine Einsamkeit!
Verschönre mir dies Thal! die Blumen im Gefilde,
  Die hier Natur dem Denker streut!
O! laß mich ihren Geist, der hier in Felsenschlünden
  Für meinen Körper Balsam kocht,
In meinem Herzen auch mit ganzer Kraft empfinden,
  Wenns hoch auf Felsenspitzen pocht!

Beym Abschied.

Berauscht o süsser Quell! von dir zum letztenmale,
Beginn ich meinen Morgensang!
Erhitzt von deiner Gluth stürz ich die Opferschale,
Und singe deiner Wohlthat Dank!
Vollbracht sind glücklich nun Hygdens dreyßig Feste,
Für mich in diesem Wonnejahr:
Frohlockend zieh ich heim und opfre seine Reste
Nun auf der Freundschaft Hochaltar!

  O! hätte doch mein Herz die gleiche Kraft, o Quelle!
Die aus der Felsengruft dich wühlt,
Um all' den Dank mit deiner Wärm' und Helle
Jetzt auszuströmen, den es fühlt!
Was ist mein schwacher Dank? was, gegen deine Kräfte?
Ach! er verstummt — und du strömst fort
Mit immer gleicher Macht, im seligsten Geschäfte,
Und überstimmst des Dankes Wort.

Du bist die mächtigste von der Genesung Quellen,
Die sie aus ihren Urnen goß!
Die fruchtbar stets, in tausend labyrinthschen Fällen
Durch Epidaurens Hayne schoß.
Doch küßt auch demuthvoll dein Strom die heilgen Schranken,
Die das Verhängniß dir gesetzt:
Du meldest redlich bald den rettungslosen Kranken,
Wenn Atropos ihr Werkzeug wetzt.

Ohnmächtig für sich selbst, liegt auf Granitnem Kissen
Bey dir der Priester Aeskulaps:
Giebt um den Trank von dir, sein vielumfassend Wissen
Und alle Zauber seines Stabs! —
Dir beugt sein stolzes Knie der Fürst, fleht deine Gabe,
Du spiegelst seine Dürftigkeit;
Wie gleiches Recht auf dich, mit ihm, der Bettler habe
Das beyden einen Becher beut.

Wie stürzet deine Fluth die schwarzbemahlten Throne
Der Furie Hypochondrie! —
Ersäuft der Plage Keim schon fortgepflanzt zum Sohne! —
Den Sklaven harter Despotie
Salbst du die Wunden heil, die seiner Ketten Schwere
Am Ruder in sein Leben rieb,
Wenn ihn der trockne Wind vom Glück, vom Lohn und Ehre
Ans Eiland dürrer Siechheit trieb.

Zahllose Schätze hast du segnend schon verspendet,
Aus deinem beutereichen Schacht!
Gesundheit, häuslich Glück schon weit und breit versendet,
Seit du aus deinem Fels erwacht!
Des Weisen Lebens Docht genährt in düstern Zellen,
Wo er für Menschenglück gebrannt:
Wie vieler Zweige Stamm grünt noch aus deinen Wellen,
Der schon vom Frost entblättert stand!

Verjüngte

Verjüngte Schönheit steigt aus deinem Wunderschaume
Mit frisch entblühtem Reiz empor!
Den Greis berauschest du zum frohen Jugendtraume,
Trittst ihm gezielten Pfeilen vor!
Manch trostlos Weib, das schon um des Geliebten Schatten,
Umweint von seinen Waysen, klagt.
Umarmt auf deinem Fels, den ihr erhaltnen Gatten,
Den alle Künste ihr versagt!

Auch ich lag schmachtend hier, an deinen vollen Brüsten,
Und saugte deinen Muttersaft:
Ich wollte Monden mir mit Stärkungstropfen fristen —
Trank eines neuen Lebens Kraft! —
O daß doch Tage lang arabisch dursten müßten
Die kalt bey deiner Labung seyn!
Die danklos bey dir Trank! im Rausch von dummen Lüsten
Der Prasserey hier Weyhrauch streun.

Gift reichte mir der Neid bey seinen Schlangenmalen
Durch Menschen, die ich nie betrübt:
Mein Leben war ein Spiel der schleichenden Cabalen
Von Freunden, die ich treu geliebt:
Sie machten trübe mir den reinsten Frühlingshimmel,
Die stillsten Nächte bang und schwühl,
Bis kummermatt den Leib, im Sturm, mit Schlachtgetümmel
Ein Feind des Lebens überfiel.

Da schlug mich grause Gicht in ihre Eisenbande
Mit Jugend überlegner Macht:
Sie wälzte mich gepreßt im engen Schwulstgewande
Auf tausend Stacheln Tag und Nacht.
Doch diese Fesseln hat dein Feuer, Quell! geschmolzen,
Gekocht aus Gliedern schneidend Bley.
Dein Eisenpanzer stumpft nun ihre schärfsten Bolzen,
Und ich bin wieder leicht und frey!

Kaum trank ich deinen Saft umwölkt vom heissen Rauche,
So blich die gelbe Wange weiß:
Wie wann nach Winters Nacht, vom ersten Frühlingshauche,
Im Strome bricht das veste Eis;
Wenns langsam nun beginnt in Schollen fortzuziehen,
So fühlt' auch ich in meinem Blut
Der Uebel Aufbruch nun, der Stockung Schollen ziehen,
In allen Adern hohe Fluth.

O ströme segnend fort! erquicke! stärke! heile!
Erfülle treu der Hofnung Wort!
Den kranken Völkern sey dein Rauch die Wolkensäule,
Die von der Erde fernsten Ort
Sie, durch der Aerzte Kunst hülflose Wüsten führe,
Her, wo der Heilung Honig fließt! —
O daß auch die Natur sie dann zum Danke rühre,
Die hier von allen Seiten grüßt!

Wie glücklich war ich hier, wenn Stadt und Lärm im Rücken,
Ich zwischen Bergen mich verschloß!
Der Waldstrom neben mir, die Thräne vom Entzücken
Auf meinen heissen Wangen floß!
Wenn Phöbus über mir den blauen Teppich spannte,
Den grünen Flora unter mir!
Wenn die Begeistrung mir zu Kränzen Blümgen sandte
Durch manchen freundlichen Zephyr.

Zu Kränzen, — aus der Kluft der Ferne her zu krönen
Euch, meines Lebens Grazien!
Euch, für die Einsamkeit der Trennung zu versöhnen
Beym wonnevollen Wiedersehn!
Zu Kränzen, — hier im Hayn sie jubelnd aufzuhängen,
Wo man Hygäens Huld erlangt,
Wo Opfernde sich stets in ihren Tempel drängen,
Der mit zerbrochnen Krücken prangt.

Hier

Hier schwebt' ich still beglückt auf der Betrachtung Sphären,
Reicht' ihr den Becher meiner Zeit:
Mich drückte nicht der Zwang von badenden Cytheren,
Kein Frohndienst ihrer Eitelkeit:
Nie gieng ich auf die Jagd nach Umgang mit den Sternen,
Ich weidete mein Selbstgefühl.
Ich lebte mir und Graaf *), den Freunden in den Fernen
Und meinem treuen Saytenspiel.

Leb wohl o stilles Thal! Lebt wohl verschwiegne Berge!
Ihr Wälder wo kein Jagdhorn schallt!
Wölbt eure Schatten fort, doch baut ja keine Särge,
Dem Völkchen, das zum Sprudel wallt!
Oft werd' ich noch im Geist an jenem Abhang irren,
Dort wo der Steig am Berg verschleicht.
Auf diesen Felsen ruhn, dann ins Gebüsch mich wirren,
Bis meinem Fus der Traum entweicht.

Wenn schlanke Fichten dort, von euren breiten Aesten
Der Schnee zum Waldstrom wieder schleicht:
Durch ihr gemaustert Laub, das Heer von jungen Westen
In leichten Wirbeltänzen fleugt.
Dann bring ich noch zu euch drey andre liebe Gäste
Die euer Säuseln auch verstehn.
Wir feyern frölich dann in euren Schatten Feste
Wie Dank und Freundschaft sie begehn.

Ja! kehr' ich einst in diese liebe Gegend wieder
Betrete diese steilen Höhn,
Anbetend fall ich dann im Staube dankbar nieder
Sobald ich Quelle dich kann sehn!

*) Der Verfasser brauchte die Cur in der Gesellschaft dieses liebenswürdigen Künstlers, dessen Umgang ihn sehr beglückte.
d. H.

Zu preisen jene Hand, die mit der Allmacht Stabe
Dich aus dem dürren Felsen schlug,
Und halbe Leichen weckt, die statt zum nahen Grabe,
Man her zu deinem Schooße trug.

Weg mit dem Wanderstab, der mich hieher geleitet!
Den Becher trag ich in der Hand,
Der in die Adern mir den Heilungsbach geleitet,
Und ziehe so ins Vaterland!
Dort will ich frisch gespannt der Weisheit Waffen tragen,
Und jede Pflicht, die auf mir ruht,
Muthvoll den alten Kampf mit neuen Leiden wagen,
Doch schmecken auch des Lebens Gut!

Am Weg schlägt mir die Königin der Nachtigallen, *)
In ihrem hohen Lorberneſt
Ihr schmachtend Zauberlied, das mich vergnügter wallen
Zu ausgestreckten Armen läßt.
Sie flötet, schmettert mir, sie! die der Hörer Menge
Schon längst in ihrem Schatten schweigt:
Monarchen selbst kein Lied für goldne Schätze sänge
Zur Freundschaft Schooß nur singend fleugt.

Vom Nachhall ihres Lieds bey Mondglanz noch umsungen,
Eil ich dann meinem Hüttgen zu:
Schon fühl ich sehnsuchtvoll mich herzlich fest umschlungen
Vom Arm der häuslich süßen Ruh! —
Wie schön entquillt nun mir aus jener bangen Stunde
Des Scheidens, — dieses Wiedersehn! —
Wie tröstlich hör' ichs nun erst vom Allvaters Munde! —
Noch soll dein Booth nicht untergehn! —

Dank!

*) Eine der größten Sängerin Deutschlands, die der Dichter auf seiner Rückreise hörte.

d. H.

Dank! — Dank! o Quelle dir! so schwach er auch mag schallen:
Dank! dem, der dich auch mir erschuf!
Dank wird dir halb erstarrt noch meine Lippe lallen,
Einst bey des Todesengels Ruf!
Dein Fels war Stufe mir, noch näher hin zu treten
Zur Allmacht grossen Wunderplan;
Mich drin beglückt zu sehn, und dafür anzubeten,
Was Sie, durch Dich, an mir gethan!

II.

Die Sybariten.

Von allen Völkern des Alterthums sind die Sybariten eins der unbekanntesten; bloß der Ruf von ihrer Weichlichkeit und dem bey sie herrschenden Luxus entriß sie der Vergessenheit, die sie so sehr verdienten. Fast alle Schriftsteller, die von diesem Volk sprechen, thun es mit einer ausgezeichneten Verachtung und bedienen sich des Namens der Sybariten oft bloß statt eines Gleichnisses, wenn sie die verdorbenen Sitten und die liederliche Lebensart irgend eines Volks oder einer Person schildern wollen. Kein einziger von den Bürgern und Einwohnern der alten Republik Sybaris, die ursprünglich eine achäische Kolonie, und in Großgriechenland in der Gegend von Tarent gelegen war, machte sich auf irgend eine ehrenvolle Weise berühmt, weder durch die Waffen noch durch Wissenschaften und Künste. Alles athmete bey diesem Volke

Wollust und kein einziger ihrer Mitbürger vermochte die Fesseln abzuschütteln, die ihm Weichlichkeit und Sinnlichkeit seit seiner ersten Jugend angelegt hatten. Es ist eben nicht die leichteste Sache, die Lücken zu ergänzen, welche aus dem Stillschweigen der Geschichtschreiber über die Regierungsform eines Volks entstanden sind, welches allen Lastern willig seine Thore öfnete, und nur diejenigen öffentlich belohnte, welche die ausgesuchtesten Schmausereyen veranstalteten und die wohlschmeckendsten Speisen erfanden. Ein jeder Erfinder dieser Art erhielt ein ausschliessendes Privilegium, dem zufolge kein einziger Einwohner der Stadt sich unterfangen durfte, diese Speisen von einem andern als bloß von ihm allein zu kaufen, welches denn eine wahre Quelle des Reichthums für ihn war, und auch bey jedem andern den nämlichen Erfindungsgeist erregte, um sich alsdenn eben so wie er, reich und öffentlich vom Volk belohnt zu sehen.

Das Reisen war eine den Sybariten sehr ungewöhnliche Sache; geschah es aber ja, so fuhren sie. Um ihren schwachen Kopf nicht zu sehr anzugreifen, pflegten sie gemeiniglich auf einem Wege, den jeder andre in einem einzigen Tage zurückgelegt haben würde, wenigstens drey Tage zuzubringen. Einer ihrer Mitbürger kam einst nach Sparta, wo er zu einem öffentlichen Gastmahl eingeladen wurde. Wie sehr erstaunete er, da er blosse hölzerne Bänke erblickte, die für die Gäste, ohne auf ihren Rang und Stand Rücksicht zu nehmen, bestimmt waren. Die frugale Mahlzeit, die ernsthafte Unterhaltung und die Härte der Sitze verursachten, daß er sich nicht länger enthalten konnte in folgende Worte loszubrechen:

brechen: „Ich bewundre nun nicht mehr den unerschrocknen „Muth der Lacädemonier, sagte er, denn wie wenig schätz„bar muß ihnen ein Leben vorkommen, welches sie auf eine so „strenge Weise zubringen.“ — Von den erstaunlichen Reichthümern der Sybariten, hat uns die Geschichte gleichfalls ein Beyspiel aufbehalten.

Klisthenes, Tyrann von Sicyon, der bey den olympischen Spielen, im Wettrennen der vierspännigen Wagen (quadrigæ) den Preiß davon getragen hatte, ließ öffentlich bekannt machen, daß er Willens sey, seiner Tochter, einer Prinzeßin von grosser Schönheit, einen Gemahl auszusuchen, und daß daher ein jeder, der Verdienste genug zu haben glaubte und solche geltend machen könnte, sich bey ihm einfinden sollte. Der Sybarite Smindyrides hatte kaum diesen Ruf vernommen, als er sogleich eine mit funfzig Ruderknechten, die er aus der Zahl seiner Fischer und Vogelfänger genommen hatte, bemannte Galeere ausrüstete. So kam er zu Sicyon an, wo er in Rücksicht auf die Pracht und den Glanz seines Aufzuges nicht allein alle seine Nebenbuhler sondern auch den Tyrannen selbst verdunkelte, obgleich die Sicyonier sich äusserst bemüht hatten, alles, was nur zur Verherrlichung des Festes ihres Fürsten dienen konnte, beyzutragen. Smindyrides begab sich gleich nach seiner Ankunft zu dem Gastmahle, welches Klisthenes für seine Gäste zubereiten lassen; aber er wollte durchaus nicht zugeben, daß sich irgend jemand bey Tische neben ihm setze, denn an seiner Seite, sagte er, dürfe nur die Prinzeßin allein, um die er hergekommen wäre, sitzen. Es ist Schade, daß unser Ge-

schichtschreiber hier abbricht, ohne zu melden, ob die stolzen Hofnungen des Bürgers von Sybaris durch einen glücklichen Erfolg gekrönt wurden oder nicht.

Sogar die Kinder der Sybariten wurden in Purpur gekleidet und ihre Haare mit golddurchwirkten Bändern gebunden. Alle Arten von Uebungen, die auf Ausbildung der Seele und des Körpers abzwecken, waren ihnen gänzlich unbekannt; wenigstens geschieht nirgends davon Erwähnung. Hingegen merken die Geschichtschreiber an, daß die Sybariten Grotten hatten, die mit kühlen Quellen durchwässert waren. Hieher nahmen die jungen Leute in heißen Sommertagen ihre Zuflucht und überliessen sich daselbst allen sinnlichen Vergnügungen. Einer von diesen Jünglingen ward einst einen Sclaven gewahr, der mit äusserster Anstrengung seiner Kräfte die Erde durchgrub. Dieser Anblick durchschütterte das Innere dieses weichlichen Knaben eben so sehr, als ob er selbst die Mühseligkeiten dieses Sclaven mit ihm getheilt hätte, und er rächte sich durch eine Menge Rippenstösse an demjenigen, der ihm diesen unglücklichen Eindruck verursacht hatte.

Die Sybariten waren die ersten, die sich in ihren Bädern durch gefesselte Sklaven bedienen liessen, um solche, wenn sie das Wasser zu heiß gemacht oder das Bad nicht gehörig genug parfumirt hatten, desto leichter und ohne Gefahr bestrafen zu können. Sobald sie das Bad verliessen, krochen sie in die weichsten mit frischen Rosen bestreuten Betten; aber selbst diese Blumen waren ihnen schon beschwerlich, so bald sie nur trocken wurden und sich unter ihrem Leibe zu rollen anfiengen. Auch führten sie beständig in den Bädern, so wie an

allen

allen Orten, wo sie nur hingiengen, kleine Maltheserhunde bey sich, von welchen sie viel Wesens machten. Sie waren grosse Liebhaber von Zwergen, liessen mit grossen Kosten überall Affen aufkaufen, und unter ihren Sclaven befanden sich immer eine Menge Verschnittene. Alle ihre Kleider waren von miletischer Wolle gemacht, die beste, die man damals kannte. Wenn sie auf ihre Landhäuser verreiseten, so gieng ihre vorzüglichste Sorge nur dahin, sich auf das beste vor der brennenden Hitze der Sonne zu verwahren; ob sie sich aber hiebey bloß an dem Schatten dickbelaubter Alleen begnügten, oder auch über ihre Fuhrwerke eine Art von Himmel anbrachten, ist unbekannt.

Ihre Weinkeller lagen sämtlich nahe am Ufer des Meeres. So wie es scheint, bereiteten sie ihre Weine auf eben die Art zu, wie es noch heut zu Tage in einigen Gegenden zu geschehen pflegt. Die Kufen wurden fast nie leer. Die Weinlese des gegenwärtigen Jahres wurde auf den Rest vom vorigen Jahre gelegt und der benöthigte Wein jedesmal durch eine Röhre abgezogen. Durch dergleichen verlängerte Röhren von Kupfer leiteten die Sybariten ihre Weine aus den Kellern bis zu den auf den Transportschiffen befindlichen Gefässen, und so brachten sie solche denn nach der Stadt.

Diejenigen Sybariten, welche sich durch öffentliche Gastmahle vor andern hervorthaten und dabey weder Pracht noch Kosten scheueten, wurden von der Regierung mit goldnen Kronen belohnt. In den Tempeln und bey andern öffentlichen Versammlungen des Volks lasen Herolde ihre Namen mit vielen Lobsprüchen ab. Frauenzimmer, die zu öffentlichen

Festen eingeladen waren, wurden ein ganzes Jahr zuvor davon benachrichtiget, um Zeit genug zu haben, mit all den Glanz, welchen ihnen ihre Schönheit und ihr Schmuck nur verleihen konnten, dabey zu erscheinen. Diejenigen, welche Aale fischten und verkauften, waren von allen Auflagen befreyt, und eines gleichen Vortheiles genossen auch diejenigen, welche eine gewisse Gattung Austern, deren sich die Alten zur Bereitung der Purpurfarbe bedienten, fischten, verkauften, oder auch zu jenem Endzweck verarbeiteten. Hingegen waren ihnen alle mühsamen und nur irgend einigermassen geräuschmachenden Handwerker äusserst verhaßt.

Die Speisezimmer der Sybariten waren unterirdische und gewölbte Säle, in welchen sie sich vor der Kälte zu sichern suchten, und wo auch noch überdem Wärmpfannen angebracht waren. Mit Verachtung sahen sie auf jeden herab, der Reisen gethan hatte, und schätzten sichs zur Ehre, nie ihre Vaterstadt verlassen zu haben. Besonders hielten sie viel auf einen Orakelspruch, durch den sie aufgemuntert wurden, sich ohne allen Rückhalt allem nur ersinnlichen Vergnügen zu überlassen. Und doch lebten sie in einem nur wenig fruchtbaren Ländchen, wo der einzige Seehaven, den sie besassen, zur Handlung eben nicht der bequemste war, und durch die Trägheit des Volks von Zeit zu Zeit immer mehr und mehr unbrauchbar wurde, wo die Sinnlichkeit der Einwohner selbst alle Früchte aufzehrte, und wo wegen der natürlichen Lage der Stadt eine sehr ungesunde Luft und folglich auch manche Krankheiten herrschten.

Eine Gesandtschaft, welche die Crotoniaten nach Sybaris abschickten, und die aus dreyßig ihrer Mitbürger

bestand, wurde von den Sybariten niedergemacht, und ihre Körper über die Stadtmauer herabgestürzt. Die Strafe folgte dieser unmenschlichen That auf dem Fusse nach. Milo *), jener berühmte Athlete, der sechsmal bey den olympischen Spielen den Sieg davon getragen hatte, wurde zum Feldherrn der Crotoniaten erwählt. Er schickte heimliche Kundschafter nach Sybaris, die sich bey den öffentlichen Schmausereyen der Bürger einfanden, und unter andern sonderbaren Dingen, die sie erfuhren, auch die Bemerkung machten, daß die Pferde der Sybaryten beym Ton der musicalischen Instrumente, besonders aber bey gewissen Melodien, sich auf ihre Hinterfüsse stellten und eine Art von Tanz formirten. Die Sybariten hielten zu diesem Behuf fünftausend Pferde, die nun, da der Krieg unvermeidlich war, sämt-

*) Milo ist in der alten Geschichte wegen seiner grossen Stärke und seines unerschrocknen Muths berühmt. Er war aus Crotona gebürtig. Von seiner erstaunlichen Stärke und seiner eben so erstaunlichen Gefrässigkeit erzählen uns die Geschichtschreiber verschiedene Beyspiele, die beynahe unglaublich zu seyn scheinen. Er soll einen vierjährigen Ochsen ein ganzes Stadium lang auf seinen Schultern getragen, ihn mit einem einzigen Faustschlag getödtet und seinen ganzen Körper in einem Tage aufgezehrt haben. Aber eben seine Stärke veranlaßte endlich seinen Tod; denn als er versuchte, denn Stamm eines Eichbaums, den er schon ein wenig gespalten fand, vollends von einander zu reissen, schloß sich das Holz über seinen Händen zusammen, und da er sich nicht mehr heraushelfen konnte, wurde er von den wilden Thieren gefressen.

sämtlich durch eben so viel Mannschaft beritten gemacht wurden. Die Reuter trugen Panzer mit kostbaren Frangen besetzt und schienen überhaupt mehr zur Pracht als zum Kriege ausgerüstet zu seyn. So zog diese saubere Cavallerie an der Spitze des sybaritischen Heeres dem Feind entgegen. **Milo** ließ, sobald er ihre Annäherung vernahm in allen Ecken seines Lagers öffentlich kund thun, daß niemand sich unterstehen solte, irgend einem Sybariten, weder in der Schlacht noch auf der Flucht das Leben zu schenken. Mit einemmal ertönten die Kriegsinstrumente der Crotoniaten die nämlichen Melodien, nach welchen die Pferde ihrer Gegner bey jenen prunkvollen Gastmahlen zu tanzen pflegten. Das ganze sybaritische Heer gerieth hierüber in Unordnung; ihre Pferde gehorchten nicht mehr den Reutern und flohen dem Lager der Crotoniaten zu, aus welchem ihnen jene ihren Ohren so bekannte Musik entgegenschallte. Milo benutzte diesen Augenblick der Verwirrung seiner Feinde, drang auf ihre von ihrer Cavallerie verlassene Infanterie ein, brachte auch diese in Unordnung und verfolgte die flüchtigen Sybariten bis an die Thore ihrer Hauptstadt. Er belagerte hierauf Sybaris, eroberte diese Stadt nach Verlauf von drittehalb Monaten und zerstörte sie gänzlich, indem er das Wasser aus den zwey nahgelegnen Flüssen über die Ruinen derselben leiten ließ. Ein solches Ende nahm diese durch ihren Luxus und ihre Weichlichkeit so berühmt gewordene Republik.

III. Feld-

III.

Feldzug des Attila in Gallien, nebst der grossen Schlacht bey Chalons im Jahr 451.

Die Schlacht bey Chalons ist noch jetzo nach dreyzehn Jahrhunderten wegen der Grösse des Gegenstandes unsrer Aufmerksamkeit würdig. Es war ein Hauptkampf zweyer oder vielmehr vieler sehr kriegerischer Nationen, die damals einem grossen Theil der Erde Gesetze gaben, von denen uns aber nichts mehr als die Namen übrig geblieben sind. Cassiodorus, ein Zeitgenosse und Freund vieler gothischer Krieger, die sich bey dieser denkwürdigen Schlacht befanden, berichtet uns, daß sie solche nannten: „Kühn, mannigfaltig, hartnäckig und blutig, „die weder in dem gegenwärtigen noch vergangenen Zeitalter „ihres Gleichen gehabt hat.“

Die Könige und Völkerschaften der Deutschen und Scythen von der Wolga bis zur Donau gehorchten damals dem Attila, König der Hunnen, der sie aus dem königlichen Dorfe, seiner Residenz in den Ebenen von Hungarn, zu einem grossen westlichen Kriege auffoderte. Er brach mit seinem Heer auf und marschirte nach dem Rhein, da denn beym Zusammenfluß des Rheins und des Neckers die Franken zu zu ihm stiessen. Ein Schwarm leichter Truppen, deren Hauptgegenstand Plünderung ist, hätte hier die Bequemlichkeit gehabt über den im Winter gefrornen Fluß zu gehn, allein

die zahllose hunnische Cavallerie verlangte so viel Fourage und Provisionen, die nur eine mildere Jahreszeit verschaffen konnte. Der hercynische Wald ließ es nicht an Materialien zu Schifbrücken fehlen, und so stürzten die feindlichen Myriaden in die belgischen Provinzen. Die Bestürzung in Gallien war allgemein, und der Tradition zufolge geschahn nicht wenig Wunder. Die Stadt Troyes in Champagne, wurde durch den heiligen Lupus gerettet; der heilige Servatius wurde der Welt entrissen, damit er nicht den Ruin von Tongres sehen solte; und das Gebet der heiligen Genevieva hielt den Attila zurück sich Paris zu nähern. Da es aber dem größten Theil der gallischen Städte sowohl an Heiligen als Soldaten fehlte, so wurden sie von den Hunnen belagert und gestürmt, die denn unter andern in Metz, der nachherigen Residenz der Könige von Austrasien, ihre gewöhnlichen Kriegsmaximen ausübten. Sie erwürgten alles was ihnen vorkam, die Priester an den Altären, und die Säuglinge, die in diesen gefahrvollen Augenblicken in den Kirchen getauft wurden. Diese grosse florirende Stadt wurde sodann in Brand gesteckt und vom Feuer gänzlich verzehrt, so daß bloß eine kleine Capelle des heiligen Stephanus den Platz bezeichnete, wo sie vormals gestanden hatte.

Attila drang sodann mitten in Gallien ein, gieng bey Auxerre über die Seine, und schlug endlich nach einem langen mühsamen Marsch sein Lager unter den Wällen von Orleans auf. Er wünschte seine Eroberungen durch den Besitz eines vortheilhaften Postens zu sichern, der die Passage der Loire commandiren solte, und verließ sich dabey auf die geheime Einladung des

Sangi-

Sangiban, Königs der Alanen, der ihm versprochen hatte die Stadt zu überliefern, und sich vom römischen Reich zu trennen. Diese Verrätherey wurde aber entdeckt und schlug fehl; Orleans erhielt neue Festungswerke, und die Stürme der Hunnen wurden durch die Tapferkeit der Soldaten und Bürger muthig abgeschlagen. Der Pastoraleifer des Anianus, eines würdigen Bischofs, wandte alle religiöse Künste an ihren Muth bis zur Ankunft der Hülfsvölker zu stärken. Nach einer hartnäckigen Belagerung wurden endlich die Mauern durch die Kriegsmaschinen eingerissen, die Hunnen nahmen die Vorstädte ein, und alles Volk, das unfähig war Waffen zu tragen, lag in den Strassen betend hingestreckt. Anianus, der ängstlich Tage und Stunden zählte, ließ von den Thürmen unaufhörlich das umliegende Land beschauen, bis einer dieser Wächter ihm die Nachricht brachte, daß er in grosser Entfernung eine kleine Staubwolke gesehn hätte. „Dies ist „Gottes Hülfe!" rief der Bischof aus, und das ganze Volk wiederholte diesen frohen Ausruf. Der entdeckte Gegenstand, worauf nunmehr alle Augen gerichtet waren, wurde nun jeden Augenblick grösser und deutlicher. Man sahe bald römische und gothische Paniere, und da ein günstiger Wind den Staub auf die Seite bließ, so wurde man die tiefen Linien und glänzenden Schaaren des Aetius und Theodorichs gewahr, die zum Entsatz von Orleans eilten.

Die Leichtigkeit, womit Attila in Gallien gedrungen war, kann sowohl seinem politischem Betragen als dem Schrecken seiner Waffen zugeschrieben werden. Seine öffentlichen fürchterlichen Erklärungen wurden auf eine geschickte Art durch

Privatversicherungen gemildert. Bald schmeichelte bald drohete er den Römern und Gothen, daher die Höfe von Ravenna und Thoulouse wechselsweise auf einander mißtrauisch wurden, und die Annäherung ihres gemeinschaftlichen Feindes mit unvorsichtiger Gleichgültigkeit betrachteten. Aetius war der einzige Schutzengel der öffentlichen Sicherheit, aber seine weisesten Maaßregeln wurden durch eine Faction gehemmt, die seit dem Tode der Kayserin Placidia den kayserlichen Palast beherrschte. Die Italiener zitterten damals bey dem Schall der Trompete, und die barbarischen Völker, die theils aus Furcht, theils aus Zuneigung sich auf die Seite des Attila neigten, warteten voller Zweifel das Kriegsglück ab. Aetius gieng über die Alpen mit einigen Truppen, deren Anzahl kaum den Namen eines Heers verdiente. Bey seiner Ankunft zu Lyon hörte er die trostlose Nachricht, daß die Visigothen von der Vertheidigung Galliens nichts hören, sondern den furchtbaren Feind in ihren eignen Ländern erwarten wolten. Der römische Senator Avitus, der mit Ruhm die prätorische Präfectswürde bekleidet hatte, jetzt aber auf seinen Landgüthern in Auvergne lebte, übernahm nun die wichtige Gesandschaft am gothischen Hofe mit so viel Geschicklichkeit als Erfolg. Er stellte dem Könige Theodorich vor, daß einem ehrgeizigen Eroberer, der nach der Herrschaft der ganzen Erde strebte, nur allein durch die einmüthige standhafte Verbindung aller Völker, die er unterjochen wolte, könnte widerstanden werden. Er erhitzte die gothischen Krieger durch die lebhafte Beschreibung der Beleidigungen, die ihre Vorfahren von den Hunnen erlitten hatten, deren fortdauernde Feindschaft sie von der Donau bis zu den pyreneischen Gebirgen verfolgte.

Avitus

Avitus behauptete, daß es die Pflicht eines jeden Christen sey, die Kirchen Gottes und die Reliquien der Heiligen wider frevelhafte Entweihung zu schützen, und daß es das Interesse aller Bewohner Galliens durchaus erfodere, die zu ihrem eignen Gebrauch angebauten Felder und Weingärten gegen die Verheerung scythischer Hirten zu vertheidigen. Theodorich ließ sich durch diese Gründe bewegen, und ergrif diejenige Maaßregel, die zugleich die klügste und ehrenhafteste war; er erklärte nämlich seine Bereitwilligkeit, sein Leben und sein Königreich für die Rettung Galliens zu wagen. Diese Gothen, oder eigentlich Visigothen, waren damals in der völligen Reife ihrer Macht und ihres Ruhms, und gehorchten freudig dem Signal zum Kriege. Sie bereiteten ihre Waffen und Pferde, und versammleten sich unter der Fahne ihres bejahrten Königs, der entschlossen war mit seinen beyden ältesten Söhnen, Torismond und Theodorich, sein tapferes Volk in Person zu kommandiren. Das Beyspiel der Gothen munterte verschiedene Völkerschaften auf, die Waffen zu ergreiffen, da sie bisher unentschlossen gewesen waren. Aetius war mittlerweile unermüdet, aus Gallien und Deutschland Truppen zusammen zu ziehn, von Völkern, die ehmals sich als römische Unterthanen bekannt hatten, jetzo aber Belohnungen und den Rang unabhängiger Bundesgenossen verlangten. Dieses waren die Läter, die Armoricaner, die Breonen, die Burgundier, die Sachsen, die Sarmaten oder Alanen, die Ripuarier und die Franken, die Meroveus ihrem Könige folgten *). So war das grosse Heer beschaffen, das

 unter

*) Die Läter waren eine vermischte Race von Barbaren, die in Gallien wohnten. Die Armoricaner besassen die unabhängigen

unter der Anführung des Aetius und Theodorich mit schleunigen Märschen vorrückte, Orleans zu entsetzen, und mit den zahllosen Schaaren des Attila zu fechten.

Der Hunnen König hob sogleich bey ihrer Annäherung die Belagerung auf, und ließ die vordersten seiner Truppen von der Plünderung einer Stadt zurückrufen, in die sie bereits wirklich gedrungen waren. Der Muth des Attila war allemal durch Klugheit geleitet, und da er die üblen Folgen vorhersah, die eine etwanige Niederlage mitten in Gallien nach sich ziehen könnte, so gieng er über die Seine zurück, und erwartete die Feinde in den Ebnen von Chalons, deren flacher Boden zu den Evolutionen seiner scythischen Cavallerie vorzüglich geschickt war. Bey diesem tumultuarischen Rückzug aber, kam es zu einem gewaltigen Handgemenge zwischen dem Vortrab der Römisch-Alliirten und dem Nachtrab des Attila. Die Dunkelheit der Nacht vermehrte die Gefahr und das Blutbad, so daß von den Franken und Gepiden an 15,000 Mann auf dem Platze blieben; und doch war dieses nur ein Vorspiel der Hauptschlacht. Die catalaunischen Felder erstrecken sich rund um Chalons herum, über die ganze Provinz, die daher auch die Benennung Champagne erhalten hat. Diese ungeheure Ebne hatte jedoch einige Ungleichheiten des

Bodens.

hängigen Städte zwischen der Seine und der Loire. Die Breonen wohnten am Constanzer See, die Burgundier in Savoyen und die Ripuarier an den Flüssen des Rheins, der Mosel und der Maas. Die Sachsen, von denen hier die Rede ist, waren eine Colonie die sich in Gallien bey Bayeux niedergelassen hatte.

Bodens. Es war hier eine Anhöhe, von welcher das Lager des Attila bestrichen werden konnte; um diese stritt man von beyden Seiten.

Der junge tapfre Torismund nahm den Hügel zuerst ein, und stürzte mit seinen Gothen auf die Hunnen herunter, die sich von der andern Seite bemüheten ihn zu ersteigen. Man sahe bald bey beyden Heeren den Besitz dieses vortheilhaften Postens als ein Wahrzeichen an, wohin der Sieg des Tages sich lenken würde. Attila wurde unruhig, und befragte seine Priester und Zeichendeuter, die sogleich die Eingeweide der Opferthiere untersuchten, und ihre Knochen beschabten, da sie denn in mysteriöser Sprache ihre eigne Niederlage nebst dem Tode ihres vornehmsten Gegners verkündigten. Man versichert, daß Attila damit zufrieden schien, und dadurch gleichsam unfreywillig seine grosse Achtung gegen die Verdienste des Aetius gezeigt habe. Die ganz ungewöhnliche Niedergeschlagenheit, die indessen bey den hunnischen Truppen sichtbar war, vermochte Attila sich des im Alterthum so sehr gebräuchlichen Mittels zu bedienen, seine Truppen durch eine Kriegsrede aufzumuntern. Ton und Sprache waren so, wie man von einem Könige erwarten konnte, der so oft an ihrer Spitze gefochten und gesiegt hatte. Er stellte ihnen ihren vorigen Ruhm, ihre gegenwärtige Gefahr und ihre künftigen Hofnungen vor. Er sagte, daß das nämliche Glück, das ihnen die Wüsten und Moräste in Scythien zu ihrem Ausgange geöfnet, und so viele kriegerische Nationen zu ihren Füssen gelegt, dieses denkwürdige Feld ausersehn habe, ihre Siege zu krönen. Die Behutsamkeit der Feinde, ihr genaues

zusammenhalten, und ihre Bemühungen, vortheilhafte Posten einzunehmen, stellte er auf eine listige Art nicht als Klugheit, sondern als die Wirkungen der Furcht vor. Die Visigothen, sagte er, machten allein die Stärke des feindlichen Heers aus, denn es würde den Hunnen leicht seyn, die ausgearteten Römer zu Boden zu stürzen, deren zusammengezogene Schlachtordnung genugsam ihre Furcht verrieth, und die so unfähig wären, die Kriegsbeschwerlichkeiten zu ertragen, als den Gefahren auf dem Schlachtfelde zu trotzen. Die Lehre der Prädestination, die der kriegerischen Tugend so günstig ist, wurde ihnen mit Nachdruck vom Hunnenkönig zu Gemüthe geführt. Er versicherte seinen Soldaten, daß diejenigen Krieger, die vom Himmel beschützt wären, mitten unter den feindlichen Pfeilen unverletzt bleiben, dagegen die unbeschützten in einem ruhmlosen Frieden ihren Tod sowohl als auf dem Kampfplatz finden würden. „Ich selbst, fuhr Attila fort, will den ersten Wurfspieß werfen, und der Nichtswürdige, der nicht „das Beyspiel seines Königs nachahmt, ist von mir zum unausbleiblichen Tode geweiht.“ Der kriegerische Geist der Barbaren wurde durch die Stimme und das Beyspiel ihres muthvollen Anführers wieder belebt, daher Attila, der dieses Feuer nicht verlöschen lassen wollte, sogleich seine Truppen in Schlachtordnung stellte.

An der Spitze seines Heers wurden seine braven getreuen Hunnen gestellt, und er nahm selbst seinen Posten im Centro dieser Linie. Die Nationen, Unterthanen seines Reichs, die Rugier, die Heruler, die Thüringer, die Franken und die Burgundier, breiteten sich von beyden Seiten

über

über die catalaunischen Felder aus. Der rechte Flügel wurde von Ardarich, König der Gepiden angeführt, und den linken commandirten die drey tapfern Brüder, die die Ostrogothen beherrschten, um mit den gegenüber gestellten Visigothen zu kämpfen. Die Schlachtordnung der alliirten Armee war nach andern Grundsätzen gemacht. Singiban, der oben gedachte treulose König der Alanen, wurde im Centro gestellt, damit man seine Bewegungen genau beobachten, und seine Verrätherey sogleich bestrafen könnte. Aetius übernahm die Anführung des linken, und Theodorich des rechten Flügels, während daß Torismond die Anhöhen besetzt hielt, die das scythische Heer flankirten. So waren die Nationen von der Wolga bis zum atlantischen Meer in den Ebnen von Chalons versammlet; viele von diesen Völkern aber waren durch Factionen, Eroberungen oder Wanderungen von einander getrennt worden, und lagen hier wider einander zu Felde, daher der Anblick ähnlicher Waffen und Paniere bey gegenüberstehenden Heeren das Bild eines bürgerlichen Krieges darstellte.

Nachdem man von beyden Seiten die verschiedenen Arten von Wurfgeschütz gebraucht hatte, wobey die scythischen Bogenschützen ihre grosse Geschicklichkeit zeigen konnten, so vermischte sich Reuterey und Fußvolk beyder Heere untereinander, und fiengen ein wüthendes Gefecht an. Die Hunnen, die unter den Augen ihres Königs fochten, drangen durch das schwache Centrum der Alliirten, und trennten dadurch beyde Flügel von einander, sodann wandten sie sich mit Ungestüm nach der linken Seite, und fielen mit ihrer ganzen Macht auf die Visigothen. Theodorich, der durch die Glieder ritt, seine Truppen zu er-

muntern,

muntern, empfieng eine tödliche Wunde von dem Wurfspieß des Andages, eines edlen Ostrogothen, und stürzte sogleich vom Pferde herunter. Der verwundete König wurde bey dem entsetzlichen Tumult übersehn, und von seiner eignen Reuterey unter die Füsse getreten. Dieser wichtige Tod war der Aussage der hunnischen Wahrsager günstig. Attila schmeichelte sich schon mit dem Siege, als Torismond von den Hügeln herabkam, und den übrigen Theil der Weissagung erfüllte. Denn die Visigothen, die durch die Flucht der Alanen in Unordnung gerathen waren, stellten nun ihre Schlachtordnung wieder her, und schlugen die Hunnen in die Flucht. Der Sieg war nicht zweifelhaft, weil Attila gezwungen war, sich zurück zu ziehn. Er hat seine Person wie ein gemeiner Soldat gewagt, war aber nicht im Stande gewesen, der Unordnung vorzubeugen. Seine muthigen Truppen hatten in der Hitze das Centrum verlassen, und waren vorwärts ausser der Linie gedrungen, daher ihr Angriff nicht unterstützt werden konnte, und ihre Flanken entblößt waren. Die Ueberwinder von Scythien und Germanien wurden also bloß durch die einbrechende Nacht von einer gänzlichen Niederlage gerettet. Das Blutbad an diesem merkwürdigen Tage war unglaublich, so schwer es auch ist, die Geschichtschreiber in Ansehung der Todtenzahl zu vereinigen. Nach dem Jornandes blieben von beyden Seiten 162,000; nach dem Idatius und Isidorus aber 300,000 Mann auf dem Schlachtfelde.

Die Hunnen retirirten sich innerhalb den Zirkel ihrer Bagagewagen, der ihr Lager befestigte, und die abgestiegenen Reuter machten sich zu einer Vertheidigung bereit, zu welcher

weder

weder ihre Waffen, noch ihre Art zu fechten tauglich waren. Der Erfolg schien zweifelhaft; aber Attila hatte schon seine letzten Maaßregeln genommen. Die Sättel und alles kostbare Reitzeug der Cavallerie war auf seinen Befehl zusammengetragen und aufgethürmt worden. Dies solte das Grabmahl dieses hochdenkenden Barbaren seyn, wo er sich hineinstürzen und verbrennen wolte, im Fall seine Verschanzungen eingenommen würden, damit die Feinde nicht den Ruhm haben möchten, den Attila todt oder lebendig in Händen zu haben.

Diese Feinde hatten indessen die Nacht in eben so grosser Unordnung und Unruhe zugebracht. Der unüberlegte Muth des Torismond hatte ihn gereizt, die Hunnen zu verfolgen, bis er sich unvermuthet mit einigen wenigen Begleitern mitten unter den scythischen Bagagewagen fand. Bey diesem nächtlichen Gefechte stürzte er von seinem Pferde, und der gothische Prinz würde so wie sein Vater umgekommen seyn, wenn seine jugendliche Stärke und der ausnehmende Muth der Seinigen ihn nicht aus dieser gefährlichen Lage befreyet hätten. Auf eben die Art war Aetius auf dem linken Flügel von seinen Alliirten getrennt worden, deren Sieg er nicht wußte, und daher wegen des Schicksals der Truppen äusserst besorgt war; er begegnete vielen feindlichen Schaaren, die in der Nacht auf der Ebne von Chalons herumirrten, entgieng ihnen glücklich, und langte endlich im gothischen Lager an, das er in der Geschwindigkeit bis zum anbrechenden Tage nur mit einer leichten Mauer von Schilden befestigen konnte. Den folgenden Morgen wurde der römische Feldherr völlig von der Niederlage

 des

des Attila überzeugt, der innerhalb seiner Verschanzungen unthätig blieb, und seinen Feinden die Wahlstadt überließ, wo Aetius mit geheimer Zufriedenheit gewahr wurde, daß der Verlust vorzüglich die Barbaren getroffen hatte. Der Körper des Theodorich mit ehrenvollen Wunden bedeckt, wurde unter einem Haufen der Erschlagenen gefunden. Seine Unterthanen beweinten den Tod ihres Königs und Vaters. Ihr Wehklagen war mit Gesängen vermischt, und das Leichenbegängniß geschah im Angesicht eines überwundnen Feindes. Die Gothen machten der Landessitte gemäß ein Geklirre mit ihren Waffen, und hoben seinen ältesten Sohn Torismond auf einem Schild empor, unter lautem Zujauchzen, da sie ihm mit Recht den erfochtnen Sieg verdankten. Der neue König übernahm feyerlich die Rache als ein heiliges Antheil der väterlichen Erbschaft.

Die Gothen waren jedoch über das fortdauernde kühne Betragen ihres furchtbaren Widersachers erstaunt, und selbst ihr Geschichtschreiber Jornandes vergleicht den Attila mit einem Löwen, der in seiner Höhle liegt, und seine Jäger mit verdoppelter Wuth bedroht. Die Könige und Nationen, die seine Fahnen in dieser unglücklichen Epoche verliessen, wurden bald inne, daß der Unwille dieses Monarchen sie mit schleunigen und grossen Gefahren bedrohe. Alle Instrumente seiner kriegerischen Musik ertönten auf einmal zugleich, als eine fürchterliche Herausfoderung, und alle Vortruppen, die sich dem Lager zum Angrif genähert hatten, wurden durch Pfeilregen von allen Seiten der Verschanzungen zurück gejagt, oder zu Boden gestreckt. Man hielt daher im gothischen Lager einen

grossen

grossen Kriegsrath, worin beschlossen wurde, das Lager der Hunnen zu belagern, ihre Provisionen zu hemmen, und den Attila dadurch in die Nothwendigkeit zu setzen, entweder einen demüthigen Frieden zu schliessen, oder mit grösserm Nachtheil zu fechten. Die Gothen aber waren zu ungeduldig, diese klugen jedoch langsamen Maaßregeln zu befolgen, eine Ungeduld, die den Aetius sehr befriedigte, da seine reife Politik ihn fürchten machte, daß nach der Ausrottung der Hunnen die römische Republik durch den Stolz und die Macht der gothischen Nation unterdrückt werden würde. Er wandte daher alle seine Authorität und Beredsamkeit an die Leidenschaften zu mässigen, die der Sohn des Theoderich als Pflicht betrachtete; er stellte ihm mit anscheinender Zuneigung und vieler Wahrheit die Gefahren von Abwesenheit und Aufschub vor, und überredete den Torismond, durch seine schleunige Rückkehr in sein Königreich die ehrgeizigen Absichten seiner Brüder zu Schanden zu machen, die auf den Thron und die Schätze von Thoulose gerichtet waren.

Nach dem Abzug der Gothen und der andern alliirten Truppen herrschte in den Ebnen von Chalons eine Stille, die den Attila in Verwunderung setzte. Der Verdacht einer Kriegslist hielt ihn noch einige Tage in seiner Wagenburg auf, da er endlich aufbrach und über den Rhein zurückgieng; ein Rückzug, der den letzten Sieg bestätigte, der im Namen des occidentalischen Kayserthums je erkämpft wurde. Meroveus und seine Franken beobachteten alle Klugheitsregeln bey diesem Rückzuge, und vergrösserten den Anschein ihrer Macht durch zahllose Feuer, die sie alle Nächte anzündeten, und so

folgten sie dem Nachtrab der Hunnen, bis sie die Gränzen von Thüringen erreichten. Die Thüringer dienten bey dem Heer des Attila, *) und zogen sowohl auf ihrem Hin- als Rückmarsch durch die Ländereyen der Franken; es war auch vielleicht in diesem Kriege, daß sie diejenigen Grausamkeiten ausübten, die ungefähr achtzig Jahr hernach durch den Sohn des Clovis gerächt wurden. Sie brachten sowohl ihre Geissel als ihre Gefangenen um. Zweyhundert junge Mädchen wurden mit einer rasenden Wuth auf eine unmenschliche Weise gemartert; ihre Körper wurden von wilden Pferden auseinander gerissen, oder ihre Knochen durch das Gewicht schwerer rollender Wagen zermalmet, und hernach die so zerfleischten Glieder auf den öffentlichen Landstrassen unbegraben den Hunden und Geyern zum Raube überlassen. So waren unsere wilden Vorfahren beschaffen, deren eingebildete Tugenden in einem aufgeklärten Zeitalter so oft von Lobrednern gepriesen, und von Dichtern besungen werden.

Obgleich diese gallische Expedition dem Attila fehl schlug, so litt dennoch dabey weder sein unternehmender Geist, noch seine Macht, noch sein Ruhm; denn es war im folgenden Jahr, daß er über die Alpen gieng, und mit einem zahllosen Heer Barbaren Italien überschwemmte.

T.

*) Man ist lange der Tradition gefolgt, daß Attila seine Residenz in Thüringen gehabt, und er seine Reichsversammlung gewöhnlich in der Gegend von Eisenach gehalten habe.

IV. Hur-

IV.

Hurtado und Miranda,
die ersten spanischen Colonisten in Paraguay.
Eine Erzählung.

Ich werde mich hier nicht damit aufhalten, die Wege, wodurch die Spanier nach Paraguay kamen, anzuzeigen, oder alles das, was zur Handlung und Schiffahrt dieses Landes gehört, zu beschreiben. Eben so wenig werde ich von den Jesuiten sagen, und wenn ich der Spanier erwähne, so geschieht es nur zufälligerweise, und weil die beyden Helden der Geschichte zu diesem Volke gehörten.

Die Ankunft der Spanier beunruhigte die wilden Einwohner in Paraguay sehr, und der ruhige Besitz derjenigen Güther, womit die Natur dies Land so reichlich beschenkt hatte, hörte auf. Zweymal zwar hatten sie schon diese Eroberer zurückgeschlagen, jedoch vergebens; die Begierde, sich dieser schönen Gegenden zu bemeistern, brachte sie allezeit zurück. Sebastian Cabot landete mit seinem Schiffe, die Victoria, und machte alles zur Einnahme des Landes fertig. Jeder seiner Schritte ward mit Leichen bezeichnet, und die Ruhe entfloh auf ewig von hier.

Unter den Spaniern, die größtentheils mehr durch Geldbegierde als Liebe nach Ruhm hieher gelockt wurden, be-

fand sich der tapfere Hurtádo und Lucia Miranda, seine Gattin. Sie hatte sich allen Gefahren des Meeres ausgesetzt, um ihm zu folgen, und gab denen wilden Bewohnern des neuen Welttheils einen Beweis, daß man auch in Europa das wahre Kleinod des Lebens, Liebe und Schönheit besitze. Mangora Cacique von Timbuez, mit welchem die Spanier eben ein Bündniß geschlossen hatten, sah' sie, er fühlte auf einmal unbekannte Regungen, und ohne zu wissen, ob er sie liebte, faßte er den wüthendsten Haß gegen ihren Mann. Er gieng weiter, und wolte der schönen Europäerin ihren Sieg bekannt machen; zu eben der Zeit waren die Spanier im Begriffe, einen für sie sehr vortheilhaften Tractat zu schliessen. Er vermuthete aus diesen Gründen, daß sie deswegen um desto weniger ihn durch irgend etwas beleidigen, und Hurtado weniger scharfsichtig seyn würde. Bis jezt hatte er zu allen Vorschlägen des Cabot sehr bereitwillig geschienen; jedoch nun fieng er an Schwierigkeiten zu machen. Wenn er mit dem Munde dem Hurtado eine abschlägige Antwort ertheilt hatte, so sagten seine Augen Miranden das Gegentheil. Er schien sie beständig, und nur sie allein zu suchen. Die Spanier bemerkten es endlich, und Hurtado glaubte, ihrem Bitten nachgeben zu müssen. Miranda erhielt deswegen Auftrag, mit dem Caciquen die Unterhandlungen zu betreiben. Dieser verstand sie sehr wohl, so bald er mit ihr allein sprach, wenn aber Spanier dabey waren, verstand er kein Wort von ihr. So bald sie sich ihm nahete, entfernte er sich von den Spaniern, gieng nach den Gebirgen zu, und schien ihr zu sagen, „folge mir, dort in jenen Felsenklüften will ich Dich „hören und zu Deinen Füssen fallen.“ Miranda war unschlüßig,

schlüßig, allein Hurtado sprach ihr Muth ein: „Geh', liebes „Weib, sagte er, Du hast nichts von ihm zu fürchten, er „liebt Dich; und ich nichts von Dir, denn ich liebe Dich. „Ueberdies kannst Du glauben, daß ich nicht weit von euch „seyn werde, Dein Geschrey wird sehr leicht bis zu mir „dringen; — auch werd' ich Deine Gefahr im voraus „fühlen."

Miranda folgte also dem Caciquen nach dem Gebirge. Sie gieng nur mit wankenden Schritten, Mangora bot ihr seine Hand zur Unterstützung. — — „Wir wollen nicht „weiter gehn, sprach sie — — Wir sind noch zu nahe bey „den Spaniern, antwortete Mangora. — — Aber was „willst Du denn? — — Das wirst Du hören." — Da sie durch eine Felsenwand denen Spaniern aus dem Gesicht waren, sprach er: „Ruhe aus; hieher wolt' ich Dich „führen, lange genug habe ich Dich vor Zeugen unterhalten „müssen, jetzt erlaube, daß ich nur mit Dir allein spreche, „und nur von Dir gehört werde. Ich liebe Dich, schöne „Miranda, ich bete Dich an. König eines grossen Landes, „lege ich alles, was Paraguay nur Kostbares hat, zu Deinen „Füssen, und ich kan Dir das im Ueberflusse geben, was ihr „Spanier hier mit so grossen Gefahren sucht. Du solst „über ein Volk regieren, welches Deine Schönheit abgöttisch „verehren wird. Jetzt bist Du nur das Weib eines geringen „Officiers, der seine Befehle von einem Andern erwartet, „und dieser empfängt sie erst wieder durch mehrere Hände „vom Könige. Du verdienst mehr zu seyn. Wenn Dich „Hurtado auch liebt, so kann doch seine Zärtlichkeit nie mit

„der Leidenschaft verglichen werden, die ich von dem Augen„blicke, da ich Dich zuerst sah, für Dich empfand. Du „weißt noch nicht, wie sehr man in diesem Lande liebt; die „Leidenschaft dauert so lange als das Leben, man verzeiht aber „nie der Wankelmuth und der Verachtung.“ — Miranda lächelte bey dem letzten Worte. — „Zum Glück, sprach sie, „bin ich nicht hier gebohren, ich habe also eure Rache nicht „zu fürchten. Ich bin Gattin, und die Treue, die ich mei„nem Manne geschworen, erlaubt mir nicht, Dir länger zu „antworten, weil ihr hier, wie Du mir sagst, nicht an Ver„achtung gewöhnt seyd. Du weißt, ich habe Auftrag, mit „Dir wegen der Unterzeichnung des Tractats zu sprechen, „unter diesem Vorwande hast Du mich hieher gebracht, ich „darf Dir nun nichts weiter vorschlagen. — — Du darfst „alles, Mangora hat sich noch nicht verändert, er liebt Dich, „und ist bereit, alles für Dich zu thun, was Du verlangst — „— Gut, so unterzeichne — — “ Mangora machte hierauf sein gewöhnliches Zeichen unter die Schrift — — jedoch fügte er hinzu, „mit der Bedingung, daß Du Hur„tado nicht meine Liebe für Dich entdeckst.“ Sie versprach es ihm. „Ich werde Dich nicht zurück führen, sagte er, „denn wir kennen die Verstellung nicht. Deine Weigerung „hat mich aus der Fassung gebracht, und man würde die Un„ruhe meiner Seele in jedem meiner Blicke lesen können. „So bald ich nur ein wenig ruhiger bin, komme ich wieder „zu euch. Du kannst, nachdem was ich Dir gesagt habe, „glauben, daß ich nicht lange von Dir entfernt leben „kann.“

Miranda gieng vergnügt, daß sie ihren Befehl ausgerichtet hatte, nach dem Aufenthalte der Spanier zurück. Mangora, mit Wuth und Verzweiflung im Herzen, entfernte sich. Hurtado umbringen, und dann sich Mirandens bemächtigen, waren jetzt die Anschläge, mit denen er sich beschäftigte. Jedoch diesen tapfern Mann mit gewafneter Hand angreifen, war zu gefährlich, Hinterlist aber weit sicherer. Er verbarg seinen Zorn, verdoppelte seine Freundlichkeit gegen Hurtado, und versuchte ihn durch Schmeicheleyen in die Falle zu locken. —— —— „Was machst Du hier, sagte er, unter diesen Spa„niern? Tapferer als sie alle, kennt man Dich kaum unter „der Menge; denn der geringe Rang, den Du bekleidest, ist „Deinen Verdiensten nicht angemessen. Ich biete Dir eine „würdigere Belohnung an; herrsche mit mir über ein zahl„reiches Volk, das sich glücklich schätzen wird, Befehle von „Dir anzunehmen, und der schönen Miranda zu gehorchen.“ Glücklicherweise hatte diese das Geheimniß des Caciquen ihrem Manne entdeckt. Hurtado hielt es für besser, sich unvermerkt von diesem Wilden zu entfernen, als ihn wegen seiner Leidenschaft zu bestrafen. — „Die Ehre und der Eid, „den ich meinem Herrn geleistet habe, verhindern mich, die „Fahnen des Generals zu verlassen. Der Name eines Ab„trünnigen, eines Ueberläufers ist für mich zu schimpflich. „Eben so wenig kann ich um die Erlaubniß anhalten, meine „Freunde und Landsleute verlassen zu dürfen. Und warum „solte ich der Hofnung entsagen, mein Vaterland, die Wiege „Mirandens, den Ort, wo ich sie zum erstenmale erblickte, „und wo mein Herz die ersten Eindrücke wahrer Freude em„pfand, wieder zu sehn?“

Mangora vermuthete nunmehr, daß diese ihn verrathen habe, und sein Zorn erstreckte sich nun auch auf sie. Er lauerte nur auf den Augenblick, wo er den Aufenthalt der Spanier, oder einen von den beyden Gatten überfallen konnte, und dieser zeigte sich seinen Wünschen gemäs bald. Hurtado war mit funfzig Mann ausgeschickt worden, um mit dem Degen in der Hand Lebensmittel zusammen zu treiben. Die Besatzung war hierdurch ansehnlich geschwächt. Mangora näherte sich sogleich mit viertausend Indianern, versteckte sie in einem nahe an der Festung liegendem Moraste, gieng nur mit dreyßigen von ihnen, die Lebensmittel trugen, darauf zu, und ließ dem Commandanten sagen: da er erfahren, daß seine Freunde, die Spanier, Mangel litten, so sey er herzu geeilt, um ihnen bis zur Rückkunft des ausgeschickten Trupps wenigstens etwas zu bringen. Der General war selbst zu großmüthig, um in diesem Betragen eines Bundesgenossen den geringsten Zweifel zu setzen. Er empfieng den Caciquen mit den Beweisen der lebhaftesten Dankbarkeit, und bewirthete ihn und seine Leute mit dem, was er noch an europäischen Leckerbissen, zu dem, was er von ihm empfangen hatte, hinzufügen konnte. Man stellte ein Fest an, wo, durch die Unmäßigkeit der Spanier, die Absicht des treulosen Indianers nur zu sehr befördert ward.

Seine im Hinterhalte befindlichen Leute waren gehörig unterrichtet, und alles überhaupt veranstaltet, um der schwärzesten Verrätherey einen glücklichen Erfolg zu versichern. Kaum war der größte Theil der Spanier im tiefen Schlafe, so gab die aufsteigende Flamme, die schon das Magazin verzehrte,

zehrte, dem Hinterhalte das verabredete Zeichen, zum Würgen und Plündern vorzurücken. Die Wache an den Thoren erwachte, und taumelte noch trunken und halb schlafend herbey zum Löschen; während dieser Unordnung öfnen die Stifter derselben die Eingänge, und stürzen nun zusammen über die Spanier her. Der General, schon tödtlich verwundet, denkt nicht daran, den Pfeil aus der Wunde zu ziehn, sondern beschäftigt sich nur, seinen Degen dem treulosen Mangora in das Herz zu stossen. Sie stürzen beyde darnieder, und zerfleischen sich noch auf der Erde; endlich verscheiden sie beyde in einem Strome von spanischem und indianischem Blute, — einem Blute, das sich allemal nur bey solchen Gelegenheiten vermischte.

Miranda, die unschuldige Ursache dieses schrecklichen Auftritts, blieb nebst noch vier Weibern und eben so viel Kindern allein übrig; sie ward fort, und zu Siripa, Mangora's Bruder, geführt. Hier solte die Liebe ihr neue Leiden verursachen. Siripa konnte sich erst nur durch Flehn, Versprechen und Bitten ausdrücken. Demüthig, und beynahe zitternd wartet er lange auf einen Blick von ihr. Sie hatte nur eine Antwort, — — ich bin verheyrathet. — — Vergebens suchte er sie zu überreden, daß Hurtado wahrscheinlich auch umgekommen sey; sie stößt diesen fürchterlichen Gedanken zurück, kömmt er ihr ja wahrscheinlich für, so antwortet sie dem Indianer nur durch Thränen; dringt er in sie, so ruft sie — — „wenn Hurtado todt ist, so will ich nicht „mehr leben.“ Die Verzweiflung bemächtigt sich ihrer, und sie will ihrem Elende ein Ende machen. Siripa ist nun ge-

nöthigt, den Ton zu ändern, und sucht sie vom Gegentheile dessen, was sie geglaubt hat, zu überführen. Er fällt zu ihren Füssen, und sagt, um nur sie zu beruhigen, eine Unwahrheit, — er verspricht, sie nicht mehr zu lieben. Indem er ihr dies noch versichert, so dringt er in sie, ihm zu sagen, ob sie nicht eines Tages, von seiner Zärtlichkeit und Sorgfalt gerührt, ihn zum glücklichsten Sterblichen machen wolle? — — „Könntest Du Siripa nicht einst lieben?“ ruft er aus. — Miranda hat Herzhaftigkeit genug, ihm zu sagen, daß sie den Weibern ein Beyspiel der Tugend schuldig sey, so wie Hurtado es den Männern durch Tapferkeit gegeben habe, und daß sie nie einen andern lieben würde als ihn.

Sie brachte ihre Zeit in Thränen zu; bald bereitete sie sich zum Tode, und bald überhäufte sie den grausamen Wilden mit Schmähungen, der immer fortfuhr, ihr alle seine Schätze anzubieten. Oft sah' sie ihn zu ihren Füssen, und noch öfterer mußte sie seine Drohungen ertragen. Hurtado kam unterdessen von seiner Reise zurück, und findet einen Aschenhaufen statt der ehemaligen Wohnung der Spanier. Er ruft sein Weib, allein seine Stimme verliert sich in der Luft, seine Raserey ist vergebens, sie hört ihn nicht. Umsonst sucht er Mirandens Fußstapfen. Einige Tage werden mit unnützen Nachforschungen zugebracht. Es bleibt ihm endlich nur ein schwacher Trost übrig, und dieser ist, ihren Tod zu rächen. Er schwört, alle Wilden, die ihm das Schicksal in die Hände führt, zu vernichten. Zuletzt endlich erfährt er, daß Miranda lebe, und ein Cacique sie an seinem Hofe habe; er hört auch die

die ganze Geschichte von Siripa's Leidenschaft, zittert, und fürchtet alles. — — „Doch nein! ruft er aus, hätte „sie aufgehört treu zu seyn, so wäre sie nicht mehr. „O ihr! sprach er, indem er sich zu seinen Spaniern „wendete, die ich so oft durch tausend Gefahren dem „Ruhme zugeführt, ihr, die ihr versichert seyd, allezeit zu „überwinden, wenn ich an eurer Spitze bin. Männer, „die ihre geringe Anzahl nie hat furchtsam machen können, „und seit einem Jahre beständig auf Haufen von Leichen, „und in Strömen von Blut gegangen seyd, schwört mir „zu folgen, zu fechten und mit mir zu sterben." Die Soldaten standen keinen Augenblick an, diesen Eid zu leisten. — — „Gut, sprach Hurtado, laßt uns „gehn."

Es wäre unnöthig zu sagen, daß er bis zu dem Hofe des Caciquen drang, allein er konnte mit funfzig Spaniern nicht viertausend Mann bezwingen. Alle seine Leute kamen um, und er war so unglücklich, sie allein zu überleben. Seine Gegenwart machte des Siripa Eifersucht rege, er befahl ihn umzubringen. Miranda fällt zu seinen Füssen, und nöthigt ihn, das Urtheil zu widerrufen. Sie wagt noch mehr, denn sie verließ sich auf ihre Gewalt über den Wilden, sie fodert die Erlaubniß ihren Mann zu sehn. Siripa, kochend für Zorn, von Eifersucht zernagt und innerem Feuer verzehrt, kann auch dies nicht abschlagen. Er erlaubt ihr ihn zu sehn und zu sprechen; allein verbietet ihr, an diesem Zuge kann man die Liebe und Eifersucht erkennen, durch Beweise

ihrer Zärtlichkeit, wozu jedoch die Ehe sie völlig berechtigte, sein Schicksal zu lindern. Sie verspricht dem eifersüchtigen Caciquen alles, obgleich zu geschwind, sie glaubte es sey genug, einander zu sehn, zu sprechen, sich zu lieben, und in Gegenwart des Geliebten sein Glück zu suchen. Wer von uns hat nicht schon über dies übereilte Versprechen der Miranda gezittert? Dürfen wir es wagen die Quaal ihres Gatten zu schildern! Konnte ein so grausamer Befehl wohl von einem anderm als einem Wilden kommen? Wenn der tyrannische Tod, durch Orpheus Leyer gerührt, ihm seine Gattin wiedergiebt und zugleich seiner Zärtlichkeit spottet, so bringt uns diese rührende Episode des mantuanischen Schwans schon auf. Für Hurtado sind alle diese Martern des Orpheus aufgehoben.

Ihre erste Zusammenkunft geschahe unter einem Ahornbaume. Hurtado auf seinen Knieen vergießt Thränen in Mirandens Schooß, und zugleich tröpfeln die ihrigen auf ihn herab. Einen Augenblik vorher noch ehe er sie sahe, war Hurtado wüthend wie ein Löwe, der seine Ketten zu zerreissen sucht; bey ihr hingegen scheinen sie ihm leicht; er glaubt sogar wieder an das Glück, er wagt es davon zu sprechen. „Ich „sehe Dich wieder, Miranda! — sprach er, ich sehe Dich „und bin glücklich. Nur dies sey mir jeden Tag erlaubt, „und ich entsage allen meinen Hofnungen, meinem Vater„lande, der ganzen Welt. Was sind auch für mich das „Gute und das Uebel, der Ehrgeiz, das Glück, alle diese „Plagen der Menschheit! Die Welt! — ist für mich der „Ort wo Miranda lebt; das Glück ist nur bey ihr, und mein „Unglück ist, ohne sie seyn zu müssen.“

Miranda

Miranda nannte ihn zuweilen Bruder. Traurig antwortete er ihr: „Ich, Dein Bruder! das Schicksal und „unser Band hatten mich zu einem zärtlichern Namen berechtigt.“ — „Ich weiß es, sprach Miranda, allein da wir „nicht mehr Gatten seyn können, so betrachte mich als Deine „Schwester. Wenn wir uns diesen Gedanken fest einprägen „könnten, würden wir weniger unglücklich seyn.“ — „Ja! — — Oft sagte sie ihm, um das Feuer seiner Entzückun„gen zu mässigen; wo ich mich recht erinnere, so liebtest Du „mich schon, Hurtado! noch ehe ich Dein Weib war.“ — — „Ob ich Dich liebte?“ — — „Ich war für Dich „eine Heilige! dem ungeachtet verliessest Du mich allemal „zufrieden, und kamst den andern Tag wieder. Laß uns „diese vergangne Zeit zurückrufen. Sieh nur in mir die Ge„liebte, und vergiß daß ich Deine Gattin war. In diesem „Flusse der hier fließt, wollen wir Hymens Fackel auslöschen, „und dafür jene reine himmlische Flamme wieder anzünden, „die Dich ehedem zu mir zog. Ein Wort von mir war „damals zu Deinem Glücke hinreichend, Du verlangtest nie „etwas — Du wagtest es nicht zu begehren; nun lieber „Hurtado! werde wieder dieser feine delicate Liebhaber, der „sich fürchtete seine Geliebte erröthen zu sehn.“

Die Nacht kam heran und nöthigte sie sich zu trennen; — Doch! was sage ich! Die Nacht war längst gekommen. Schon lange beleuchtete sie der Mond, — — allein sie hatten keinen Unterschied zwischen Tag und Nacht bemerkt. — — Morgen, also morgen wieder — sagten sie sich.

Am folgenden Tage war Hurtado noch eher auf dem Platze als der anbrechende Tag. Was that er unter dem

Baume?

Baume? Dürfen wir wohl fragen was ein Liebhaber an dem Orte thut, wo er seine Geliebte den Abend vorher verlassen hat? Die ganze Welt hat er vergessen, er sieht nur sie, beschäftigt sich nur mit ihr; glaubt man wohl, er bemerke es, daß sie nicht mehr gegenwärtig sey? Was thut ihm ihre Abwesenheit? Sieht oder glaubt er nicht sie dem ungeachtet zu sehn und zu hören? Wenn er sich auf den Rasen niedersetzt, so setzt auch seine Einbildung sie neben ihn, geht er, so geht sie mit ihm. Er spricht — — und redet nur mit ihr. Ob ihm gleich niemand antwortet, so sagt er doch zu sich selbst, sie hört mich vielleicht, und fährt in seiner Unterredung fort.

Wer von uns, meine Leser! hat nicht schon bey der Asche eines Freundes oder einer Freundin Thränen vergossen? Wer von uns hat nicht, indem er diese traurigen Ueberreste umarmte, sich zärtliche Klagen und Ergiessungen einer traurigen Erinnerung erlaubt. Wer hat nicht ausgerufen, wo bist Du, geliebter Schatten? Komm zurück! und glaubte von ihm gehört zu werden. Behaltet, meine Leser! diesen sanften Taumel einer mit Liebe erfüllten Einbildungskraft, und glaubt gewiß, daß ein Liebhaber seine abwesende Geliebte rufen, und sich mit der festesten Ueberzeugung, daß sie ihn höre mit ihr unterhalten könne. Hurtado unterbrach seine Ausrufungen durch eine Arbeit, die ihm noch weit interessanter war. Er errichtete einen Altar von Rasen an dem Orte wo er gestern seine geliebte Miranda gesprochen. „Zum „Gedächtniß des glücklichen Tages, schrieb er mit einem „Stück Holz in den Rasen, — ob er gleich bewölkt war, „den

„den ich mit ihr zubrachte. Ihr, die ihr vorüber geht, „wenn ihr wissen wollt wer diese Schönheit ist, so hört, ich „bin ein Liebhaber, und der Name meiner Geliebten ist für „die Welt ein Geheimniß. So will es die Liebe.“

Der Altar wurde bald fertig; die Liebe zaudert mit Errichtung desselben nicht. Hurtado bekränzte ihn mit Blumen, — obgleich der Altar damit bedeckt war, so schien es ihm doch noch nicht hinreichend. Hundert Kränze hiengen und lagen rund herum. „Ihr wißt, rief er aus, indem er sich damit „beschäftigte, ob dies Siegskronen sind! nicht einmal der Hof„nung darf ich sie weyhn. Hofnung! süsser Tröster! erste „Zuflucht der Liebenden, der am Eintritt des Tempels der „Liebe wohnt, wirst Du mich nie mehr erfreun? Ist Deine Thüre „ganz für mich verschlossen? Süsse Hofnung Du verläßt „mich! Liebe! die Du gleich dem elementarischen Feuer, alle „Zeiten überlebst, alles belebst, die Du nach zehnjähriger Ver„einigung selbst Hymens Bette mit Blumen zierst, bey der „Stille der Nacht, selbst in den Augen der Unschuld einen von „Deinen göttlichen Strahlen leuchten lässest, oft unsre Thrä„nen abtrocknest und selbst beym Aschenkruge uns noch ein Lä„cheln abzwingst, bey Gräbern unsrer Freunde, auf einen „leblosen Marmor hingestreckt, weinst, liebst und den angebe„teten Geist zurückrufst, — — — gieb mir diese unüber„windliche Stärke, ewig zu lieben, wenn ich auch allein füh„len solte.“

Miranda überraschte ihn in diesen zärtlichen Ausrufungen: — „Ich frage Dich nicht, sprach sie, wem dieser Al„tar gewidmet sey, Dein Herz, das sich immer gleich ist,

„zeigt sich zu d[illegible]tlich. Wir wollen uns in jene Stunden
„zurücksetzen, die zu gleicher Zeit so lang und so kurz, so
„schön und so traurig, wo der Gram dem Vergnügen so nahe
„war, wo wir wolten und nicht wolten, uns zankten und
„eben so geschwind wieder vereinigten; unsre damals noch sehr
„ungelehrigen Köpfe, konnten sich nur mit Mühe an das
„Gleichgewichte, das die Liebe in ihren Händen hielt, worun-
„ter sie uns beyde zu bringen bemüht war, um uns eines Ta-
„ges desto glücklicher zu machen, gewöhnen. Wir liebten
„uns schon damals, wir waren aber weit entfernt zu glauben,
„wir liebten uns heftig genug. Dem ungeachtet wie viel Ge-
„ständnisse! welche Betheuerungen! Dies erste Alter unsrer
„Liebe gieng vorüber. Im zweyten sagten wir seltner: ich
„liebe Dich, wir beteten uns aber um so mehr an.“
„Neues Blut, sagte Hurtado, floß denn in unsern Adern.
„Mein Herz schlug nur für Dich, ich hörte nur Dich, für
„alles übrige war ich taub und stumm. Wenn die Stunde,
„wo ich Dich gewöhnlich sah', schlug, so fühlte ich nicht Be-
„gierde, nicht Unruhe —— nein, Hunger, Durst nach
„Dir. Jedoch ich sah' Dich! und alle meine Wünsche
„waren befriedigt, — ich trug in mir selbst das Mittel für
„alle meine Bedürfnisse. Eine Stimme rief mir leise zu,
„und Dein Auge, indem es mich maaß, sagte mir: Du
„gefällst Miranden. Die Begierde Dir gefallen zu wollen
„trieb mich nicht mehr, denn ich wußte, daß ich Dir gefiel;
„so war das zweyte Alter unsrer Liebe. Hymen bezeichnete
„den dritten Zeitpunkt unsrer Zärtlichkeit, und die Liebe ver-
„schönerte jeden Augenblick desselben. Wie oft, liebe Mi-
„randa! haben wir den Gott der Ehe, der immer für uns

„schön,

„schön, lachend, mit Rosen bekränzt war, für den Gott der „Liebe gehalten? — Immer täuschte er mich! und wie „leicht war dies nicht! sind sie nicht Brüder? Die Liebe ist „wie ich glaube der Aelteste von beyden.“ Reizender! Freund! Gefährte der Grazien! Vater der Freude! o Liebe — — Liebe! schrie Hurtado, indem er auf ein Knie fiel — Miranda that es auch; beyde riefen nunmehr mit aufgehabnen Händen: — — „Liebe, die man nicht erst im Him„mel suchen darf, denn wir finden sie auf Erden (hierbey „sahen sie einander an) — — weil Du so mächtig bist, „lindre die Strenge unsers Schicksals.“

Nach einem Stillschweigen von einigen Augenblicken, zeigte Miranda ihrem Gatten den Himmel — „Es ist Nacht „sprach sie, und wieder ein schöner Tag vorbey, möchten wir „deren doch noch viele mit eben so wenig Unruhe durchleben!“ — Ehe sie sich trenneten frug Hurtado, ob er sie morgen wieder sehn würde? — — Ja, antwortete sie laut, nein, sprach sie sachte zu sich selbst. Sie verliessen einander, und Miranda fuhr fort indem sie gieng, „ich muß ein wenig grau„sam seyn. So wenig nur habe ich ihm zu geben, und die„sem wenigen muß ich doch einigen Werth zu verschaffen „suchen. Morgen wird er mich nicht sehn, und doch einen „ganzen Tag erwarten — aber ich werde ihn auch nicht sehn. „Diese Quaalen der Abwesenheit haben auch ihren Werth; „die Thränen die sie auspressen sind heiß aber nicht bitter. „— Morgen wird er mich nicht sehn!“ — Indem sie diesen Entwurf machte, schien ihre Brust sich enger zusammenzuziehn; Fieberhitze preßte Schweiß aus ihrer Stirn, und

Thränen rollten ihre Wangen herab. Sie seufzte als sie wieder in ihre Wohnung trat. Sie schien ihr ein Gefängniß, dessen Leiden sie noch durch den Entschluß vermehrt hatte, ihren Freund den folgenden Tag nicht zu sehn.

Die Sonne beleuchtete also die zärtliche Zusammenkunft nicht. Hurtado war eben so zeitig als gestern, noch ehe die Sonne aufgieng, gekommen. Der erste Schimmer des Tages hatte ihn schon zu dem Altar, den er mit eignen Händen erbauete, gerufen. Er wolte ihn mit frischen Blumen schmücken, allein Siripa's schleunige Annäherung nöthigte ihn sich zurückzubegeben. — „Ich werde sie also heute nicht „sehn! rief er voll Wehmuth. — Himmel! einen ganzen „Tag nicht!"

Was führte den Caciquen hieher? Die Neugierde; er wolte den Magnet sehn, der die beyden Liebenden ganze lange Tage hier halten konnte. Seine Aufseher hatten ihm berichtet, wie pünctlich sein Verbot war beobachtet worden. Was machen sie also dort, rief er, womit beschäftigen sie sich? Keiner unsrer Leser würde wohl diese Frage aufwerfen; was thaten sie? Sie liebten sich, sagten es einander, fiengen immer aufs neue an es sich zu versichern und waren glücklich; Siripa befrug den Aufseher, dieser zeigte ihm spöttisch den Altar, und machte die Geberden der beyden Eheleute nach. — — Es sind Kinder, sprach der Cacique, oder Rasende. Wer aber hat wohl mehr von beyden als Liebende? Ihr Betragen, ihre Gedanken, ihre abgöttische Verehrung, nichts ist auf die gewöhnliche Art. Kalte Seelen! vergebens würdet ihr suchen sich in ihre Lage zu setzen; sie haben weder Beredsam-

keit

keit noch den Zirkel in ihrer Gewalt, ihr Blut strömt zu heftig nach ihrem Herzen, um irgend ein Gleichgewicht beobachten zu können. Siripa würde die Liebe nicht haben verkennen können; und bey mehrerer Empfindung würde er diesen Altar, diese Blumen und diese reine Verehrung geschätzt haben, — er empfand nicht genug. Der Altar ward umgestürzt, die Blumen zerstreut, und mit seinen Waffen verdarb der Wilde die Buchstaben, die Hurtado in den Rasen gegraben hatte. Die Eifersucht führte seine Hand und der Zorn lieh ihm Kräfte. Sie lieben sich und werden sich ewig lieben! Diese Worte verdoppelten seine Wuth, und der Gedanke, sich verachtet zu sehn, brachte ihn zu dem Entschlusse, seinen Nebenbuhler umzubringen. Sein Tod würde nicht lange aufgeschoben worden seyn, wenn nicht eine Idee von dem täglichem Leiden des unglücklichen Hurtado, das um desto grösser seyn mußte, je heftiger seine Leidenschaft war, dazu gekommen wäre. — — Sie können nicht beständig in dieser Enthaltsamkeit leben, rief er aus, sie werden dem Tode nicht entgehn.

Er gieng nach Mirandens Wohnung; sie saß an einem Tische und hatte den Kopf auf ihre Hand gestützt. Zehn Stunden waren schon seit der Sonnen Aufgang verstrichen; wie lang waren sie ihr geworden! und wie heftig schlug ihr das Herz. — „Er erwartet mich, rufte sie, — er erwartet mich.“ Schon unzähligemal war sie aufgestanden um zu ihm zu gehn, und eben so oft wieder umgekehrt. Wie lästig war ihr nicht der Besuch des Siripa in diesem Augenblicke! Selbst wider ihren Willen wendete sie ihre Augen nach dem Felde, ihr Ohr sehnte sich nach einer süssern Stimme,

als der seinigen. Wie seltsam kam ihr die Art seine Liebe auszudrücken vor! Der Indianer sprach in dem Tone eines Herrn, — Kennen die Verliebten wohl irgend einen andern Gebieter? Er befahl, drohete, suchte sich fürchterlich zu machen, sprach vom Tode und Martern, da unterdessen die Liebe nie etwas erwähnt als Glück und Leben. Miranda würdigte ihm keiner Antwort; der Cacique verließ sie wüthend.

Hurtado war zurückgekommen, er fand den Altar umgestossen, und eilte ihn wieder aufzurichten. Es fehlte nicht an Rasen, und die ganze Gegend war mit Blumen bedeckt. „Alles ist, sprach er bey sich selbst, denen Liebenden in dieser Gegend günstig, nur der Cacique und seine grausamen Gehülfen nicht." — Diese Arbeit vertrieb die traurigen Gedanken über Mirandens langes Ausbleiben. Für seine Geliebte arbeiten heißt beynahe eben so viel Vergnügen schmecken als sie sehen. Allein die entweichende Sonne verkündigte ihm, daß er sie heut nicht sehn würde; er sank auf einem Stein. — „Sie kommt nicht, rief er traurig, Himmel! ich werde sie heut nicht sehn! Was hat sie abhalten können? Habe ich neues Unglück noch zu fürchten? — Wie! wenn Du auf dem Bette des Schmerzes zurückgehalten würdest? Die Quelle des Lebens ist vielleicht in Gefahr! Oder nöthigen sie Ketten bey dem Wilden zu bleiben?" — Kaum athmete er, eine ungeheure Last lag auf ihm. Er vergißt das Verbot, sich Mirandens Wohnung zu nähern, fürchtet keine Gefahr mehr. Er kann nur mit Mühe seine Ungeduld mässigen und die Finsterniß erwarten; endlich geht er mit

wanken-

wankenden Tritten. Mit zitternder Hand ergreift er eine Thüre, wirft sich nieder in den Sand, horcht, und hört nichts als sein Weib, sie schien zu schluchzen. Er nähert sich noch mehr, — sie war es ganz allein. Sein Herz schlug für Freuden, — er horcht noch mehr — Sie ists, sagt er, — sie nähert sich der Thüre — — Fliehe, ruft sie leise, geh' zurück, wenn Dich der Cacique hört, sind wir verlohren. Ich zittre, daß man Dich bemerkt, — auf morgen, Geliebter! — Ich habe Dich gesehn und gehe vergnügt zurück. Warum aber sah' ich Dich den ganzen Tag nicht? — — Morgen, morgen, sagt sie, kann ich mich der Freude Dich zu sehn überlassen. — — Morgen also, sprach er, — — nun war er getröstet, und selbst in den Schatten der Nacht leuchtete schon für ihn der Anbruch eines schönen Tages.

Miranda wolte ihn an diesem Tage schadlos halten, indem sie ihn verlängerte, sie kam deswegen noch vor Anbruch desselben, und wolte später sich von ihm trennen. Sie gieng bey der Morgendämmerung auf bethaueten Feldern hin. Hurtado war noch nicht dort — — Er wird kommen, sagte sie zu sich selbst — — die Hofnung verscheuchte den Verdruß und hielt die Ungeduld in Schranken. Sitzend auf dem Rasen sahe sie mit Vergnügen den kommenden Tag; Freude hatte sich ihrer schon bey dem ersten Anblicke desselben bemächtigt. Hurtado erscheint, — — wie schlug ihr Herz! „Gott! ruft sie aus, wie schön ist es, die Sonne aufgehn „und zugleich den Geliebten kommen zu sehn. Hurtado! schrie „sie, indem sie ihm entgegen gieng, Hurtado! ich bins.“ — — „Du bists“ — sie wolte sich schon in seine Arme werfen.

Eine glückliche Ueberlegung hielt sie noch zurück — sie umarmte einen Baum, der ihr im Wege stand. — — „Empfange, Geliebter! diesen Kuß“ — — Hurtado drückte seinen Mund auf den Ort, den ihre Lippen berührt hatten. — „Es ist nicht mehr hier, dies kostbare Geschenk, „ich habe es in meinem Busen aufgenommen.“

Ich würde vergebens versuchen, ihre Entzückungen zu schildern. Hurtado hatte eine Bouteille vortreflichen spanischen Wein gerettet, und der Zufall ihm eben an diesem Tage denselben in die Hände geführt. Er gab ihn Miranden — Dieser Wein, sagte er, erinnert uns an unser Vaterland — — Ach, warum haben wir es verlassen! rief Miranda — Begierde nach Ruhm, Ehre, Liebe zu den Reichthümern — — welche unglückliche Leidenschaften — — —

Während sie sich einer fruchtlosen Reue überliessen, die vergangnen Zeiten zurückruften, und so ihr Schicksal beklagten, verstrich ein Theil des Tages. Die Sonne stand hoch und sengte mit ihren brennenden Strahlen. Beherrscherin des Erdballs, war sie eben in dem Grade, wo sie zugleich mit der größten Pracht, jedem Geschöpfe ihre Macht am stärksten fühlen läßt. Schon suchten alle belebte Wesen, in denen Büschen, die aus dem Schoosse der Erden, wie so viel Zierden sich erheben, Schutz. Hurtado mit seiner Gattin entzog sich auch der drückenden Hitze; sie verlohren sich in einem Wäldchen, und giengen im dickstem Gesträuche an einem Bache hin; singende Vögel ladeten sie zur Erholung und Ruhe ein. Sie fühlten eine kühlere Luft; die Dünste des nahen Bachs verbreiteten feuchte Kühlung. Hurtado und Miranda sanken auf den

Rasen

Rasen hin. — Sie waren einander so nahe! — Miranda zitterte. — „Entferne Dich, rufte sie, — entferne Dich.“ Er begab sich ein wenig zurück; sie ward dadurch nicht ruhiger. Er kam wieder näher; sie zürnte nicht. . . .

Wir wollen hier den Fortschritten der Liebe und ihrer Schwäche nicht nachgehn; wir müssen sittsamer als der Liebhaber, und vorsichtiger als die Schöne seyn. — Hätte der blutgierige Aufseher des Caciquen Freyheit gehabt, so würden beyde ohne Schmerzen den Tod empfangen haben; oder vielmehr wenn dieser Barbar Gefühl gehabt, so hätte er Ehrfurcht für die Freystatt und den Triumpf der Liebe gezeigt. Er rief noch mehrere Aufseher, die Siripa in gewissen Entfernungen gestellt hatte, zu Hülfe; sie nahmen die unglücklichen Gatten gefangen.

— — „Wir müssen sterben, sagte Miranda. — —“ Hurtado war von der Last seines Unglücks niedergedrückt, er sprach nicht, und wagte auch nicht sein Weib anzusehn. — — „Ich habe Dich umgebracht! — — “ Wie deutlich zeigte Miranda in diesem Augenblicke, daß ihr Geschlecht Unglücksfälle mit weit mehrerer Standhaftigkeit als das unsrige zu ertragen weiß! wie richtig bewies sie nicht, daß ein Weib, die einmal liebt, alles für ihren Liebhaber zu ertragen weiß, ohne sich nur eine Klage zu erlauben, ohne an das Schicksal zu denken, das sie erwartet, sondern sich blos damit beschäftigt, ihren Geliebten zu trösten. Von dem Augenblicke, wo sie liebt, wird sie der ganzen Welt fremd, sieht nur den einzigen Gegenstand, lebt in ihm, und opfert sich für ihn mit einer Sanftmuth auf, die eine so rührende Theilnehmung ver-

 räth.

räth. Sie liebt das Leben nicht mehr. — — Süß ist es mir, es für diesen Preis zu verlieren. Sie hat nichts mehr aufzuopfern; sie ergreift Hurtados Hand, hängt sich an seinen Hals, und ihre Seele scheint sich mit der seinigen vereinigen zu wollen. — — „Empfange, Geliebter! diese zärtliche Umarmung. Laß uns das Vergangene vergessen, für dem Zukünftigen dürfen wir uns nicht fürchten, wir haben nur „noch das Gegenwärtige zu ertragen; wir wollen die Zeit „dazu anwenden, einander zu überführen, daß wir nie aufgehört haben, uns zu lieben.“ Hurtado drückte Miranden, um sie zu unterstützen, mit beyden Armen, die er noch frey hatte, an sein Herz; er sprach nicht mehr, und benetzte ihre Stirn mit seinen Thränen, Miranda machte ihm dafür die zärtlichsten Liebkosungen.

Unterdessen kamen sie bey dem Caciquen, der schon unterrichtet war, an; er konnte kaum seinen Zorn mässigen. — — — „Ihr habt euch also erfrecht! — — wie theuer sollen „euch diese wenigen Augenblicke zu stehn kommen! ihr werdet „im Feuer umkommen — — — jedoch so sehr auch Du Dich „gegen mich vergangen hast, Miranda, so fühle ich dennoch, „daß ich Dir verzeihen kann. Aber Du, allzuglücklicher Nebenbuhler, hast keine Gnade von mir zu hoffen.“ — „Ich „verachte das Leben, rief Miranda, ich lebte nur für ihn, „und will mit ihm sterben; wenn ich den Tod Dir vorziehe, so kannst Du leicht glauben, wie sehr ich ein Leben „hasse, welches ich mit Dir zubringen müßte.“ — „Du „willst es, Unwürdige, und Dein Wunsch soll erfüllt werden. — “ Er ließ sogleich zwey Pfähle einschlagen, an welche

die

die beyden Unglücklichen gebunden wurden. Sie sahen den Holzstoß, der sie verzehren solte, um sich her aufführen. Miranda über alle Furcht erhaben, sahe ihren Gatten an; — „Wirf die Augen auf Deine liebe Miranda. Wir haben nur „noch wenig Augenblicke zu leben, sieh mich an — — „Ach! „liebstes Weib, welch ein Schicksal! — Die Ursache ist zu schön; „laß uns diesen Wilden zeigen, daß wir zu sterben wissen, „und ihre Martern verachten. Wiederhole mit mir den Ge„sang an die Liebe. O! du! der du die ganze Natur belebst, „Gott der Sterblichen, Tröster und Vater der Welten; der „du beyde Gränzen des Ganzen durch so süsse Ketten vereini„gest; Liebe, die das Glück unsers Lebens machte, empfange „unsre letzte Verehrung, nimm diesen Seufzer auf, es ist unser „letztes Opfer." — Die Flamme loderte auf, und umgab Beyde mit einem dicken Dampfe, der, immer stärker ward. Sie sangen immer fort, und da der Rauch eine Wolke zwischen ihnen machte, schrie Miranda: „Empfange, liebster „Mann, meinen letzten Seufzer — lebe wohl." — „Lebe wohl, sagte Hurtado, wenn es eine andre Welt giebt, der „sich keine Tyrannen nähern dürfen — wenn es einen Him„mel giebt, wo gefühlvolle Seelen sich wieder finden, so gehe „ich Dir voran. Gott, warum kann ich nicht mit der Ge„wißheit sterben, mich wieder mit dem zu vereinigen, was ich „liebe." — „Gleich werd' ich mit Dir vereinigt seyn, rief Miranda, lebe wohl. — " Das Feuer verwandelte sie beyde bald in Asche.

Dies war das Schicksal eines von den ersten europäischen Kriegern, die Paraguay entdeckten. Europa lehrte Amerika

 sich

sich zu rächen, und greuliche Laster machten bald diesen neuen Himmelsstrich roth. Grausam und habsüchtig sahe man bald die Spanier und Portugiesen in dem Blute der ruhigen Wilden sich tränken, aber oft auch sie selbst unter den Streichen eines zwar überwundnen aber immer widerspenstigen Volks fallen.

V.

Auszug eines Schreibens von der Küste von Malaga. Den 31. August 1784. die Eroberung von Salangoor betreffend.

Dieser Auszug ist wörtlich aus dem Briefe genommen, in welchem der holländische Seecapitain Van Braam, der Admiralität der Republik von seinen Kriegsunternehmungen in Indien Bericht erstattet.

— — — „Nachdem ich den 4ten July die Fregatten „Monnikendam und Juno nebst vier der ostindischen Com„pagnie gehörigen bewafneten Schiffen ausgeschickt hatte, sich „zur Blokade der Stadt Salangoor zuzubereiten, so vergiengen „zehn Tage, bevor die Transportschiffe und der übrige Theil „der Escadre fertig waren, nachzufolgen. Endlich gieng ich „den 14ten July mit vier Kriegsschiffen und acht Transport„schiffen von der Compagnie unter Segel, und warf den 20sten „bey Salangoor Anker. Eine genaue Uebersicht der Küste

„überführte

„überführte mich, daß nur ein Ort vorhanden sey, wo man
„landen könnte; dieses war an dem Fusse eines Hügels,
„eine Lage, die nicht geringe Schwierigkeiten darstellte, weil
„der Feind die Anhöhen mit seinen besten Truppen besetzt,
„und Befestigungswerke, reichlich mit Canonen versehn, da-
„selbst aufgeführt hatte, ohne die Batterien in der Stadt zu
„rechnen. Diese Umstände liessen mich fürchten, daß es kaum
„möglich seyn würde, den Berg zu ersteigen, und die Werke
„in Besitz zu nehmen, obgleich die Affaire vom vorigen 18ten
„Junius, die für unsre Truppen so ruhmvoll ausfiel, mich
„von ihrer Superiorität über die Feinde überzeugte, wenn die
„Landung nur erst geschehen wäre, besonders da ich wußte,
„daß das feindliche Geschütz sehr übel bedient wird, und selten
„grosse Wirkung thut. Ob ich gleich fest entschlossen war zu
„landen, so wolte ich es doch nicht nach meinem einzelnen Gut-
„dünken wagen; ich ließ daher den 28sten Julius einen
„Kriegsrath versammlen, in welchem die Unternehmung ein-
„müthig bey der nächsten günstigen Gelegenheit beschlossen
„wurde. Der zweyte August schien dieser gewünschte Tag
„zu seyn, und ohngeachtet des heftigen feindlichen Feuers lan-
„deten wir glücklich. Unsre ganze Kriegsmacht bestand in 27
„Schiffen, groß und klein, die nicht mehr als 822 Mann
„am Bord hatten, von denen 517 Europäer, und 305 Indier
„waren. Das kaltblütige kühne Betragen unsrer Leute, die
„gerade ins Feuer giengen, ihr lautes und beständiges Sie-
„gesgeschrey setzte den Feind in solche Bestürzung, daß er die
„untern Batterien sogleich verließ, und in grosser Uebereilung
„die Anhöhen erstieg. Unsre Truppen aber folgten ihnen auf
„dem Fusse nach, daher die Feinde auch oben nicht Stand

„hielten, sondern die Flucht ergriffen, und uns im Besitz der „Forts, der Artillerie und der Munitionen liessen. Ihr pa„nisches Schrecken war so groß, daß sie tief ins innere Land „flohen, und uns die Stadt Preiß gaben, in der wir jedoch „nichts fanden, das als Beute unsre Aufmerksamkeit verdient „hätte. Wir verlohren in dieser Action nur allein sechs Todte „und vierzehn waren leicht verwundet. Der Verlust der „Feinde konnte wegen ihrer schleunigen Flucht nicht beträcht„lich seyn. Einer ihrer Anführer, der unser Gefangener ist, „sagt, daß sie neun oder zehn Todte und eben so viel Ver„wundete gehabt haben. Wir haben nur eine Fahne erbeu„tet, die auf dem Wall des Forts nahe am Flusse aufgesteckt „war, desgleichen sechs und sechzig vierpfündige und neunpfün„dige eiserne Canonen."

„Ich schickte noch den nämlichen Tag ein Detachement „den Fluß herauf, um den flüchtigen Monarchen zu verfolgen, „welcher den Nachrichten zufolge nicht weit entfernt seyn konn„te; allein ob gleich die Truppen 25 Meilen tief ins Land „eindrungen, so konnten sie ihn doch nicht finden, daher sie „am sechsten Tage von dieser fruchtlosen Expedition wieder zu„rück kamen, und meldeten, daß das ganze von ihnen durch„strichene Land gänzlich verlassen sey. Sie brachten einen „Gefangenen und zwey kleine eiserne Canonen mit sich. Raja „Mahomet Ali war von der Compagnie bestimmt, im Fall „unsre Unternehmung glücken solte, über Salangoor zu herr„schen; er war daher mit einigen Schiffen und 560 Mann zu „uns gestossen. Er hatte den Feind mit vertreiben helfen, „ohne jedoch einen einzigen Mann verlohren zu haben. In

„Ver-

„Vereinigung mit diesem Fürsten ließ ich den siebenten August „durch eine Proclamation einen Waffenstillstand bekannt mä„chen, um wo möglich die Einwohner nach der Stadt Sa„langoor wieder zurück zu bringen. Diese Absicht wurde „auch zum Theil erreicht, und mehrere Familien nahmen wie„der von ihren verlassenen Wohnungen Besitz. Den 14ten „würde Mahomet Ali mit allen Ceremonien als Fürst procla„mirt, und seine Thronbesteigung von dem muthmaßlichen „Nachfolger und andern Vornehmen, die gegenwärtig waren, „erkannt und bestätigt. Den selbigen Nachmittag kam der „neue König zu mir mit der Nachricht, daß die Einwohner „geneigt wären zurück zu kommen, und die Soldaten ihren „Herrn zu verlassen, wenn sich die Gelegenheit dazu ereignen „solte, wobey er bemerkte, daß ein falscher Angrif ein hinrei„chender Vorwand für sie seyn würde, die Waffen nieder zu „legen. Ich bewilligte sein Gesuch, dem Prinzen Sayd Ali, „seinem Sohn, ein Detachement unsrer Truppen zu geben, „zu dem er ein anderes von den seinigen wolte stossen lassen. „Ich ernannte dazu den Lieutenant Van Straalen von der „Marine mit einer hinreichenden Mannschaft, die den 15ten „ihren Marsch den Fluß aufwärts antraten, und den vorha„benden Endzweck vollkommen ausführten, ausser nur, daß sie „den unglücklichen Monarchen nicht mitbrachten. Unsere „Truppen griffen den 17ten den Ort an, wohin er seine Zu„flucht genommen hatte, da seine Soldaten ihn dann sogleich „verliessen, allein er hatte noch so viel Zeit sich mit einigen „getreuen Anhängern in die Wälder zu retten. Der Prinz „Sayd Ali verfolgte ihn einige Tage, aber vergebens. Einige „Canonen fielen bey dieser Expedition unsern Truppen in die

„Hände.

„Hände. Die Stadt Salangoor war in wenig Tagen so „voll von Einwohnern als zuvor, die auch alle ohne den ge- „ringsten Zwang der Compagnie den Eid der Treue geleistet ha- „ben, und überhaupt scheinen alle mit dieser Revolution sehr „zufrieden zu seyn. Den 22sten zeigte mir der Lieutenant „van Straalen an, daß viele seiner Leute sehr krank wären; „die Ursache davon war die grossen Strapazen, die sie ausge- „standen, und die elenden Nahrungsmittel, die sie auf ihrem „Marsch hatten zu sich nehmen müssen. Nachdem ich alle „nöthigen Maaßregeln zur Sicherheit des Orts genommen, „und eine hinreichende Besatzung hinein gelegt hatte, so hob „ich die Anker den 26sten August, und kam vier Tage darauf „glücklich in dem Hafen von Malaga an. Die Zufriedenheit „mit unserm so guten Erfolg wurde uns aber durch die un- „glückliche Entdeckung sehr vergället, daß eine ansteckende „Seuche unter unserm Schiffsvolk ausgebrochen war; 186 „sind bereits daran gestorben, und 359 liegen noch gefährlich „krank.“ — — — —

L.

VI. Ueber

VI.

Ueber den Zustand des Handels nach der Zerstörung von Tyrus und Carthago.

Alexander der Grosse, der die Stadt Tyrus zerstörte, vernichtete dadurch gänzlich den Handel, den ihre Einwohner mit Persien, Armenien, Indien, Europa und Africa trieben. Der indische und persische bestand anfangs in Seidenwaaren, Gold- und Silberstoffen, Gewürzen, Gummen, Spezereyen, Räucherwerk u. s. w. Man glaubt, daß das nach babylonischer Manier gemachte Kleid, das Achan raubte, ein seidner mit Gold gestickter Talar gewesen sey. Die Tyrer zogen lange vor Salomons Zeiten das Gold aus Ophir, welches viele für die Insel Sumatra halten. Dieses war der Ursprung des Handels, den die Europäer jetzt mit Indien und Persien treiben; er besteht eben so wie damals in Seidenwaaren, Gewürzen, Specereyen u. s. w.

Es waren Kaufleute aus Tyrus, die zuerst diesen Handel anfiengen, von dem man glauben kann, daß er lange vorher statt hatte, ehe Salomon zur Welt kam. Die Tyrer handelten mit Persien, und folglich mit Bactriana und Catay, oder der Tatarey und Indien. Man weiß nicht, ob sie es vermittelst Caravannen thaten, wie es heut zu Tage von Bagdad, Tauris und Bassora nach Aleppo geschieht, oder ob sie sich der gewöhnlichen Transporte bedienten, da diese Wüsten

 vielleicht

vielleicht damals bewohnt gewesen sind. Sie empfiengen zu Lande alle kostbare Manufacturwaaren aus Asien, ausser einer Menge roher Producte, unter welchen die Seide den ersten Rang hatte. Man kann nichts Erhabeners lesen, als die Beschreibung, die Ezechiel von dem Handel der Tyrer mit diesen Nationen macht, und nichts, das besser die Grösse des Falls einer so ausserordentlichen Stadt bezeichnete. Die Masten ihrer Schiffe, und selbst die Ruderbänke waren von kostbaren Holzarten und mit Elfenbein eingelegt. Ihre Segel, oder vielmehr ihre Zelter, in denen die Schifleute wohnten, da ihre Schiffe keine Verdecke hatten, waren von feiner Leinwand, die man ausgenäht und mit den seltensten Farben bemahlt hatte. Diese Farbewaaren bekam man aus Egypten. Sie schleppten ihre Kaufmannsgüter aus den entferntesten Ländern der Welt zusammen. Silber, Eisen, Zinn und Bley erhielten sie aus den Colonien, die sie zu Cadix in Spanien und zu Carthago in Africa hatten; ja selbst aus Großbritannien, denn man weiß, daß diese Insel den Phöniciern Zinn, Bley und Kohlen lieferte, so wie sie Gold und Silber aus Spanien und Africa holten, wo von diesen edlen Metallen sehr reichhaltige Bergwerke waren.

Das Erz bekamen sie aus Griechenland, woselbst man das africanische Kupfer schmelzte, und es mit dem calaminarischen Stein vermischte, der im Peloponnes, und auch noch jetzo in mehreren Gegenden von Morea gefunden wird. Ihre Sclaven, sowohl Männer, Weiber als Kinder, zogen sie aus Mingrelien, aus Colchos, Cappadocien, von den Küsten des schwarzen Meers und aus demjenigen Theil von Georgien, der am caspischen Meer liegt. Die Armenier lieferten ihnen

Pferde,

Pferde, Maulesel und geschickte Stallknechte. Die Bewohner des glücklichen Arabiens brachten ihnen Elfenbein und Ebenholz. Da die Araber in ihrem Lande keine Elephanten hatten, so holten sie das Elfenbein entweder aus dem mogulschen Reich, oder aus Aethiopien, wo man noch heutiges Tages eine Menge Elfenbein und Ebenholz findet.

Ezechiel sagt: „Die Syrer haben bey dir geholt „deine Arbeit, was du gemacht hast." Dies will sagen, daß die Kaufleute von Tyrus viele Menschen zu verschiedenen Arbeiten brauchten; als Leinwand zu verfertigen, Purpur, blau, und scharlach zu färben, künstlich zu nähen, zu sticken u. s. w. ferner das Holz, das Elfenbein, die Metalle und die kostbaren Steine zu bearbeiten. Unter diesen waren besonders die Schmaragde, die sie aus Aethiopien zogen, desgleichen die Agathe und Korallen, die ihnen Spanien und Carthago lieferte. Sie zogen Waizen, Honig und Oel von den Israeliten, in deren Lande Milch und Honig floß. Die Kaufleute aus Saba und Raema (Arabien) desgleichen die aus Haran, Canne, Eden, Assur und Kilmad (worunter Assyrien und Persien begriffen war, und der Handel, den die Araber in Indien trieben) alle diese versahen die Märkte von Tyrus, wo man die kostbarsten Purpurzeuge, gestickte Arbeiten, Spezereyen, Räucherwerk, Edelgesteine und Gold fand.

Diese aus dem Ezechiel und den alten Profanschriftstellern gezogene Beschreibung macht uns ein grosses Bild des damaligen Handels von Persien und Indien, der ohngeachtet des Zwischenraums von so vielen Jahrhunderten noch jetzo in

eben diesen Ländern statt findet; ob es gleich nicht mehr zu Tyrus, noch auf ihren Märkten geschieht, sondern selbst in Persien, Armenien, Indien und Arabien, wo die europäischen Kaufleute eben diese Waaren und Producte herholen; nämlich rohe Seide, gestickte Zeuge, Kattune, Diamanten, Perlen, Schmaragden, Spezereyen, Gewürze, Balsam und viele andere Dinge, die man in den damaligen Zeiten vielleicht noch nicht kannte.

Alle diese Artikel wurden vor Alters nach Tyrus entweder zu Lande gebracht, oder zur See über den persischen Meerbusen, von dessen Küsten sie nachher mit Caravannen weiter geführt wurden. Diese bezeichnete man mit der Benennung: Kaufleute von Saba und Dedan, die aber wohl keine andre als Araber waren, die nach der mittägigen Seite zu wohnten, und die indischen Waaren zur See, ja vielleicht selbst vom Fluß Indus abholten; aus denen Ländern, die bey uns unter den Benennungen der Küste von Malabar, Guzurat, Surate und Bombay bekannt sind. Man transportirte sie auf Wagen bis zu diesen Küsten und Flüssen von Agra, Termed, Lahor, und andern an dem Oxus und Ganges gelegenen Städten und Ländereyen. Hier bekamen sie die Diamanten aus Golconda, das Gold aus Achim und aus Sumatra, und die Gewürze aus Java und den moluckischen Inseln. Alle diese Transporte langten zu Tyrus mit Caravannen an; eine Methode, die man einige Jahrhunderte lang fortsetzte, bis die Stadt von Nebucadnezar, König von Assyryen eingenommen wurde. Die Tyrer hatten jedoch einige Jahre zuvor in diesen Ländern Handel zur See getrieben.

Sie

Sie rüsteten nämlich Schiffe auf dem rothen Meer aus, die den ganzen südlichen Theil der Erde beschiften, der bis dahin unbekannt gewesen war.

Dies wird dadurch bestätigt, daß Salomon, da er die Absicht hatte auch Handel zu treiben, von Hiram, König von Tyrus, Schiffe borgte, die in der Schrift ausdrücklich Hirams Schiffe genannt werden. Die Flotte dieses Hirams holte Holz aus Almug, Gold und kostbare Steine aber aus Ophir. Man lieset zwar auch im ersten Buch der Könige (Cap. 9.) daß Salomon eine Flotte zu Ezion Geber ausrüsten ließ, und daß Hiram ihm dazu seine Knechte sandte, die auf dem Meer erfahren waren, mit den Knechten Salomons. Dies will sagen, daß Salomon von Ezion Geber Besitz genommen hatte, welche Stadt ein Hafen am rothen Meer war, wo Hiram die Erlaubniß erhielt, Schiffe ausrüsten zu lassen, die nachher nach Indien geschickt wurden.

Nachdem dieser neue Handel der Tyrer in Gang kam, war man genöthigt, die Waaren zu Lande mitten durch die Wüsten zu führen, (in welchen die Israeliten so lange herumgeirrt hatten) bis sie zu Salomon kamen. Aus dieser Ursache legte man einen Zoll an, nämlich sechshundert Silberstücke für jeden Wagen, und hundert und funfzig für jedes Pferd, das nach Egypten gieng, oder von da herkam. So dauerte dieser Handel eine geraume Zeit fort, denn Salomon hatte ohngeachtet seiner tiefen Weisheit doch sehr geringe Handlungskenntnisse.

Dieses also war die erste Entwickelung eines Handels, den man nachher immer mehr vervollkommete. Man ließ nämlich alle Gewürze, Steine, Seide, Spezereyen u. s. w. die Indien erzeugte, zur See bis Suez führen, das an der nördlichsten Spitze des rothen Meers liegt, von da man sie zu Lande nach Damiette und Alexandria brachte, und von hier sodann nach allen europäischen Ländern verschifte. Salomon hätte eben dieses thun sollen; allein so groß seine Weisheit auch gewesen seyn mag, so wußte er doch nichts von der Figur der Erde, von der Lage der Länder und Oerter, und von der Communication, die man zur See mit so vielen Ländern der Welt haben könnte. Wären ihm diese Dinge bekannt gewesen, so hätte er zu Tyrus Flotten ausgerüstet, und von da Schiffe auslaufen lassen, wie wir jetzo thun. Diese Kenntnisse aber waren andern Zeiten aufbehalten; sie solten die Frucht vieler Zufälle und Gefahren seyn, und die Wirkung einer Kunst, wovon die Menschen damals nur sehr eingeschränkte Begriffe hatten; nämlich die Schiffahrtskunde, die auf mathematische Grundsätze beruhet.

So war der Zustand des Handels in der Vorwelt beschaffen, als Tyrus von Nebucadnezar erobert wurde. Die Stadt litt jedoch verhältnißmäßig nicht viel, weil die Kaufleute und die reichsten Bürger alle ihre Effecten nach Cypern, Sicilien, Creta, Carthago und andern Colonien hatten bringen lassen, woselbst sie den Handel bis zum Tode des assyrischen Tyrannen fortsetzten. Alsdann kehrten sie in ihr Land zurück, bauten ihre Stadt und ihren Hafen wieder auf, und wurden reicher und mächtiger als jemals. In diesem Zu-

stande

stande blieben sie bis zur Zeit Alexanders des Grossen, der nicht allein die Stadt Tyrus von Grund aus zerstörte, sondern auch selbst den phönicischen Namen ausrottete. Er eroberte die unglückliche Stadt mit Sturm, ließ 26,000 Einwohner niederhauen, und 2000 der vornehmsten Bürger an Galgen aufknüpfen, die längst der Küste errichtet waren, und ein gräßliches Schauspiel darstellten. Er beschloß in seiner viehischen Wuth durch die Rache, die er an Tyrus ausübte, die Welt in Schrecken zu setzen, damit andre Städte daran ein Beyspiel nehmen möchten, was es hiesse sich ihm zu widersetzen. Er bediente sich aller nur ersinnlichen Mittel, um den Namen der Tyrer von dem Erdboden zu vertilgen, und alles dieses geschah, weil sie abgeschlagen hatten ihn in ihrer Stadt aufzunehmen. Man hat Grund zu glauben, daß wenn sie es gethan hätten, sie doch auch sehr übel von ihm behandelt worden wären, um sich wegen einer empfangenen Beleidigung zu rächen, die nie bekannt worden ist.

Da aber seine Raserey nachgelassen, und er seine Rache in dem Blute einer so grossen Menge unschuldiger Menschen, und durch den Untergang der blühendsten Stadt der Welt gestillt hatte, so reuete es ihm, und er sah den Schaden ein, den er dem Handel und dem menschlichen Geschlecht gethan; er sahe die Nothwendigkeit ein, das Commerz wieder herzustellen, vorzüglich um die Communication zwischen Egypten und Indien zu erhalten, daher er denn an der Mündung des Nils eine neue Stadt erbauete, und ihr den Namen Alexandria gab.

Ohngeachtet aber der Einladungen, die er den fremden Kaufleuten machte, sich hier nieder zu lassen, ohngeachtet der Privilegien, die er ihnen bewilligte, gelang es diesem Tyrannen doch nicht, den Handel von Tyrus nach Alexandria zu ziehen, wie er sich geschmeichelt hatte. Da indessen der Hafen Suez am rothen Meer, der damals Sutz oder Elim hieß, und von ihm vergrösset worden, zum Handel nach Indien vortheilhaft gelegen war, und man überdem die Waaren zu Lande von da bis zum Nil schaffen konnte, von wo sie sodann bis Alexandria den Fluß herunter geschift wurden, so ward diese Stadt in der Folge dennoch eine grosse Handelsstadt; allein doch nie so florissant als das zerstörte Tyrus. Der Untergang dieser so berühmten Stadt gab dem ganzen orientalischen Handel einen schrecklichen Stoß, der seitdem nie hat wieder hergestellt, oder an einen einzigen Ort fixirt werden können. Er hat sich in verschiedenen Routen vertheilt, bald an einem Ort blühend, bald an einem andern, bis endlich die europäischen Nationen, die Portugiesen, die Holländer und Engländer einen neuen Weg nach Indien fanden, da denn der Handel auf dem rothen Meer ganz eingieng.

Diese letzte Zerstörung von Tyrus geschah im Jahr der Welt 3618, ungefähr 330 Jahr vor Christi Geburt. Die Stadt wurde nachher wieder aufgebaut, und wurde sehr ansehnlich, allein nicht für den Handel; denn die Egypter und Araber waren es, die an die Stelle der Tyrer nach Indien handelten. Sie brachten daher Zeuge, Spezereyen, Diamanten, Perlen, Zitze, Salpeter, Indigo, rothe Erde u. s. w. Ihre Schiffe giengen nach Suez, von wo man die Waaren

nicht

nicht wie vordem auf dem Nil, sondern zu Lande nach Alexandria schafte; hieher kamen sodann die Venetianer sie abzuholen, und sie in allen europäischen Ländern zu verbreiten.

Diejenigen indischen Kaufmannswaaren, die das Königreich Bengalen und die Länder am Ganges lieferten, wurden nach Persien gebracht, von da giengen sie weiter auf Wagen nach Samarcand, Persepolis, und den nah am caspischen Meer gelegenen Städten und Ländern. Von hier wurden sie in Georgien und in Trapezunt am schwarzen Meer verbreitet, sodann gelangten sie ins mitländische Meer, wodurch denn die Stadt Corinth den Vortheil erhielt, der Mittelpunct des Handels zu werden. Viele tyrische Kaufleute hatten sich hier nieder gelassen, ehe noch Alexander ihre Stadt berennt hatte; nach deren Untergang mehrten sich ihre mercantilischen Verbindungen in Persien und andern Ländern, daher Corinth einen grossen Theil des zerstörten tyrischen Handels an sich zog, und in kurzer Zeit eine der reichsten und bevölkertsten Städte der Welt wurde.

Was den Handelszweig der tyrischen Kaufleute in den Abendländern betrift, wodurch sie Gelegenheit hatten, ihre indischen und persischen Waaren mit europäischen zu vertauschen, so war dieser Handel zu Carthago in Africa, zu Cadix in Spanien, zu Syracus und zu Palermo in Sicilien und in andern Oertern vertheilt worden, daher man in den meisten Ländern den Untergang von Tyrus nicht sehr empfand.

Man kann hier bemerken, wie sehr von jeher der Krieg, die Tyranney und der Ehrgeiz, diese Geissel der Menschheit, bemüht

bemüht gewesen sind, den Handel zu verfolgen. Oft haben sie den thätigsten und sinnreichsten Theil des Menschengeschlechts freventlich arm gemacht.

Da es der Handel ist, der die Welt bereichert, und die Industrie, die sie bevölkert, so kann man im Gegentheil sagen, daß der Krieg, die Siege und Eroberungen, sie arm machen und entvölkern. Der Soldat ist allemal die Geissel des Kaufmanns und des Künstlers gewesen. Die Eroberer mögen immerhin mit ihren Thaten pralen, sich mit Lorbeern krönen und den Titel der Grossen sich zueignen, dennoch ist es gewiß, daß der Weg, den sie zum Tempel des Ruhms nehmen, eben derjenige ist, der sie davon entfernet, und weit gefehlt die Unsterblichkeit zu verdienen, ist wohl kein tugendhafter und weiser Mann auf Erden, der nicht wünschen solte, ihre Namen in ewiger Vergessenheit begraben zu sehn.

Tyrus ist nicht die einzige Stadt, die die Wahrheit dieses Satzes auffallend beweißt. Corinth, Alexandria und Carthago haben kein besser Schicksal gehabt. Sie haben die Wuth und Raserey der Kriege, die Grausamkeit und den Ehrgeiz der Fürsten so sehr empfunden, daß jetzo sogar ihre Namen vertilgt sind, und man kaum die Stellen weiß, wo diese so berühmten Städte standen.

Dies war das Loos des mächtigen Carthago und fast aller an den nördlichen und westlichen Küsten von Africa gelegenen Städte. Ihr Untergang, besonders der von Carthago und Corinth, zog den Ruin des Handels so sehr nach sich, daß einige Jahrhundert lang kaum mehr davon die Rede war.

Das

Das Reich der Carthaginenser sowohl als das griechische Reich wurden von den Römern verschlungen, ein stolzes Volk, das seinen Ruhm in den Waffen und in der Idee suchte, über alle Nationen der Welt triumphiren zu können; ein Volk, das ein Feind des Friedens, der Wissenschaften, der Künste, des Handels und der Entdeckungen war, und sich weit begieriger zeigte, die Königreiche und Länder zu verheeren, als sie zu bevölkern und zu bereichern.

Die Zerstörung von Carthago that dem Lauf des ganzen Welthandels und der Schiffahrt Einhalt. Ihre Schiffe wurden verbrannt, und ihre Matrosen blieben entweder in den blutigen Gefechten mit den Römern vor den Mauern der Stadt, oder wurden von den Siegern als Sclaven verkauft, ohne daß man in Erwägung zog, wie nützlich diese Seeleute dem Menschengeschlecht wären.

Die römischen Matrosen waren in geringer Anzahl, ohne Erfahrung, und unfähig sich mit dem Handel zu beschäftigen, daher es auch so lange dauerte, ehe derselbe bey diesem kriegerischen Volk ansehnlich wurde.

Mit dem Untergang von Carthago nahmen daher so viel grosse und nützliche Bemühungen zum Besten der Menschheit ein Ende. Es war nicht mehr die Rede von neuen Entdeckungen, von Handelscolonien, von Aufsuchung neuer Küsten, Länder und Inseln, von Anlegung neuer Städte und Hafen zur Ausbreitung des Handels und der Schiffahrt; alles dieses hörte mit dem carthaginensischen Namen auf. Zu gleicher Zeit giengen auch alle neue Pflanzörter und neuangelegte Co-

lonien zu Grunde, die Städte, die man kurz zuvor gebaut hatte, und die kleinen Völkerschaften, die sie bewohnten.

Der Handel von Indien und Persien empfand auch den Fall von Carthago. Die Kaufleute brachten zwar ihre Waaren an die Oerter, wo sie solche gewöhnlich zu verkaufen pflegten, die Factoren aber hatten keine Aufträge, da ihre Handelspatronen und Correspondenten im Kriege umgekommen waren. Die indischen Schiffe kamen über das rothe Meer nach Suez, die Kaufleute schiften ihre Waaren aus, fanden aber keine Kaufer. Kein Schiff zeigte sich in Alexandria, denn die in diesem Hafen liegenden carthaginensischen wurden von den Römern vernichtet, da sie die Hauptstadt eroberten.

Da Europa mit den Bedürfnissen aus dem Orient nicht versehn werden konnte, so fand auch der Abgang der europäischen Waaren, als Silber, Zinn, Eisen, Bley, Erz, Getreide, Früchte, Wein, Oel u. s. w. nicht mehr statt, denn die Kriege hatten alle Quellen verstopft. Man kann wohl sagen, daß Alexander der Grosse und Scipio, die Zerstörer von Tyrus und Carthago, zwey Furien waren, die den Handel aller Welttheile unter den Trümmern der von ihnen eroberten Städte begruben, ohne sich um den Schaden zu bekümmern, den sie dadurch dem menschlichen Geschlecht verursachten, und von welchem man behaupten kann, daß er noch jetzo empfunden wird.

G. . . . . t.

VII. Der

VII.

Der Untergang der heidnischen Religion in römischen Reiche.

Ein Fragment von Gibbons Geschichte.

Der Untergang des Heidenthums in dem Zeitalter des Theodosius ist vielleicht das einzige Beyspiel von der gänzlichen Ausrottung eines alten beym Volk beliebten Aberglaubens, und verdient daher als eine sonderbare Begebenheit in der Geschichte des menschlichen Geistes betrachtet zu werden. Die Christen, besonders aber die Clerisey, hatten mit Ungeduld dem klugen Aufschub des Constantins und die eben so vorsichtige Toleranz des ältern Valentinians zugesehn. Sie glaubten, sie könnten ihren Sieg nicht als vollkommen oder sicher betrachten, so lange als die Existenz ihrer Widersacher noch statt fände. Der Einfluß, den Ambrosius und seine Brüder über die Tugend des Gratians und die Frömmigkeit des Theodosius erlangt hatten, wurde angewandt die Maximen der Verfolgung in den Herzen ihrer kayserlichen Proselyten zu verpflanzen. Zwey scheinbare Grundsätze von religiöser Jurisprudenz wurden festgesetzt, woraus sie einen ungezwungenen aber strengen Schluß gegen die Unterthanen des Reichs zogen, die noch die Ceremonien ihrer Vorfahren beybehalten hatten; nämlich, daß der Regent gewissermassen die Verbrechen auf sich ladet, die er unterläßt zu verbieten oder zu bestrafen;

wurden bis im vierten Jahrhundert beständig mit Auguren angefüllt, die die vornehmsten Glieder des Senats waren. Die Würde ihrer Geburt warf einen verstärkten Glanz auf ihren priesterlichen Character. Die funfzehn Oberpriester besonders hatten einen sehr erhabenen Rang als die Zunftgenossen ihres Monarchen; denn selbst die christlichen Kayser liessen sich herab den Mantel und die Insignien anzunehmen, die zu dem Amt eines Oberpriesters gehörten. Da aber Gratian den Thron bestieg, der mehr Scrupel hatte, oder aufgeklärter war, so verwarf er mit Verachtung diese profane Symbolen; schlug die Einkünfte der Priester und Vestalen dem Staat und der Kirche zu; schafte ihre Ehrenstellen und Vorrechte ab, und vernichtete das alte Gebäude des römischen Aberglaubens, das durch Meynungen und Gewohnheit sich 1100 Jahre erhalten hatte. Dennoch blieb das Heidenthum die constitutionsmässige Religion des Senats. Der Tempel, in welchem er sich versammlete, war durch die Bildsäule und den Altar der Siegsgöttin geziert; einer majestätischen Frauensperson, die auf einer Kugel stand, mit fliegenden Kleidern, ausgespannten Flügeln und einer Lorbeerkrone in ihrer ausgestreckten Hand. Die Senatoren schwuren bey dem Altar der Göttin, die Gesetze des Kaysers und des Reichs zu beobachten und ein feyerliches Opfer von Wein und Räucherwerk war das gewöhnliche Vorspiel ihrer öffentlichen Zusammenkünfte. Die Wegschaffung dieses alten Denkmahls war die einzige Kränkung, die Constantius dem Aberglauben der Römer angethan hatte. Der Siegsaltar wurde vom Julian wieder hergestellt, vom Valentinian geduldet, und durch den Eifer des Gratian abermals dem Senat entzogen. Jedoch sparte der Kayser die

Bild-

Bildsäulen der Götter, die der öffentlichen Verehrung ausgesetzt waren. Vierhundert und vier und zwanzig Tempel waren noch für die Andacht des Volks übrig, und in allen Quartieren Roms wurde die Delicatesse der Christen durch den Rauch der Götzenopfer beleidigt.

Indessen machten die Christen im römischen Senat die kleinste Anzahl aus, dennoch geschah es nur in ihrer Abwesenheit, daß die andern Senatoren ihren Widerspruch gegen gesetzmässige aber religionswidrige Handlungen zu erkennen gaben. In dieser Versammlung wurde die sterbende Freyheit durch den Othem des Fanatismus auf einige Augenblicke belebt und angefacht. Vier ehrwürdige Deputationen wurden eine nach der andern an den kayserlichen Hof geschickt, um die Beschwerden der Priesterschaft und des Senats vorzubringen, und um die Wiederherstellung des Siegsaltars anzuhalten. Die Führung dieses wichtigen Geschäfts wurde dem beredten Symmachus anvertraut, einem reichen edlen Senator, der den geheiligten Character als Oberpriester und Augur mit den weltlichen Würden als Proconsul von Africa und Präfect von Rom vereinigte. Die Brust des Symmachus war von dem wärmsten Eifer für die Sache des sterbenden Heidenthums durchdrungen; seine religiöse Gegner bedauerten den Mißbrauch seines Genies und das Unzureichende seiner moralischen Tugenden. Der Redner, dessen Bittschrift an den Kayser Valentinian noch jetzo vorhanden ist, war von der Schwierigkeit und Gefahr seines Vorhabens völlig überzeugt. Er vermied sehr behutsam alles, was nur im geringsten auf die Religion seines Monarchen Bezug haben konnte, äusserte mit De-

 muth,

muth, daß Bitten und Flehen seine einzigen Waffen wären, und nahm seine Argumente mit schlauer Kunst mehr aus den rhetorischen als philosophischen Schulen. Symmachus bemühte sich die Einbildung eines jungen Fürsten dadurch zu überlisten, daß er sich auf die Attribute der Siegsgöttin berief; er gab zu verstehn, daß die Einziehung der Einkünfte, die man dem Dienst der Götter geweihet hatte, eine seines freygebigen uneigennützigen Characters unwürdige Maaßregel wäre, und behauptete, daß die römischen Opfer ihre Kraft und Energie verlieren würden, wenn man sie nicht länger auf Kosten der Republic celebrirte. Sogar der Scepticismus mußte zur Rechtfertigung des Aberglaubens dienen. Das grosse unbegreifliche Geheimniß des Weltbaus mißleitet die Nachforschungen der Menschen. Da, wo die Vernunft nicht belehren kann, ist die Gewohnheit unsre Führerin. Eine jede Nation scheint der Klugheit zu folgen, durch eine getreue Zuneigung derjenigen gottesdienstlichen Gebräuche und Meynungen, die das Siegel von Jahrhunderten erhalten haben. Ist dieser Zeitraum voll von Ruhm und Glück gewesen, und hat das andächtige Volk oft die Wohlthaten erlangt, um welche es vor den Altären der Götter flehete, so muß es noch rathsamer scheinen, den alten wohlthätigen Gottesdienst beyzubehalten, und sich nicht den unbekannten Gefahren auszusetzen, die oft kühnen Neuerungen folgen. Der Stempel des Alterthums und des glücklichen Erfolgs war hier so vortheilhaft für die Religion des Numa. Rom selbst, der himmlische Genius, der über die Schicksale dieser Stadt präsidirte, wird von dem Redner eingeführt, um ihre eigne Sache vor dem Tribunal der Kayser zu verfechten. „Vortrefliche Fürsten!“ sagt die

ehrwür-

ehrwürdige Matrone, „ihr Väter eures Landes! bemitleidet „und ehrt mein Alter, das bis jetzo in einem ununterbrochenen „Lauf von Frömmigkeit dahin geflossen ist. Da mir es nicht „gereuet, so erlaubt mir die fernere Ausübung meiner alten „Religionsgebräuche. Da ich frey gebohren bin, so laßt mir „meine innern Einrichtungen fortdauernd geniessen. Diese „Religion hat die Welt meinen Gesetzen unterworfen. Diese „gottesdienstlichen Gebräuche haben Hannibal von der Stadt, „und die Gallier vom Capitol verdrungen. Waren meine „graue Haare für solch unerträgliches Unglück aufbehalten? „Ich kenne das neue System nicht, das man von mir ver„langt anzunehmen, aber ich bin sehr überzeugt, daß es alle„mal ein undankbares entehrendes Geschäfte ist, wenn man „das Alter bessern will." Die Furcht des Volks fügte hinzu, was die Behutsamkeit des Redners unterdrückt hatte, und die Trübsale, die das sinkende Reich theils schon niederbeugten, theils noch droheten, wurden einmüthig von den Heiden der neuen Religion Christi und Constantins zugeschrieben.

Die Hofnungen des Symmachus aber, wurden zu wiederholtenmalen durch den listigen standhaften Widerstand des Erzbischofs von Mayland vernichtet, der die Kayser gegen die trutzvolle Beredsamkeit des römischen Advocaten stärkte. In dieser Controvers läßt sich Ambrosius herab die Sprache eines Philosophen zu reden und mit Verachtung zu fragen, warum man es nöthig fände ein eingebildetes unsichtbares Wesen als die Ursache jener Siege anzugeben, die doch hinreichend durch die Tapferkeit und Disciplin der Legionen zu erklären wären. Er macht die abgeschmackte Verehrung fürs Alterthum

 lächer-

lächerlich, da dieses dienen könnte die Fortschritte der Künste zu hemmen und das menschliche Geschlecht zur ursprünglichen Barbarey zurückzuführen. Von da nahm er stufenweise einen höhern theologischen Ton an; er erklärte, daß das Christenthum allein die Lehre der Wahrheit und Seligkeit sey, und daß jeder Dienst der Vielgötterey die betrognen Anhänger desselben durch Pfade des Irrthums zum Abgrund des ewigen Verderbens führe. Argumente dieser Art, da sie besonders von einem sehr beliebten Bischof kamen, hatten die Gewalt die Wiederherstellung des Altars der Siegsgöttin zu verhindern; eben diese Argumente aber hatten nachher weit mehr Energie und Wirkung in dem Munde eines Kaysers, und so wurden die Götter des Alterthums im Triumph hinter dem Wagen des Theodosius geschleppt.

In einer öffentlichen Senatsversammlung legte der Kayser der republicanischen Form gemäß die wichtige Frage vor: Ob die Verehrung Jupiters oder Christi die Religion der Römer seyn sollte? Die Freyheit darüber zu stimmen, die er den Anschein nach erlaubte, wurde durch die Hofnung und Furcht vernichtet, die seine Gegenwart einflößten. Das despotische Exil des Symmachus war eine neuerliche Erinnerung, daß es gefährlich seyn könnte sich den Wünschen des Monarchen zu widersetzen. Nach einer regelmässigen Stimmensammlung des Senats wurde Jupiter durch eine sehr grosse Majorität abgesetzt. Dieses ist weniger zu verwundern, als daß sich noch einige Mitglieder fanden, die kühn genug waren durch ihre Reden und Stimmen zu erklären, daß sie der herabgewürdigten Gottheit dennoch anhiengen. Die schleunige Bekehrung

des

des Senats muß entweder übernatürlichen oder niedrigen Bewegungsgründen zugeschrieben werden. Viele von diesen Proselyten zeigten bey allen günstigen Gelegenheiten ihre geheime Neigung, die verhaßte Larve der Verstellung wegzuwerfen; sie wurden aber nach und nach in der neuen Religion gegründet, da zur Wiederherstellung der alten die Hofnung immer mehr abnahm, und gaben daher der Autorität des Kaysers, der herrschenden Mode und dem Flehen ihrer Weiber und Kinder nach, die von der Clerisey in Rom und den orientalischen Mönchen regiert wurden. Das erbauliche Beyspiel der berühmten anicischen Familie wurde bald von dem übrigen Adel nachgefolgt. Die Bassier, die Pauliner, die Grachen nahmen die christliche Religion an; und (nach den hochtrabenbenden Ausdrücken des Prudentius) „so waren die Lichter „der Welt, die ehrwürdige Versammlung der Catonen unge„duldig ihre Pontificalkleider abzulegen, die Haut der alten „Schlange wegzuwerfen, die schneeweissen Mäntel der getauf„ten Unschuld anzulegen und den Stolz der consularischen In„signia vor den Gräbern der Märtyrer zu beugen.“ Die Bürger, die von ihrer eignen Industrie lebten, und der Pöbel, der von der öffentlichen Freygebigkeit seinen Unterhalt zog, alles füllte die Kirchen von Lateran und Vatican mit zahllosen Haufen andächtiger Proselyten. Die Decrete des Senats, die die fernere Verehrung der Götzen verboten, wurden endlich durch den allgemeinen Beyfall der Römer bestätigt; der Glanz des Capitols erlosch, und die einsamen verlassenen Tempel wurden der Verachtung und dem Ruin Preiß gegeben. Rom unterwarf sich dem Joch des Evangeliums, zu der Zeit da die überwundnen Provinzen

noch nicht ihre Ehrfurcht für den Namen und Autorität Roms verlohren hatten.

Die Frömmigkeit der Kayser und ihre kindliche Liebe gegen die ewige Stadt vermochte sie bey der Reformation derselben mit viel Behutsamkeit und Zärtlichkeit zu Werke zu gehn; allein mit den Vorurtheilen der Provincialen verfuhren diese despotische Monarchen ganz anders. Die fromme Arbeit, die beynahe zwanzig Jahr seit dem Tode des Constantius unterlassen worden war, wurde mit neuem Eifer wieder angefangen und durch den Theodosius gänzlich vollendet. Während, daß dieser kriegerische Fürst noch mit den Gothen nicht für den Ruhm, sondern für die Sicherheit der Republic kämpfte, so wagte er es einen beträchtlichen Theil seiner Unterthanen durch Handlungen zu beleidigen, die ihm vielleicht den Schutz des Himmels versichern konnten, allein in den Augen der menschlichen Klugheit übereilt und sehr unzeitig schienen. Der gute Erfolg seiner ersten Versuche gegen die Heiden, munterte den frommen Kayser auf, seine Proscriptionsedicte zu erneuern und zu vermehren. Die nämlichen Gesetze, die ursprünglich in den Provinzen des Orients bekannt gemacht worden waren, wurden nach der Niederlage des Maximus auf das ganze westliche Reich ausgedehnt und jeder Sieg des orthodoxen Thedosius trug zum Triumph des christlichen und catholischen Glaubens bey. Er grif dem Aberglauben ans Herz, da er den Gebrauch der Opfer untersagte, die er sowohl für strafwürdig als ehrlos erklärte, und wenn die Ausdrücke in seinen Edicten am stärksten gegen die gottlose Neugierde gerichtet waren, die die Eingeweide der Opferthiere unter=

untersuchte, so zeigten alle folgende Erläuterungen genugsam an, daß überhaupt alles religiöse Erwürgen der Thiere zu obigen Verbrechen gerechnet wurde, weil dieses ein Hauptartikel der heidnischen Religion war. Da die Tempel zu dem Endzweck des Opferns errichtet worden, so war es die Pflicht eines wohlthätigen Fürsten von seinen Unterthanen die gefährliche Versuchung zu entfernen, gegen seine Gesetze zu handeln.

Cynegius, der prätorische Präfect im Orient, und hernach auch die beyden Grafen Jovius und Gaudentius, zwey Männer von hohem Rang in Westen, erhielten den besondern Auftrag die Tempel zu verschliessen, die Instrumente des Götzendienstes zu vernichten, die Privilegien der Priester abzuschaffen und das der alten Religion geweihete Eigenthum zum Vortheil des Kaysers, der Kirche und des Heers einzuziehn. Hier hätte die Wuth aufhören können, und die von allem entblößten Gebäude, die nicht länger zum Dienst der Götzen gebraucht wurden, gegen die verwüstende Raserey des Fanatismus beschützt werden sollen. Viele dieser Tempel waren die schönsten und prächtigsten Denkmähler der griechischen Baukunst, und es erfoderte das Interesse des Kaysers selbst, nicht den Glanz seiner eignen Städte zu vernichten oder den Werth seiner eignen Besitzungen zu verringern. Diese herrlichen Gebäude hätten als so viel fortdauernde Tropheen des Siegs Christi stehen bleiben können. Bey der Abnahme der Künste wären sie sehr nützlich zu Magazinen, Manufacturen oder öffentlichen Versammlungsörtern zu brauchen gewesen; und vielleicht, wenn die Mauren der Tempel durch christliche Ceremonien hinreichend gereinigt worden wären, so würde der Dienst

der wahren Gottheit die alte Schuld des Götzendienstes wieder ausgesöhnt haben. So lange sie aber noch vorhanden waren, unterhielten die Heiden die heimliche Hofnung, daß eine günstige Revolution, ein zwoter Julian, die Altäre der Götter wieder herstellen könnte. Der Ernst, womit sie ihre vergeblichen Bitten vor den Thron brachten, vermehrte den Eifer der christlichen Reformatoren die Wurzel des Aberglaubens ohne alle Barmherzigkeit auszurotten. Die Gesetze der Kayser zeigen Symptome einer mehr gemässigten Denkungsart, ihre kalten Bemühungen aber waren unzureichend den Strom von Enthusiasmus und Raub aufzuhalten, der von den geistlichen Beherrschern der Kirche geleitet oder vielmehr fortgetrieben wurde.

In Gallien setzte sich der heilige Martin, Bischof von Tours, an die Spitze seiner getreuen Mönche, um die Götzenbilder, die Tempel und die geheiligten Bäume in seinem weitläuftigen Kirchsprengel zu zertrümmern. In Syrien beschloß der vortrefliche, göttliche Marcellus, wie ihn Theodoret nennt, ein von apostolischem Eifer glühender Bischof, die prächtigen Tempel in dem Kirchsprengel Apamea dem Erdboden gleich zu machen. Die grosse Festigkeit und Kunst womit der Tempel Jupiters erbauet war, widerstand seinem Angrif. Dies herrliche Gebäude lag auf einem Hügel; die hohe Decke desselben war auf jeder Seite von funfzehn massiven Säulen gestützt, die sechszehn Fuß im Umfang hatten; und die ungeheuren Steine, woraus man sie zusammengesetzt, waren mit Bley und Eisen feste verbunden. Man versuchte zur Zerstörung die stärksten und schärfsten Instrumente, jedoch ohne

Wirkung.

Wirkung. Man fand daher nöthig die Grundlage der Säulen zu unterminiren, da sie denn umfielen, so bald die zu diesem Endzweck errichteten hölzernen Stützen vom Feuer verzehrt waren. Die Schwierigkeiten der Unternehmung wurden unter der Allegorie eines schwarzen Dämons beschrieben, der die Operationen der christlichen Ingenieurs aufgehalten hätte, da er sie nicht ganz vereiteln konnte. Durch diesen Sieg aufgeblasen zog nun Marcellus selbst gegen die Mächte der Finsterniß zu Felde. Ein zahlreicher Haufen von Soldaten und Gladiatoren marschirte unter der bischöflichen Fahne, und so wurden alle die Tempel im Kirchsprengel von Apamea, einer nach dem andern angegriffen. Wo nur irgend Widerstand oder Gefahr zu befürchten war, nahm der Champion des Glaubens seinen Platz sehr weißlich in einer gehörigen Entfernung ein, wo ihn kein Pfeil treffen konnte. Diese Vorsicht aber war die Ursach seines Todes. Eine Anzahl wüthendgemachter Landleute fiel an diesem Zufluchtsort über ihn her, und hieben ihn in Stücken. Der Synod der Provinz erklärte sodann ohne Bedenken, daß der heilige Marcellus sein Leben für die Sache Gottes aufgeopfert hätte. Diese Sache ferner zu unterstützen, stürzten die Mönche mit tobender Raserey aus den Wüsten hervor, und zeigten ihren fanatischen Eifer. Sie verdienten die Feindschaft der Heiden, und manchen wurde mit grossem Recht Vorwürfe wegen Geiz und Unmässigkeit gemacht. Den Geiz zeigten sie beym Plündern der Heiligthümer und die Unmässigkeit auf mancherley Art. Nur eine kleine Anzahl von Tempeln entgieng der Zerstörung durch die Furcht, durch die Bestechung oder die kluge Vorsicht der geistlichen oder weltlichen Obrigkeit. Der Tempel der himmlischen

lischen Venus zu Carthago, dessen geheiligter Bezirk einen Umfang von zwey Meilen hatte, wurde vernünftiger Weise in eine christliche Kirche verwandelt. Eine ähnliche Consecration hat das majestätische Pantheon in Rom unzerstört erhalten. Indessen sahe man in allen Provinzen der römischen Welt ein Heer Fanatiker, ohne Autorität und ohne Disciplin den friedfertigen Einwohnern das Ihrige rauben. Die Trümmer der schönsten Gebäude des Alterthums zeigen noch jetzo die Wuth dieser Barbaren, die allein Zeit und Neigung hatten, solche mühsame Zerstörungen zu unternehmen.

In diesem weiten mannigfaltigen Prospect von Verwüstung, unterscheidet der Zuschauer die Ruinen von dem Tempel des Serapis in Alexandria. Serapis scheint nicht einer von den eingebohrnen Göttern oder Ungeheuern zu seyn, die aus dem fruchtbaren Erdreich des abergläubigen Egyptens hervorgiengen. Der erste der Ptolomeer wurde durch einen Traum veranlaßt, diesen mysteriösen Fremdling von der Küste von Pontus einzuführen, wo er lange Zeit von den Einwohnern von Synope angebetet worden war; seine Attribute aber und seine Regierung verstand man so unvollkommen, daß es ein Gegenstand von Streitigkeiten war, ob er die glänzende Scheibe des Tages oder den düstern Monarchen der unterirdischen Regionen vorstellte. Die Egypter, die hartnäckig der Religion ihrer Vorfahren folgten, schlugen es aus, diese fremde Gottheit innerhalb den Mauern ihrer Städte aufzunehmen. Die gefälligen Priester aber, die durch die Freygebigkeit der Ptolomeer bestochen waren, unterwarfen sich ohne Widersetzung der Macht des pontischen Gottes. Man verfer-

verfertigte eine ehrenvolle und patriotische Genealogie, und dieser glückliche Usurpator wurde zum Thron und zum Bette des Osiris geführt, zum Gemahl der Isis und zum himmlischen Monarchen von Egypten gemacht. Alexandria, das auf seinen besondern Schutz Ansprüche gründete, war stolz auf den Namen der Stadt des Serapis. Sein Tempel, dessen stolze Pracht mit dem Capitol wetteiferte, war auf dem geräumigen Gipfel eines künstlichen Berges erbaut, zu welchem man auf hundert Stuffen stieg; die innere Höhlung des Berges war stark durch Schwibbogen und Pfeiler gestützt, und in Gewölber und unterirrdische Kammern abgetheilt. Die geheiligten Gebäude waren mit einem vierwinklichten Portico umgeben; die majestätischen Säle und die vortreflichsten Bildsäulen zeigten den Triumph der Künste. Ausserdem wurden die Schätze der alten Gelehrsamkeit in der berühmten Alexandrinischen Bibliothek aufbewahrt, die mit neuem Glanz aus ihrer Asche hervorgegangen war. Nachdem durch die Edicte des Theodosius die heidnischen Opfer strenge verboten waren, wurden sie dennoch in der Stadt und dem Tempel des Serapis tolerirt. Diese sonderbare Nachsicht schrieb man unbedachtsam der abergläubischen Furcht der Christen selbst zu, als wenn sie Bedenken trügen, diese alte religiöse Ceremonien abzuschaffen, die allein die wohlthätigen Ueberschwemmungen des Nils, die egyptischen Erndten, und die Subsistenz von Constantinopel versichern konnten.

Zu der Zeit war auf dem erzbischöflichen Thron von Alexandria, Theophilus, der geschworne Feind der Ruhe und der Tugend; ein kühner, böser Mann, dessen Hände wechsels-

weise mit Gold und mit Blut befleckt waren. Seine fromme Wuth wurde durch die Ehrenbezeugungen angefeuert, die man dem Serapis erwieß. Die Beleidigungen, die er einem alten Tempel des Bachus zufügte, überzeugte die Heiden, daß er bald wichtigere und mehr gefährliche Unternehmungen wagen würde. In der tumultuarischen Hauptstadt von Egypten war die geringste Kränkung hinreichend einen bürgerlichen Krieg zu erregen. Die Verehrer des Serapis, deren Anzahl und Macht bey weitem nicht ihren Gegnern gleich kam, ergriffen die Waffen auf Anreizung des Philosophen Olympius, der sie ermahnte in Vertheidigung der Altäre ihrer Götter zu sterben. Diese heidnischen Fanatiker verschanzten sich in dem Tempel oder vielmehr der Burg des Serapis, schlugen durch muthige Ausfälle die Belagerer zurück und vertheidigten sich aufs tapferste. Durch die unmenschlichen Grausamkeiten, die sie an ihren christlichen Gefangenen ausübten, erhielten sie den letzten Trost der Verzweiflung. Die Bemühungen der obrigkeitlichen Personen wurden mit gutem Erfolg zu Bestimmung eines Waffenstillstandes angewandt, bis die Antwort des Theodosius das Schicksal des Serapis entscheiden konnte. Als dieser Zeitpunct erschien, versammleten sich beyde Partheyen ohne Waffen auf den größten Platz der Stadt, und hier wurde das kayserliche Decret öffentlich vorgelesen. Als man den Inhalt hörte, der die Zerstörung der Götzenbilder in Alexandria anbefahl, so erhoben die Christen ein grosses Freudengeschrey, während daß die unglücklichen Heiden, deren Wuth der Betäubung Raum gegeben hatte, mit eilfertigen Schritten sich stillschweigend zurückzogen, und durch ihre Flucht dem Haß ihrer Feinde entgiengen. Theophilus über-

nahm

nahm es nun den Tempel des Serapis zu zerstören, wobey er jetzo keine andre Schwierigkeiten fand, als diejenigen, die von dem Gewicht und der Festigkeit der Materialien herkamen. Diese Hindernisse aber waren so groß, daß er genöthigt war die unterirrdischen Gebäude unberührt zu lassen, die obern Theile hingegen wurden in einen Schutthaufen verwandelt, der hernach in etwas vermindert wurde, um Platz für eine Kirche zu machen, die man den christlichen Märtyrern zu Ehren errichtete.

Die unschätzbare Büchersammlung in Alexandria wurde hiebey auch geplündert oder zerstöret. Der Anblick der leeren Fächer erregte noch zwanzig Jahr nachher, wie Eunapius sagt, den Unwillen und Schmerz eines jeden Zuschauers, dessen Geist noch nicht ganz durch Religionsvorurtheile verfinstert war. Die Werke der Alten, die Denkmähler des menschlichen Genies, von denen viele unwiederbringlich verlohren giengen, hätten natürlich in dem Schifbruch des Götzendienstes nicht mit verwickelt werden sollen, damit sie zum Vergnügen und Unterricht künftiger Zeitalter dienen konnten; der fromme Eifer oder der Geiz des Erzbischofs hätte mit der reichen Beute gesättigt seyn können, die die Belohnung seines Siegs war. Während daß die Bildnisse und die goldnen und silbernen Gefässe sorgfältig eingeschmolzen wurden, wobey alles was von anderm Metall war nicht geachtet, sondern auf die Strassen geworfen wurde, arbeitete Theophilus die Laster und Betrügereyen der Götzenpriester aufzudecken; ihre Geschicklichkeit im Gebrauch des Magnets; ihre geheimen Methoden einen Menschen in hohlen Bildsäulen kriechen zu lassen; und ihr schändlicher

Mißbrauch das Zutrauen andächtiger Ehemänner und unerfahrner Frauenspersonen zu hintergehn. Beschuldigungen dieser Art scheinen einen Grad von Glaubwürdigkeit zu erhalten, da sie dem listigen eigennützigen Geist des Aberglaubens nicht zuwider sind; aber eben dieser Geist ist auch zu sehr geneigt zu der schlechten Handlung, einen gefallenen Feind zu beleidigen und zu verläumden; und unser Glaube wird natürlich durch die Betrachtung geschwächt, daß es viel leichter ist eine fabelhafte Geschichte zu erfinden, als einen Betrug fortzusetzen.

Die colossalische Statue des Serapis wurde mit in den Untergang seines Tempels und seiner Religion verwickelt. Eine Menge Platten von verschiedenen Metallen, die künstlich zusammen verbunden waren, stellten die majestätische Figur der Gottheit dar, die auf jeder Seite die Mauern des Heiligthums berührte. Der Anblick des Serapis, seine sitzende Stellung, und der Scepter, den er in der linken Hand trug, waren den gewöhnlichen Abbildungen Jupiters ungemein ähnlich. Jedoch war er vom Jupiter durch einen Korb unterschieden, der auf seinem Haupte stand, und durch das emblematische Ungeheuer, das er in der rechten Hand hielt. Dieses zeigte den Kopf und den Körper einer Schlange mit drey Schwänzen, deren Enden drey Köpfe hatten, von einem Hunde, von einem Löwen und von einem Wolf. Man glaubte durchgehends, daß wenn gottlose Hände sich erfrechen solten, die Majestät des Gottes zu verletzen, so würde Himmel und Erde augenblicklich in ihr ursprüngliches Chaos zurückfallen. Ein kühner Soldat, vom Religionseifer angefeuert und mit

einem

einem grossen Bataillenbeil bewafnet, stieg die Leiter hinan, und selbst die christliche Menge Volks wartete nicht ohne Angst auf den Ausgang der Unternehmung. Er that einen gewaltigen Streich nach der Backe des Serapis, und sie fiel zur Erde; der Donner schwieg, und sowohl der Himmel als die Erde blieben in ihrer gewöhnlichen Ruhe. Der triumphirende Soldat wiederholte seine Streiche, und so stürzte das ungeheure Götzenbild zu Boden, und wurde in Stücken zerbrochen. Man schleppte die Glieder des Serapis auf die schimpflichste Weise durch die Strassen von Alexandria. Der verstümmelte Rumpf wurde im Amphitheater unter dem Jubelgeschrey des Pöbels verbrannt, und viele Personen schrieben ihre Bekehrung der Entdeckung der Ohnmacht ihrer alten Gottheit zu.

Die dem Volk so angenehmen Religionsmethoden, vermittelst welchen man sichtbare und materielle Gegenstände der Anbetung aufstellt, haben den Vortheil, mit den Sinnen der Menschen vertraut zu werden. Dieser Vortheil aber wird durch die mannigfaltigen unvermeidlichen Zufälle geschwächt, welchen der Glaube des Götzendieners ausgesetzt ist. Es ist kaum möglich, daß er in jeder Lage des Geistes seine uneingeschränkte Verehrung gegen die Götzen oder die Reliquien beybehalten solte, die das blosse Auge und die profane Hand ganz unfähig sind von den gemeinen Producten der Kunst und Natur zu unterscheiden; und wenn in der Stunde der Gefahr ihre geheimen und wunderthätigen Tugenden nicht für ihre eigne Erhaltung wirken, so verachtet er die eitle Rechtfertigung seiner Priester, und verlacht mit Recht den Gegenstand

und

und die Thorheit seiner vorigen abergläubischen Zuneigung. Nach dem Fall des Serapis hatten die Heiden noch einige Hofnung, daß der Nil seinen jährlichen Tribut den gottlosen Beherrschern von Egypten versagen würde, und der ausserordentliche Aufschub der Ueberschwemmung schien den Unwillen des Flußgottes zu verkündigen. Allein dieser Aufschub wurde bald durch das schnelle Anschwellen des Wassers ersetzt. Es stieg jählings zu einer so ungewöhnlichen Höhe, daß die mißvergnügte Parthey sich mit der angenehmen Erwartung einer Sündfluth tröstete, bis der ruhige Fluß wieder zu der alten fruchtbar machenden Tiefe von dreyßig Fuß herabsank.

Die Tempel des römischen Reichs waren öde oder zerstöret, dennoch versuchte der sinnreiche Aberglaube der Heiden, den Gesetzen des Theodosius auszuweichen, wodurch alle Opfer strenge verboten waren. Die Einwohner auf dem Lande, deren Betragen weniger dem Auge der boßhaften Neugierde ausgesetzt war, verstellten ihre religiöse Versammlungen unter der Maske geselliger Zusammenkünfte. Bey feyerlichen Festen versammleten sie sich in grosser Anzahl unter dem Schatten geheiligter Bäume; Schafe und Ochsen wurden geschlachtet und gebraten. Dieses ländliche Vergnügen aber wurde zu einer Religionsfeyerlichkeit durch den Gebrauch des Rauchwerks und die Anstimmung der Hymnen, die man zu Ehren der Götter sang. Man wandte vor, daß da kein Theil der geschlachteten Thiere zum Brandopfer gemacht würde, und sich kein Altar dabey fand, das Blut aufzunehmen, überdem auch kein vorhergehender Genuß von Salzkuchen, oder die Schlußceremonie der Libationen dabey gesehn wurden, so

könnte

könnte man diese Versammlungen nicht als gesetzwidrige Opfer betrachten. Diese vergeblichen Vertheidigungen aber wurden durch das letzte Edict des Theodosius vernichtet, das dem heidnischen Aberglauben die Todeswunde beybrachte. Dies Verbotgesetz ist in ganz despotischen und bestimmten Ausdrücken abgefaßt. Der Kayser sagt darin: „Es ist unser Wille und „Befehl, daß keiner von unsern Unterthanen, weder Ma„gistratspersonen noch Privatbürger, so erhaben und niedrig „auch immer ihr Rang und Stand seyn mag, sich unterfan„gen soll, in irgend einer Stadt oder an einem Ort ein unbe„seeltes Götzenbild durch das Opfer eines unschuldigen Thieres „zu verehren." Die Handlung des Opferns und die prophetische Ausdeutung der Eingeweide des Opferthiers wurden für Hochverrath gegen den Staat erklärt, den nur allein der Tod des Verbrechers büssen könnte. Die heidnischen Religionsgebräuche, die weder blutig noch jemand nachtheilig waren, wurden abgeschaft, unter dem Vorwand, daß sie die Wahrheit und Ehre der christlichen Religion beleidigten. Erleuchtungen, Blumenkränze, Rauchwerk und Weinlibationen wurden ausdrücklich benennt und verdammt; selbst die unbedeutenden Hausgötter waren in diesem strengen Verbot mit eingeschlossen. Die Vollziehung irgend einer dieser gesetzwidrigen Ceremonien war für den Uebertreter mit dem Verlust seines Hauses, oder des Landguts verknüpft, wo die Handlung geschehn war; hatte er aber auf eine listige Art das Eigenthum eines andern zu diesen gottlosen Scenen erwählt, so mußte er ohne Aufschub die grosse Geldstrafe von fünf und zwanzig Pfund Gold erlegen. Eine eben so ausserordentliche Geldstrafe wurde auf die Nachsicht mit den heimlichen Feinden

der Religion gesetzt, wenn man vernachläßigen würde, das Verbrechen des Götzendienstes zu bestrafen. So war der Verfolgungsgeist der Gesetze des Theodosius, die zu wiederholtenmalen von seinen Söhnen und Enkeln mit dem lauten einmüthigen Beyfall der christlichen Welt erneuert wurden.

Unter den grausamen Regierungen des Decius und Diocletians wurde das Christenthum als eine Revolte gegen die alte erbliche Religion des Reichs verdammt; und der ungerechte Verdacht, den man von einer gefährlichen Faction unterhielt, war einigermaassen durch die unzertrennliche Eintracht und die schnellen Fortschritte der catholischen Kirche gerechtfertigt. Allein diese Entschuldigungen von Furcht und Unwissenheit kann man nicht auf die christlichen Kayser anwenden, die die Vorschriften der Menschlichkeit und des Evangeliums aus den Augen setzten. Die Erfahrung von Jahrhunderten hatte sowohl die Schwäche als die Thorheit der heidnischen Religion hinreichend aufgedeckt, und das Licht der Vernunft und des Glaubens dem größten Theil des Menschengeschlechts das Läppische des Götzendienstes gezeigt. Die immer mehr abnehmende Secte, die demselben noch getreu geblieben war, hätte wohl die Zufriedenheit geniessen können, in Ruhe und Dunkelheit den religiösen Gebräuchen ihrer Vorfahren zu folgen. Hätten die Heiden den muthigen unbezwinglichen Eifer der ersten Christen gehabt, so würde der Triumph der Kirche mit Blut befleckt worden seyn, und die Märtyrer des Jupiters und Apollo hätten die glorreiche Gelegenheit ergriffen, ihr Vermögen und Leben zu den Füssen ihrer Altäre zu legen. Ein solcher hartnäckiger Eifer aber war nicht dem schwankenden

sorglosen Geist des Polytheismus gemäß. Die heftigen und wiederholten Streiche der orthodoxen Regenten, wurden durch die sanfte nachgebende Substanz, gegen welche sie gerichtet waren, geschwächt; und der bereitwillige Gehorsam der Heiden sicherte sie wider die Strafen der theodosischen Gesetze. Anstatt zu behaupten, daß die Autorität der Götter grösser als die kayserliche sey, hielten sie vielmehr nach einem kleinen Murren mit den Religionsgebräuchen ein, die ihr Monarch verdammt hatte. Geriethen sie auch bisweilen in Versuchung in einen Anfall von Leidenschaft, oder durch die Hofnung gereizt, daß es verborgen bleiben würde, ihren Lieblingsaberglauben zu befolgen, so entwafnete doch ihre demüthige Reue die Strenge der christlichen Obrigkeit, und selten schlugen sie aus, um ihr Vergehen zu büssen, obgleich mit geheimen Widerwillen, sich dem Joch des Evangeliums zu unterwerfen.

Die Kirchen waren mit einer beständig sich mehrenden Menge dieser unwürdigen Proselyten angefüllt, die aus zeitlichen Bewegungsgründen sich der herrschenden Religion gemäß betrugen. Während daß sie mit andächtigen Mienen die Geberden der Gläubigen nachahmten, und ihre Gebete herplapperten, befriedigten sie ihr Gewissen durch die stillschweigende aber aufrichtige Anrufung der Götter des Alterthums. Wenn es den Heiden an Geduld fehlte zu leiden, so fehlte es ihnen auch an Muth zu widerstehn, und die zerstreuten Myriaden, die den Untergang ihrer Tempel bejammerten, unterwarfen sich ohne Kampf dem Glück ihrer Gegner. Der unordentliche Widerstand der Bauern in Syrien und des alexandrinischen Pöbels gegen die Wuth des Privatfanatismus, wurde

durch den Namen und die Autorität des Kaysers bald wieder gestillt. Die Heiden in Westen, ohne zu der Erhebung des Eugenius etwas beyzutragen, entehrten durch ihren partheyischen Anhang die Sache und den Character des Usurpators. Die Clerisey klagte bitterlich, das er das Verbrechen der Rebellion durch die Schuld der Glaubensverläugnung vermehrte; daß vermöge seiner Erlaubniß der Siegsaltar wieder hergestellt war, und daß die abgöttischen Symbolen des Jupiters und Hercules im Schlachtfelde gegen die unüberwindliche Kreuzesfahne aufgeführt würden. Die Hofnungen der Heiden aber wurden durch die Niederlage des Eugenius bald wieder vernichtet, und sie blieben der Rache des Eroberers ausgesetzt, der nun durch die Ausrottung des Götzendienstes die Gunst des Himmels verdienen wollte.

Eine Nation von Sclaven ist immer vorbereitet die Gnade ihres Herrn zu bewundern, der in dem Mißbrauch der unumschränkten Gewalt nicht völlig zu dem äussersten Grad der Ungerechtigkeit und Unterdrückung schreitet. Theodosius konnte ohne Zweifel seinen heidnischen Unterthanen die Wahl zwischen Taufe und Tod lassen, und der beredte Libanius prieß auch wirklich die Mässigung eines Fürsten, der nie durch ein ausdrückliches Gesetz befahl, daß alle seine Unterthanen sogleich die Religion ihres Beherrschers annehmen und ausüben solten. Das Bekenntniß zum Christenthum wurde nicht zu einer wesentlichen Eigenschaft gemacht, die Vorrechte der bürgerlichen Gesellschaft zu geniessen; auch waren keine besondern Unterdrückungen für die Sectirer bestimmt, die mit blinden Glauben die Fabeln des Ovid annahmen und hartnäckig die

Wunder

Wunder des Evangeliums verwarfen. Der kayserliche Palast, die Schulen, das Kriegsheer und der Senat waren mit erklärten andächtigen Heiden angefüllt, die ohne Unterschied zu den Civil- und Militärehrenstellen des Reichs befördert wurden.

Theodosius bewieß seine Achtung für Tugend und Genie durch die Consulwürde, die er dem Symmachus ertheilte, und durch die persönliche Freundschaft, womit er den Libanius beehrte. Diese beyden beredten Vertheidiger des Heidenthums wurden nie aufgefodert ihre Religionsmeinungen zu verändern oder sie zu verstellen. Die Heiden genossen eine unbegränzte Freyheit im Reden und Schreiben. Die historischen und philosophischen Ueberreste des Eunapius, des Zosimus und der fanatischen Lehrer der platonischen Schule zeigen den wüthendsten Haß und sind voll der schimpflichsten Ausdrucke in Ansehung der Gesinnungen und des Betragens ihrer siegreichen Gegner. Waren diese kühne Schmähschriften öffentlich bekannt, so müssen wir die vernünftigen Grundsätze der christlichen Monarchen loben, die mit einem verächtlichen Lächeln die letzten ohnmächtigen Bemühungen des Aberglaubens und der Verzweiflung betrachteten. Indessen wurden doch die kayserlichen Gesetze, die die Opfer und andre heidnische Ceremonien untersagten, strenge befolgt, und so wurde nach nnd nach der Einfluß einer Religion vernichtet, die mehr durch Gewohnheit als durch Argumente sich bisher erhalten hatte. Die Andacht des Dichters oder des Philosophen kann zwar insgeheim durch Gebet, Meditation und Studieren genährt werden, aber die Ausübung des öffentlichen Gottesdienstes scheint die einzige feste Grundlage der Religionsgesinnungen

gen beym Volk zu seyn, die ihre Kraft von der Nachahmung und Gewohnheit erhalten. Die Unterbrechung solcher öffentlichen Ausübung, kann in einem Zeitraum von wenigen Jahren das wichtige Werk einer Nationalrevolution vollenden. Das Andenken an theologische Meynungen, kann nicht lange aufbewahrt werden, ohne die künstlichen Hülfsmittel von Priestern, Tempeln und Büchern. Der unwissende Pöbel, der immer noch von den blinden Hofnungen und Schrecken des Aberglaubens belebt wird, ist sodann bald von seinen Obern zu bereden, den regierenden Gottheiten des Zeitalters seine Gelübde darzubringen, und so schleicht sich bey ihm nach und nach ein brennender Eifer ein, für die Unterstützung und Fortpflanzung der neuen Lehre, deren Annahme der geistige Hunger zuerst bewirkt. Die Generation, die nach Bekanntmachung der kayserlichen Religionsgesetze in die Welt kam, wurde durch mancherley Bewegungsgründe zur katholischen Kirche gezogen, und so schnell, jedoch dabey so sanft war der Fall des Heidenthums, das bereits acht und zwanzig Jahr nach dem Tode des Theodosius die äusserst geringen Spuren dieser Religion dem Auge des Gesetzgebers nicht länger sichtbar waren.

VIII.

Eine unbekannte Anecdote von Voltaire.

Diese Anecdote ist aus einem neuen höchst merkwürdigen Buch genommen, betitelt: Memoires du Marechal Duc de Villars, das von dem grossen Feldherrn selbst abgefaßt, und den Deutschen bis jetzt größtentheils nur aus der langen sehr interessanten Recension in der allgemeinen Litteraturzeitung bekannt ist.

Hier sind des Marschalls eigne Worte:

„Zu eben dieser Zeit (April 1726) wurde Voltaire in „die Bastille gebracht, ein Aufenthalt, der ihm nicht unbe„kannt war. Dieser Voltaire war ein Jüngling, der bereits „in seinem achtzehnten Jahr für den größten Dichter seiner „Zeit gehalten wurde. Er hatte sich durch sein Gedicht von „Heinrich IV. das er auf seinen ersten Reisen nach der Bastille „verfertigt, und durch einige sehr geschätzte Theaterstücke vor„theilhaft ausgezeichnet. Dieses grosse Feuer des Geistes „aber ist in der Jugend nicht allemal mit Klugheit im Betra„gen verbunden, so auch hier, denn er war ein grosser Dich„ter und sehr etourdi *). Er hatte mit dem Chevalier von

 „Rohan

*) Der Uebersetzer bittet den eifrigen Puristen, sich über dieses undeutsche Wort nicht zu ärgern, denn es wäre sehr unschicklich gewesen, bey dem gänzlichen Mangel eines gleichbedeuten den deutschen, dem grossen Villars hier ein falsches

„Rohan bey der Lecouvreur, einer sehr guten Schauspielerin, „Streitigkeit gehabt. Nach sehr beleidigenden Worten hatte „ihm dieser seinen Stock gezeigt. Voltaire grif darauf zum „Degen. Der Chevalier war wegen eines unglücklichen Falls „ausser Stande mit dem Degen umzugehn; er ergrif daher „das Mittel, Voltairen bey hellem Tage Stockprügel geben zu „lassen. Dieser, anstatt den Weg der Justitz einzuschlagen, „hielt es für edler sich durch die Waffen zu rächen. Man „behauptet, daß er die Mittel dazu sorgfältig, allein mit zu „viel Unbesonnenheit suchte. Der Cardinal von Rohan bat „den Herzog von Bourbon ihn in die Bastille zu setzen. Der „Befehl wurde gegeben, vollzogen, und der unglückliche „Dichter, nachdem er ausgeprügelt worden war, wurde noch „obendrein eingekerkert. Das Publicum, das gewöhnlich „geneigt ist alles zu tadeln, fand diesesmal, und mit Recht, „daß alle dabey Unrecht hatten; Voltaire, weil er den Chevalier von Rohan beleidigt; dieser, weil er sich unterstanden „ein Todeswürdiges Verbrechen zu begehn, da er einen Bürger „des Staats prügeln ließ; und die Regierung, weil sie nicht „diese allgemein bekannte schlechte Handlung bestrafte, sondern „vielmehr den Geprügelten in die Bastille schickte, um den „Prügler zu beruhigen.“

sches Wort unterzuschieben, besonders da von keinem geringern Mann als von einem Voltaire und dessen Character die Rede ist. Suum cuique.

IX.

Warnung ans Publicum.

Folgendes ist zur Bekanntmachung eingesandt worden; ein Verlangen, daß der Herausgeber dieses Journals desto eher bewilligt, da er nicht umhin kann, die auf Wahrheit gegründeten, obgleich etwas zu lebhaften Aeusserungen des biederdenkenden Einsenders zu billigen.

Zu einer Zeit, wo der Nachdruck den Abscheu aller ehrliebenden Menschen erregt, wo das Nachdruckergesindel anfängt Schwierigkeiten zu finden, ihr Diebshandwerk zu treiben, ja wo deren Beschützer selbst anfangen die gemeinsten Gesetze der Billigkeit zu hören, zu eben dieser Zeit tritt eine sogenannte typographische Gesellschaft in Hamburg auf, und hat die Unverschämtheit ein Journal aller Journäle anzukündigen, das eigentlich ein Nachdruck vieler Aufsätze aus den besten deutschen periodischen Schriften seyn soll, und zwar unter dem Vorwand, daß da das Publicum so sehr mit Journälen überhäuft sey, und die wenigsten Aufsätze Interesse hätten, sie die besten davon auswählen wollten. Wer sind denn diese Societätsmänner, auf deren Auswahl sich das Publicum verlassen soll? Der vorhabende litterarische Banditenstreich giebt doch diesen obscuren Zusammenstopplern, mit deren sonstigen Gewerbe es nicht fort will, kein Recht, sich als geschmackvolle Sammler anzukündigen. Vor zwey Jahren wurden unter

 dem

dem pompösen Titel: Jahrbücher des Geschmacks und der Aufklärung, ein ähnlicher Entwurf ausgeheckt, der aber nach drey Monat bereits in Stecken gerieth und Verleger und Autor mit Schande brandmarkte. Die hamburgischen typographischen Markthelfer, die sich auf ihre gesunden Fäuste zum Abschreiben verlassen, wollen an diesen verunglückten Project kein Beyspiel nehmen, sondern sind willens durch ihre Raubsucht eine Stadt zu beschimpfen, wo sonst das Eigenthumsrecht so sehr geachtet wird. Man warnet daher das Lesepublicum gegen diesen erneuerten Angrif, auf die leider mehr verfolgte, als beschützte deutsche Litteratur. Kein Billigkeit liebendes Postamt wird sich mit dieser Rotte abgeben, so wenig wie Buchhändler, die auf die Ehre ihrer Handlung halten; überdem wird auch den sächsischen Gesetzen gemäß, dies projectirte Journal aller Journäle nicht auf den Leipziger Messen geduldet werden.

Inhalt des siebenden Bandes.

Julius.

August.

IV. Das

September.

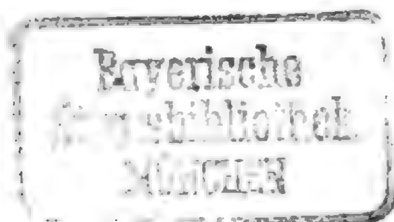
October.

November.

VII.

December.

Weissenfels,
gedruckt bey Caspar Simon Ifens sel. Erben.



2500,– (Bd 1–9)
14.8.84